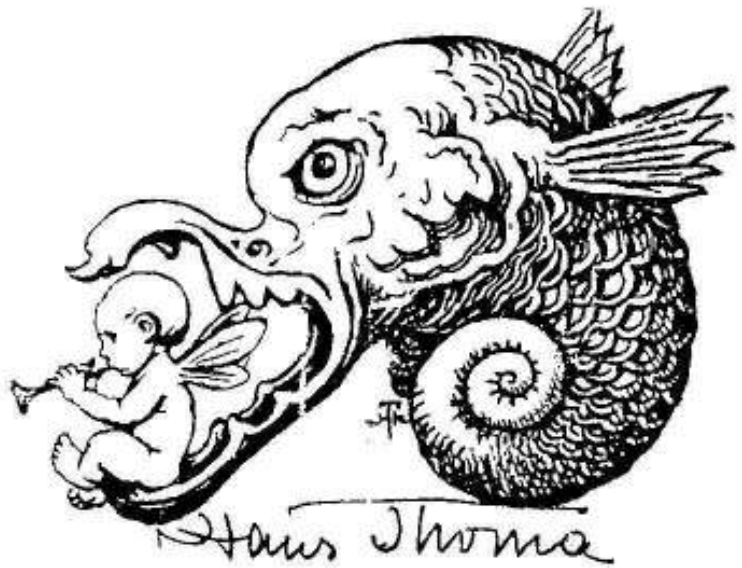
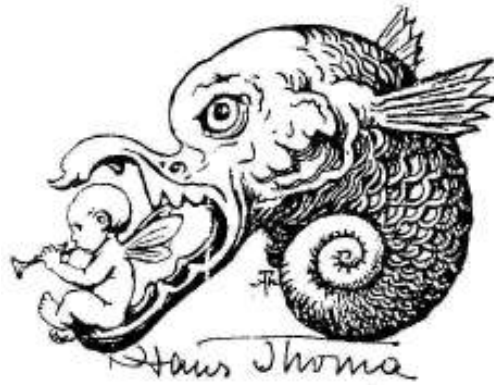


Günter Knopf

„Hintennach gesehen“



Hintennach gesehen



*Fast 90 Jahre bin ich im
Rätselrachen des Lebens gegessen,*

*konnt's nicht ergründen,
konnt's doch nicht ermessen.*

*Bald fahr' ich heim,
doch will ich nicht klagen,*

*bin ich zu Haus,
wird's Gott selber mir sagen.*

(obiges Signet und Text nach Hans Thoma (1839 – 1924).

Inhaltsverzeichnis

| | |
|--|-----|
| Vorwort / Rückschau | 5 |
| Der Nachholbedarf | 9 |
| Neuanfang | 20 |
| Der Ruf..... | 27 |
| Jährlicher Höhepunkt: Das Ferienlager | 36 |
| Alltag | 44 |
| Endlich Jugendleiter | 47 |
| Meine neue Heimat | 49 |
| Mein Chef..... | 53 |
| In Politik unterentwickelt? | 58 |
| Knopf auf Freiersfüßen..... | 65 |
| Neu-Orientierung..... | 69 |
| Vorbild oder ...? | 71 |
| Weg oder Umweg?..... | 74 |
| Es wird Ernst! | 76 |
| Zu neuen Ufern | 84 |
| Da waren's plötzlich Drei! | 97 |
| Endlich in „Amt und Würden“ | 101 |
| Ein Haus wird gebaut | 107 |
| Flurstraße – ein Kinderparadies | 115 |
| Kindermund | 125 |
| ... und “kluge” Reden der Alten..... | 126 |
| Die 60er Jahre – Studienfahrt nach Israel | 129 |
| Die Vergangenheit meldet sich: Der Auschwitz-Prozess . | 136 |
| Studeinreise nach Rom1965 | 137 |
| Schulalltag | 139 |
| Kurze Familienchronik..... | 142 |
| Studenten-Unruhen – Die „68er“ | 144 |
| Ein Ausweg? | 151 |
| Hilf Dir selbst, dann ... (die Verbandsgründung) . | 152 |
| Mein Kirchen-Kampf..... | 156 |
| Ein Blick in die Politik | 160 |
| Meine „Nebenberufe“ | 161 |
| Die Familie „en detail“ | 165 |
| Die Familie „en gros“ | 174 |
| Ein seltsamer “Grenzverkehr” | 176 |

| | |
|---|-----|
| Die Schule (ein letztes Mal?) | 181 |
| Mein Drittes Leben | 182 |
| Das Reisemobil | 184 |
| Die Jungfernfahrt..... | 191 |
| Englandfahrt mit Werner..... | 192 |
| Spanien-Reise mit Dora | 196 |
| Studienfahrten in die Sowietunion | 200 |
| Nordlandfahrt | 202 |
| Eine folgenschwere Wendung | 205 |
| Jugoslawien – Montenegro mit Wilhelm | 206 |
| 8-Pässe-Fahrt mit Werner und Wilhelm..... | 209 |
| Benelux-Fahrt mit Dora und Gudrun..... | 210 |
| Türkei-Fahrt..... | 213 |
| LT-Israel-Reise..... | 225 |
| Norwegen, Spanien, Pässefahrt mit Werner..... | 232 |
| Mauerfall | 233 |
| Das Ende | 235 |
| Was nun? | 241 |
| Eine außergewöhnliche Reise auf die Krim | 242 |
| Epilog | 247 |
| Dank..... | 249 |
| | |
| Bildnachweis | 249 |
| Abkürzungen | 250 |

„Hintennach“ gesehen

Motto:

Die zweite Hälfte seines Lebens verbringt der Weise damit, sich von den Torheiten, Vorurteilen und irrigen Ansichten zu befreien, die er sich in der ersten zu eigen gemacht hat.

Jonathan Swift

Vorwort

Dies soll der zweite Teil zu meinen Erinnerungen „...wie es dir selber gefällt“ werden. Er beginnt nach der Rückkehr aus meiner Gefangenschaft in Sevastopol auf der Krim (1945 – 49). Der Zeit nach ist es also mehr als die Hälfte meines Lebens, fast zwei Drittel. Ich bin auch kein Weiser, hoffe aber, dass ich durch das Mehr an Zeit (fast 60 Jahre) das Minus an Weisheit ausgleichen kann

Von Sören Kierkegaard¹ stammt die Erkenntnis: „Das Leben versteht man nur im Rückblick. Gelebt werden aber muss es vorwärts“. Durch Hintennach sehen denke ich, mehr Erkenntnisse von den Hintergründen meiner oft einfachen Erlebnisse zu gewinnen. Vielleicht löst sich auch hier und da das Rätselhafte im Zeitpunkt des Erlebens.

Darüber hinaus müsste etwas deutlich werden von dem, was man Glaubenserlebnisse nennt, d. h. welche Rolle das gespielt hat, was als Höchstwert im Denken und Handeln meines Leben bestimmend war. So gesehen ist hier jeder Mensch gefragt, auch wenn er von sich behauptet: „Ich glaube nichts“. Oder wie mein Ausbildungsgeselle während meiner Mechaniker-Lehrzeit in diesem Fall in seinem hessischen Dialekt gesagt hat: „Ich glaab, dass e Pund Rindflaasch e gud Supp gibt“. Er hatte durchaus seine Prinzipien, bei denen ich oft die Konsequenz bewundert habe, mit der er sie anwendete. Leider heißt glauben (Glaube) in unserer Sprache im täglichen Gebrauch meist „für

wahr halten“ oder „ich weiß es nicht genau“. Bei dem, was wir unter christlichem Glauben verstehen, bedeutet glauben das aber nur ganz selten, sondern vertrauen, sich auf jemanden oder auf etwas verlassen, es als Grundlage seiner Überlegungen und Handlungsweisen einsetzen. Wer das erleben will, muss sich auf dieses Wagnis oder Abenteuer einlassen. Denn: „gelebt werden muss vorwärts“.

So verlasse ich mich z. B. darauf, dass die Geschichte in 2. Mose 33, 20 – 23 im Kern wahr ist. In ihr wird ein Erlebnis von Mose geschildert. Ihn quälte es offenbar auch, dass immer wieder von Gott gesprochen wird; aber beweiskräftig gibt es von ihm nichts. Er würde gerne einmal – nachdem er so oft gespürt hat, dass Gott die Hand im Spiel hatte - ihm gegenüber stehen. Warum gestattet er es ihm nicht? Er, der Mensch, würde es nicht überleben, lässt Gott ihn wissen. Vielleicht ist es so ähnlich, wie wenn wir in die helle Sonne sehen; das verträgt das Auge auch nicht. Mose aber durfte wenigstens „hintennach“ sehen.

Es ist daher sehr schwer, glaubhaft von Gott reden zu wollen, wenn es überhaupt möglich ist. Was zu sagen ist, muss aus Lebensvollzügen erkennbar werden. Bonhoeffer² soll sich in dieser Hinsicht

¹ Dänischer Philosoph und Theologe, 1813 – 1855.

² Dietrich, *1906, evgl. Theologe, 1931 Studentenpfr., 1934 beratendes Mitgl. des Ökumen. Rates; Leiter des (illegalen) Predigerseminars der BK, schloss sich der polit. Widerstandsbewegung um Canaris an. Am 5. 3. 43 verhaftet u. am 9. 4. 45 im KZ Flossenbürg hingerichtet. Er versuchte eine nichtreligiöse

geäußert haben: „Biographie und Theologie sind untrennbar miteinander verknüpft“.

Das Folgende habe ich am 31. Dezember 2004, Altjahrsabend, begonnen. Während ich diese Zeilen schrieb, fiel mir ein, dass ich genau auf den Tag vor 60 Jahren – also am 31. Dezember 1944 – nach einigen Tagen Fronturlaub wegen des Fliegerschadens meiner Eltern mich auf der Bahnfahrt von Hanau zurück zu meiner Stuka³-Staffel befand. Der Abschied war schwer, besonders der von meiner Mutter. Vor wenigen Monaten hatte sie die furchtbare Nachricht vom Soldatentod ihres ältesten Sohnes, meines lieben Bruders Werner, zutiefst getroffen. Nun mussten meine Eltern nach einem schweren Bombenangriff ihre schöne Neubauwohnung in der Friedrichstraße aufgeben; sie waren zwangseingewiesen worden in einige Zimmern der vorigen Wohnung in der Leipzigerstraße. Dort war ich zur Welt gekommen, und dort hatten wir viele glückliche Jahre erlebt. Durch den Sonderurlaub konnte ich ihnen helfen, sich in den beengten Verhältnissen einigermaßen wohnlich einzurichten. Das Weihnachtsfest feierten wir noch gemeinsam. Aber zwei Tage vor dem Jahreswechsel musste ich zurück zur Truppe. Noch sehe ich meinen Vater auf dem Bahnhof mir zum Abschied winken. Niemand von uns wusste, dass es für immer war.

Eigentlich fuhr der Zug durch bis Krakau, dem Standort meiner Einheit. Lag sie noch dort? Ich erkundigte mich auf der Frontleitstelle in Breslau mit dem geheimen Wunsch, dass der Zug inzwischen weiter fahren würde. Ich wollte den Jahreswechsel nicht auf der Bahn zubringen. Nun hatte ich faktisch für den Aufenthalt die amtliche Erlaubnis: Der nächste Zug fuhr nämlich erst am darauf folgenden Tag.

Die Glocken läuteten zum Mitternachtsgottesdienst, den ich dann auch in einer evangelischen Kirche erlebte. Welche Wunder nach meiner Rückkehr zu meiner Einheit in der Folgezeit auf mich

warteten, das konnte ich im Traum nicht ahnen – aber ich habe sie erlebt!

Wir heutigen Menschen überprüfen den Wahrheitsgehalt eines Vorgangs gerne mit der Frage, ob es „Tatsache“ war oder ist. Schüler im Religionsunterricht (RU) erklärten immer wieder, dass sie am liebsten Tatsachenberichte lesen: „Da weiß man, wie es war.“ Dabei zeigt der Blick in unsere Literatur, dass es in ihr Formen gibt, die alles andere sind. Man bedenke, welche lebenswichtigen Erkenntnisse, die wahr sind, z. B. in Fabeln, Märchen, Anekdoten oder Romanen stecken, obwohl in ihnen meist auch nicht die kleinste Tatsache enthalten ist. Sie sind aber im Ganzen „wahr“: sie sind komprimierte = verdichtete Wahrheit.

Nehmen wir, um dies zu verdeutlichen, einmal die Lafontaine-Fabel vom Fuchs und dem Raben. Sie enthält absolut nichts an Tatsachen: Kann ein Fuchs mit einem Raben sprechen? Ist ein Fuchs oder Rabe scharf auf Käse? Der Verfasser war bestimmt nicht so blöd, nicht zu wissen, dass beide, Fuchs und Rabe, alles andere lieber fressen als ausgerechnet stinkigen Käse. Er wird ihn gewählt haben, damit ja keiner auf den Gedanken kommt, er erzähle womöglich ein eigenes Erlebnis, eine Tatsache. Wer herausbekommen will, was die Fabel meint, erreicht dies nur, wenn er interpretiert (auslegt). Für die ganz Dummen hat Lafontaine die Quintessenz noch angehängt: „Merke! Der Schmeichler lebt auf Kosten dessen, der ihn anhört“. Dies ist die Wahrheit dieser Erzählung: Wer sie naturwissenschaftlich beurteilt, geht völlig in die Irre. Wenn das doch so mancher Bibelkritiker beachten würde!

Ich habe also die Hoffnung, dass durch meine Erfahrungen und Erlebnisse hindurch nicht nur deutlich wird, was da alles an mehr oder weniger Interessantem passiert ist. Es müsste hier und da aufleuchten - bei allem was sich da auf der Bühne des Lebens ereignet hat – was hinter den „Kulissen“ geschehen ist. war das, was wir „Gott“ nennen, beteiligt? Und wenn ja, in welcher Weise? Womöglich war er sogar der Regisseur? Das erfahren zu wollen ist natürlich ein hoher Anspruch. Aber was soll eigentlich dieser Glaube wert sein, wenn nicht durch ihn ganz handfeste Realitäten in Form von Hilfen oder Lenkungen, und zwar hier in diesem

Interpretation bibl. Begriffe, betonte die Diesseitigkeit des Christentums in einer mündig gewordenen Welt.

³ Junkers Modell 87, Sturzkampf-Flugzeug.

Leben, erfahren werden können?! Das Woher solcher Eingriffe wird – wenn überhaupt - in der Regel erst im Rückblick erkannt.

Aber erzähltes Leben ist eben auch eine Besonderheit. Kinder, lest nach! Euer Großvater oder eure Mutter waren vielleicht gar nicht so langweilige Menschen, wie ihr wohl manchmal gedacht habt. Lest! Denn womöglich hört ihr plötzlich den alten Schreiber sprechen. Ihr merkt, wo ihr

herkommt, wo eure Wurzeln sind. Die Lektüre wird unter Umständen zu einer Auseinandersetzung mit euren Vorfahren oder – mit euch selbst. Ich bin zwar nur ein ganz normaler Mensch und Zeitgenosse; aber vielleicht gerade da ist Leben einen Bericht wert. Was ich schreibe, soll ein Geschenk sein, auf Papier gebanntes Leben.

Rückschau

Ich kann nicht damit rechnen, dass die Lesenden des Folgenden den gesamten ersten Teil meines Lebensberichtes „...wie es dir selber gefällt“ kennen. Daher möchte ich, bevor ich mich ans Schreiben über die Zeit *n a c h* meiner Rückkehr aus der sowjetischen Kriegsgefangenschaft mache, da anknüpfen, wo ich neben meinem Elternhaus die Hauptimpulse für den nun beginnenden Abschnitt meines Lebens erhalten habe.

Es waren dies die evangelischen Jugendkreise und insbesondere die Pfadfindersippe „Walter Flex“ in Hanau. Es ist bemerkenswert, dass der Hintergrund mich damals weniger beeindruckte. Was mir gefiel, war der Geist und die Kameradschaft, die hier herrschten. Es wurde ja sogar eine Freundschaft daraus, die mich mit dem Führer der Sippe, Horst Fortun, bis zu seinem Soldatentod 1943 in der Schlacht im Kursker Bogen verband. Ich könnte eine ganze Reihe von Namen von Menschen nennen, die mir im Laufe meines Lebens in der Jugendarbeit begegnet sind, die entscheidend waren für wichtige Weichenstellungen. Dass wir angehalten wurden, nach einem jugendgemäß gestalteten Leseplan täglich fortlaufend einen Abschnitt aus der Bibel zu lesen, das taten wir mehr aus Gehorsam und weil „es alle taten“: es gehörte halt offenbar bei diesem „Verein“ dazu.

Aber die Wanderungen zu Fuß oder mit dem Fahrrad, das Übernachten in Zelten oder Jugendherbergen (es waren ja damals noch keine „Jugendhotels“), das war „zünftig“. Hinzu kam Erlernen der Pfadfinderkünste: leben unter primitivsten

Verhältnissen in der Natur, orientieren im Gelände, Karten lesen, Umgang mit dem Kompass, Sternen- und Wetterkunde, Natur beobachten, das Einrichten einer Kochstelle und Abkochen (und das Ergebnis dann auch essen!) - und was es da noch Interessantes zu erleben gab: Es war „einsame Spitze!“ Fast hätte ich vergessen: die Treffen und gemeinsamen Veranstaltungen mit anderen Sippen aus Hanau, Frankfurt und Umgebung mit ihren Wettkämpfen, Singen und Musizieren, Theaterspielen und lustigen Sketches! Überhaupt: Zu Lachen gab es immer wieder, besonders über den Lagerzirkus. Es wäre noch viel aufzuzählen. Ich muss mich bremsen!

Wichtig war uns damals auch, dass wir zu einem größeren Verband gehörten, der zwar in Konkurrenz stand zu anderen Gruppierungen; es war aber dennoch ein großes Gemeinsamkeitsgefühl vorhanden, ja eine gewisse Sehnsucht nach einer – zwar nicht uniformen – aber doch einer deutschen Jugend. War es da ein Wunder, als nach dem 30. Januar 1933, dem Tag, an dem Hitler Reichskanzler wurde, die Möglichkeit sichtbar wurde, aus dem vielen Miteinander, ja auch Gegeneinander, eine große deutsche Jugend erfolgreich anzustreben, eine Einheit in der Vielfalt? Aus heutiger Sicht erscheint dieser Gedanke blauäugig. Man wird diese Zeit und unser Verhalten überhaupt nur verstehen, wenn man den Rahmen nicht außer Acht lässt, innerhalb dessen sich das alles vollzog. Aber nach der Parole der Nationalsozialisten: „Ein Volk, ein Reich, ein Führer!“, die allgemein eine große

Begeisterung auslöste, lag es nahe, auch ein großes Miteinander aller Jugendbünde zu versuchen.

So war es nicht zu verwundern, dass wir dem Ruf nach einer einheitlichen deutschen Jugendorganisation gegenüber aufgeschlossen waren. Nur wenige unter uns standen der neuen Regierung kritisch oder gar ablehnend gegenüber. Manche konnten es gar nicht abwarten und liefen vorzeitig zur Hitlerjugend über, obwohl sie an manchen Orten vor dem Machtwechsel mickrig und unbedeutend war. Als wir dann im September im Frankfurter Raum noch vor der gesamten evangelischen Jugend Deutschlands geschlossen eingegliedert wurden, war weithin die Enttäuschung groß, in welchen Sauhaufen wir da geraten waren.

Aber wir hatten wenigstens mit der HJ-Gebietsführung, die ungefähr deckungs-

gleich mit dem Land Hessen war, einen Vertrag ausgehandelt, mit dem wir nicht nur auf dem Boden der örtlichen Kirchengemeinden weiter existieren konnten, sondern auch unsere Zentrale beibehalten durften. Indem man in dieser Abmachung uns alles Bündische und Sportliche untersagte, warf man uns auf das zurück, was ja Kern und Stern unserer Gruppen war: Bibel und Evangelium. Jetzt erst, als wir förmlich mit der Nase draufgestoßen wurden, entdeckten wir das eigentliche Fundament unserer Gemeinschaften. Damit war auch mir die Lebensgrundlage zuge wachsen – so pietistisch und hier und da auch hinterwäldlerisch sie auch war - auf der ich das Kommende, vor allem zunächst einmal Arbeitsdienst, Militär, Krieg, und Gefangenschaft, bestehen konnte.

Der Nachholbedarf ...

... von uns Spätheimkehrern aus sowjetischer Gefangenschaft (9. 11. 1949) war unsagbar groß – zu viel hatten wir in der Zeit 1945 - 1949 versäumt, leider oder zum Glück? Zunächst galt es also, sich erst einmal zu orientieren, was da vor und nach 1945 noch alles geschehen war, von dem wir nichts erfahren hatten oder falsch informiert worden waren.

Im Bereich der Politik waren dies z. B. die ersten Abwürfe der Atombombe auf Hiroshima und Nagasaki (6. und 9. August 1945) durch die Amerikaner, von denen wir nur sehr wenig gehört hatten. Die Wirkung dieser Luftangriffe war grauenhaft. Zahlen von Hunderttausenden von Toten, unzähligen Schwerstverwundeten und lebenslang Strahlenkranken erschreckten die Weltöffentlichkeit; eine ganze Landschaft war ja auf längere Zeit unbewohnbar, weil verseucht.

Japan kapitulierte noch im selben Monat. Der Bedeutung dieses Atombombenangriffs auf die Zivilbevölkerung wurde man sich erst viel später so richtig bewusst: Eine neue Ära der Kriegsführung war damit angebrochen. Wir Gefangenen fragten uns, ob so etwa die „Wunderwaffe“ Hitlers ausgesehen hatte, von der wir eine Wende unseres Kriegsglücks in letzter Minute erhofften? Unvorstellbar diese Wahnsinnswaffe in der Hand derer, die einst sangen: „Und liegt auch vom Kampfe in Trümmern die ganze Welt zuhauf, das soll uns den Teufel kümmern, wir bauen sie wieder auf“ (und im Refrain) „Wir werden weiter marschieren, wenn alles in Scherben fällt...“. Fortsetzung: „denn heute da hört uns Deutschland und morgen die ganze Welt“. Die Übermütigen sangen statt 'hört' „gehört“.

Mehrere Kolonialvölker waren erwacht und forderten Freiheit und Selbstbestimmung: Im Juli 1946 erlangten die Philippinen die Unabhängigkeit. - Frankreich, das nach schweren Rückzugsgefechten in einem Teil seiner Kolonien seine Mandate in Syrien und Libanon aufgeben musste, stand in Indochina schweren Aufständen der kommunistischen Vietminh gegenüber. Die Kämpfe gingen nahezu nahtlos in den Vietnam-Krieg über. - Großbritannien zog sich 1947 aus Indien zurück. Mahatma Gandhi als Haupt der

Bewegung des gewaltlosen Widerstandes hatte dazu einen entscheidenden Beitrag geleistet und damit den Beweis erbracht, dass man politische Ziele auch ohne Gewalt erreichen kann. 1948 wurde er durch einen fanatischen Hindu ermordet. - Die Niederlande verzichteten nach jahrelangen schwierigen Auseinandersetzungen 1949 auf ihre Kolonien in Südostasien.

Ein besonders wichtiges Ereignis war die Proklamation des unabhängigen Staates Israel und der damit ausgelöste israelisch-arabische Krieg, der erst 1949 durch einen Waffenstillstand ein vorläufiges Ende fand - vorläufig deshalb, weil bis heute ein Friede zwischen Palästinensern und Juden nicht möglich ist. Die Juden erlebten mit dieser Staatsgründung die Erfüllung eines Jahrhunderte langen Traumes: endlich wieder – nach einer Zeit der Verfolgung und unbeschreiblicher Qualen und Diffamierungen – eine eigene Heimstätte zu haben! Die Palästinenser aber fühlten sich auf diesem „Fleckchen Erde“ ebenso zu Hause.

Viele dieser Ereignisse haben irgendwie einen Zusammenhang mit dem von uns vom Zaun gebrochenen Krieg. Mir ist klar, dass manche unserer deutschen Mitbürger auch heute noch unsere Verantwortung bestreiten. Es besteht aber z. B. kein Zweifel mehr, dass Hitlers Behauptung am 1. September 1939, Polen habe durch militärische Angriffe unser Vorgehen herausgefordert, und deshalb werde „ab 5 Uhr 45 zurück geschossen“, eine glatte Lüge war. Die Neutralitätsverletzung der Staaten Holland, Belgien und Luxemburg beim Einmarsch in Frankreich war ein unerhörter Vertrauensbruch. Das gilt auch für Dänemark und Norwegen und vor allem für den Beginn des Krieges gegen die Sowjetunion, mit der wir ja sogar einen Nichtangriffspakt abgeschlossen hatten. Das war eindeutig ein völkerrechtswidriger Vertragsbruch. Da hilft auch nicht die Behauptung, wir seien nur einem Angriff Stalins zugekommen. Der Ausgang des Krieges war also die Folge unseres Größenwahnsinns („und morgen die ganze Welt!“), der in vielen Teilen seines Vollzugs der Geschichte des Turmbaus zu Babel gleicht. In diesem biblischen Bericht

handelt es sich ja auch nicht um ein historisches Ereignis, das man mehr oder weniger interessant finden könnte. Sie ist vielmehr eine ernste Warnung (z.B. vor Hybris⁴) für alle Zeiten, deren Missachtung im privaten Bereich, in der Wirtschaft und auch in der großen Politik verhängnisvolle Folgen hat.

Welch ein herrliches und großes Vaterland hatten wir doch damals! Zwar reichte es nicht „von der Maas bis an die Memel, von der Etsch bis an den Belt“; in diesen Zeilen der deutschen Nationalhymne stimmte ja sowieso nur der Reim: „Deutschland, Deutschland über alles, über alles in der Welt“. War es nicht groß genug von Königsberg bis zum Saarland und von Flensburg bis nach Innsbruck?

Doch schauen wir nun auf die Ereignisse nach Kriegsende, die unser Land betrafen: Die Machtübernahme 1945 durch unsere ehemaligen Feinde entsprach nicht gerade den erhabenen Prinzipien, auf die sich die Alliierten in der Zeit ihres Bündnisses geeinigt hatten. So sollten keine territorialen Veränderungen vorgenommen werden ohne die freie Willensäußerung der betroffenen Völker. In der „Atlantik Charta“ war davon die Rede, dass sie das Recht haben sollten, sich die Regierungsform selbst auszusuchen, unter der sie leben wollten. In der „Formel von Jalta“ wollten sie ja eigentlich nur den deutschen Militarismus und Nazismus zerschlagen.

Vergessen war auch, was Churchill 1942 in einem geheimen Memorandum verlangt hatte: „nach dem Krieg eine Sperre gegen die kommunistische Barbarei aufzubauen“. - Während Stalin in einem Tagesbefehl Februar 1942 erklärt hatte: „Es wäre lächerlich, die Hitlerclique mit dem deutschen Volk [...] zu identifizieren. [...] die Hitler kommen und gehen, während das deutsche Volk und der deutsche Staat bleiben“, war Roosevelt der Meinung (in einem Memorandum 1944): „Es muss dem deutschen Volk in seiner Gesamtheit gründlich in den Kopf hinein, dass die ganze Nation in einer hemmungslosen Verschwörung gegen die Gesetze der modernen Zivilisation verstrickt ist“. Der Morgenthau-Plan 1944 sah

nicht nur die Abtretung Ostpreußens und Oberschlesiens an Polen und die Abtrennung der Saar und des Gebietes zwischen Rhein und Mosel zugunsten Frankreichs vor; er wollte aus ganz Deutschland ein Weideland machen und forderte die vollständige Zerstörung aller Industrie- und Kohleförderanlagen.

Als es dann 1945 an die Verteilung der Beute ging, wurde manches zum Glück nicht so heiß gegessen, wie es einst gekocht worden war. Andererseits kam es zu Gebietsabtretungen und Vertreibungen, mit denen man vor Kriegsende kaum gerechnet hatte. Eine Völkerwanderung ohne Beispiel begann, wobei das Wort Wanderung eine schlimme Verharmlosung dessen war, was da vor sich ging. Zum Teil stark zerstörte Städte und Landschaften sahen sich vor die schier unmögliche Aufgabe gestellt, Millionen von Flüchtlingen aufzunehmen, die ihre Heimat im Osten oft nur mit dem Notwendigsten verlassen mussten. Die ersten „Friedensjahre“ brachten so für die meisten Überlebenden des Krieges Hunger und harte Entbehrungen, die denen vieler Kriegsgefangener gleichkamen. Nicht alle litten bittere Not. Wie immer in solchen Zeiten gab es auch welche, die als Kriegsgewinnler eher profitiert als entbehrten hatten. Betrug und Korruption waren hoch im Schwange. In dieser Hinsicht hatten wir in fremdem Gewahrsam nichts versäumt. - Ein großer Schrecken war für uns Gefangene die Rede des amerikanischen Staatssekretärs Byrnes im September 1946 in Stuttgart, die von vielen als der Beginn des „Kalten Krieges“ zwischen Ost und West angesehen wird.

Von der Ministerkonferenz, die im März 1947 in Moskau begann, hatten wir Gefangenen keine Ahnung. Wir hörten nur gerüchteweise, dass als Termin der Entlassung der deutschen Kriegsgefangenen der 31. Dezember 1948 festgelegt worden sei. Es war der einzige Beschluss von Bedeutung, den diese Konferenz fasste. Im Übrigen begann man mit gegenseitigen Beschuldigungen, so dass sie als gescheitert angesehen werden musste. Immer mehr zeigte sich eine neue Zweiteilung der Welt: hier Kapitalismus und dort Kommunismus. Die Grenze ging mitten durch Deutschland hindurch; sie wurde immer undurchdringlicher und gefährlicher.

⁴ (gr.) frevelhafter Übermut, Selbstüberhebung, Vermessenheit.

Es war zunächst privater Initiative in Amerika zu verdanken, dass bald nach Kriegsende Hilfssendungen in Deutschland eintrafen. Vor allem waren es wohl humanistische und christliche Gruppierungen, die das Freund/Feind-Denken des Krieges durchbrachen. Gut dran waren auch die Deutschen, die „drüben“ Verwandte hatten. 1946 wurde in Amerika CARE (Cooperative for American Remittances to Europe) gegründet, eine uneigennützige Organisation, die Paketaktionen gegen die Not in Europa durchführte. In großem Maßstab begann dann eine Hilfsmaßnahme für europäische Länder auf Anregung G. C. Marshalls nach seiner Rede im Juni 1947, berühmt unter dem Namen „Marshall-Plan“. Bei ihm ging es vor allem um hohe Politik, denn es war inzwischen deutlich geworden, dass ein wirtschaftlich am Boden liegendes Deutschland (und Europa!) dem Kommunismus verfallen würde. Diese Überlegungen hatten ja schon zur Ablehnung des Morgenthau-Planes geführt. Ein kommunistisches Deutschland oder sogar Europa war in Washington und London verständlicherweise eine Horrorvorstellung.

Statt dessen begann – immer noch ganz ohne uns Gefangene – in unserem Heimatland das Wirtschaftswunder zu blühen. Zweifellos war es vor allem eine Frucht der damaligen Weltpolitik und das Ergebnis des enormen Fleißes und Aufbauwillens der „Davongekommenen“. Da waren es besonders die Frauen, deren Männer im Krieg gefallen waren oder sich noch in Gefangenschaft befanden, die z. T. Übermenschliches leisteten bei den Aufräumungsarbeiten in den vom Bombenkrieg zerstörten Städten. „Trümmerfrauen“ wurden sie voller Hochachtung genannt. Trotzdem ist das Wort „Wunder“ keineswegs unpassend. Es ist ein Irrtum, wenn es nur da am Platze wäre, wo unerklärbare, geheimnisvolle Kräfte im Spiel sind. Mit Recht „wundern“ wir uns über den damaligen Lauf der Dinge. Wer hätte 1945 mit einer solchen Wende gerechnet? Vielleicht aber ist auch hier das abgewandelte Wort gültig: „Zufall ist das Pseudonym Gottes, wenn er inkognito bleiben will“ (A. Schweitzer⁵). Wem wir also das

alles zu verdanken haben, ist m. E. eine Überlegung wert.

Schon in Teheran 1943 hatten die Alliierten die Teilung Deutschlands nach Kriegsende diskutiert. Roosevelt z. B. schlug die Herauslösung Preußens und die Bildung von zwei oder drei Staaten vor. Stalin gab zu bedenken, dass damit der Druck der Deutschen zu einer Wiedervereinigung (!!) ausgelöst würde. Churchill meinte, es sollte ein bayrischer Staat gebildet werden. Die künftige Ostgrenze wurde ausgiebig diskutiert. Es kam aber damals zu keiner Entscheidung. Sie fiel eigentlich erst kurz vor Jalta im Februar 1945 und wurde dann richtig anerkannt, als die spätere DDR-Regierung dies 1949 und die Bundesrepublik 1970 im Deutschpolnischen Vertrag taten. Die Besatzungszonen wurden in Jalta festgelegt. Eine französische Zone gab es zunächst nicht. Sie entstand später durch Einigung der Amerikaner und Briten. Diese bildeten ein einheitliches Wirtschaftsgebiet, die „Bizone“, der 1949 die Franzosen zur „Trizone“ beitraten. Im Osten entstand die sowjetische Besatzungszone (SBZ – später DDR = Deutsche Demokratische Republik), deren Ostgrenze die Demarkationslinie zu Polen (Oder-Neiße) war.

Die wirtschaftliche Situation war in den einzelnen Besatzungsbereichen sehr verschieden, am schlechtesten in der SBZ. Aber auch in dem von Frankreich besetzten Teil war sie nicht gut. Über die so entstandenen Grenzen hinweg entstand ein lebhafter „Hamsterverkehr“, der an der SBZ und an der französischen Zonengrenze am gefährlichsten war. Postverkehr war zwischen den besetzten Gebieten, auch zur SBZ, möglich, und so wanderte manches aus Care-Paketen und später auch Dinge aus den Marshall-Plan-Lieferungen weiter – vor allem in die SBZ. Zu ihr war die Möglichkeit, über die „Grüne Grenze“ zu kommen, im Anfang immer noch gegeben, da die Kontrollen erst später genauer wahrgenommen wurden. Die offizielle Ausreise aus der Ostzone war sehr erschwert, fast unmöglich. So kamen zunehmend Flüchtlinge bei Nacht

⁵ 1875-1965, ev. Theologe, Arzt und Organist, gründete das Tropenhospital

Lambarene u. wirkte dort bis zu seinem Tod als Missionarsarzt, 1951 Friedenspreis des Börsenvereins des Dt. Buchhandels, 1952 Friedensnobelpreis.

und Nebel mit dem notwendigsten Gepäck über diese Grenze. Die spektakulärste Flucht war wohl die einer Familie, die mit einem heimlich selbst gebauten Heißluftballon die Grenze überwand und in der Nähe von Hof in Bayern landete.

Die politischen Verhältnisse in den deutschen Besatzungszonen entsprachen der totalen Kapitulation des 3. Reiches. Anders war es in der Weimarer Republik nach dem 1. Weltkrieg gewesen, wo nach dem Waffenstillstand die deutsche Republik ausgerufen wurde und ein deutsches Parlament im Amt war. In ihm hatte die SPD die Mehrheit. Da der deutsche Kaiser sich ins neutrale Holland abgesetzt hatte, fiel den Abgeordneten dieser Partei die undankbare Aufgabe zu, für die Verhandlungen mit den Siegermächten zur Verfügung zu stehen. Sie wurden dafür besonders von den Nationalsozialisten als die Novemberverschleier und Vaterlandsverräter diffamiert.

August 1945 übernahm der „Alliierte Kontrollrat“ die umfassende Verantwortung für das gesamte öffentliche Leben in den Besatzungszonen, denn vor der Entnazifizierung galt zunächst einmal jede/r Deutsche als politisch belastet, so lange, bis er/sie durch eine grandiose Fragebogenaktion in eine von 5 Kategorien zugeordnet werden konnte. Die NSDAP mit allen ihren Gliederungen und Verbänden wurde verboten, die Hauptverantwortlichen, soweit man ihrer habhaft werden konnte, vor das Internationale Militärtribunal gestellt („Nürnberger Prozess“ – 1945/46). Nur ganz allmählich konnten wichtige öffentliche Ämter und wirtschaftliche Positionen mit integeren Personen oder zurückgekehrten Emigranten besetzt werden. Das reichte natürlich nicht, und so wurden zunehmend mehr oder weniger belastete Personen in ihre alten Ämter wieder eingesetzt. Das gab aus verständlichen Gründen viel Ärger.

Die Gründung von politischen Parteien wurde erlaubt. Es entstanden vor allem die später großen Parteien: CDU/CSU, FDP, SPD, KPD. Aus ihnen entstand 1948 der Parlamentarische Rat, der eine neue Verfassung beriet: das Grundgesetz der Bundesrepublik Deutschland (23. Mai 1949).

Die Beziehungen zwischen der Trizone und der SBZ verschlechterten sich zunehmend. Als die Währungsreform (Juni

1948) auch für den Westsektor Berlins eingeführt wurde, antwortete die Sowjetunion mit der Sperre der Zugangswege in die Viersektorenstadt. Es entstand eine äußerst gefährliche Situation, in der mit militärischen Aktionen gerechnet wurde. Aber die Briten und Amerikaner starteten eine Versorgung der Berliner Bevölkerung durch die Luft, ein Unternehmen ohne Beispiel. Sie ließen so den Versuch der Sowjets, Berlin abzuwürgen, kläglich scheitern. Die Luftbrücke mit ihren „Rosinenbomben“ hat wohl über die Versorgung mit lebenswichtigen Gütern hinaus nicht nur die Berliner Bevölkerung zu einer besseren Einstellung zu den Besatzungsmächten gebracht.

Schließlich beendete das Besatzungsstatut die Militärregierung (4/49), und nun überstürzten sich förmlich die Ereignisse zur Errichtung der Bundesrepublik Deutschland mit der vorläufigen Hauptstadt Bonn am 23. Mai. Die DDR antwortete am 30. Mai mit der Bestätigung einer eigenen Verfassung. Ihre Hauptstadt war Berlin. Die ersten Wahlen in der Bundesrepublik brachten eine Mehrheit für die CDU und damit den ersten Bundeskanzler Adenauer⁶ (15. September), nachdem am 12. September Heuss⁷ Bundespräsident geworden war.

Im April 1949 schlossen eine ganze Reihe Staaten (Belgien, Dänemark, Frankreich, Griechenland, Großbritannien, Island, Italien, Kanada, Luxemburg, Niederlande, Norwegen, Portugal, Spanien,

⁶ Konrad, 1876-1967, Jurist, trat 1906 dem Zentrum bei (die durch Zusammenschluss kath. Abgeordneter im preuß. Landtag und im Reichstag 1870/71 entstandene Partei. Nach der Machtergreifung Hitlers 1933 stimmten die Zentrums-Abgeordneten dem Ermächtigungsgesetz zu, im Juli löste sich das Z. zwangsweise auf), 1917-1933 Oberbürgermeister von Köln, 1944 Verhaftung, 1945-66 Parteivors. d. CDU, 48/49 Präses d. Parlamentarischen Rates, 1949-63 Bundeskanzler.

⁷ Theodor, 1884-1963, dt. Politiker u. Publizist, 1924-28 u. 1930-33 Mitgl. d. Reichstages, 1920-33 Dozent an der Hochschule für Politik in Berlin, Mitbegründer der FDP nach 1945 u. ihr erster Vors., maßgeblich Mitarbeit an der Schaffung des GG, 1959 Friedenspreis d. deutsch. Buchhandels.

Türkei und USA) zur gemeinsamen Verteidigung den Nordatlantikpakt (NATO – North Atlantic Treaty Organization), in den auch die Bundesrepublik 1953 aufgenommen wurde. (In einer Gegenaktion schlossen sich einige Ostblockstaaten 1955 zum Warschauer Pakt zusammen).

So sah die Welt also aus, als ich aus der Gefangenschaft zurückkehrte. Man könnte meinen, dass wir Heimkehrer, als wir am 9. November 1949 endlich unseren Entlassungsschein in der Hand hielten, uns wie „ins gemachte Nest“ gekommen fühlten. Davon konnte natürlich nicht die Rede sein. Ein Rundgang durch Hanau belehrte mich schnell anders. Trotz einer bewundernswerten Aufbauleistung lag noch viel in Trümmern.

Ich habe hier versucht, an die dramatischen Ereignisse seit Kriegsende zu erinnern und dabei zu bedenken, was wir durch die Gefangenschaft nicht „mitgekriegt“ hatten. Das wirkt vielleicht fast so, als wollte ich den historischen Ablauf der deutschen Geschichte zwischen 1945 und 1949 wiedergeben. Dazu wäre das Gebotene viel zu lückenhaft. Diese Zeit besser zu verstehen, wird man gescheiterten Büchern überlassen müssen. Es ist jedenfalls in den heutigen Verhältnissen kaum vorstellbar, so lange und so umfassend als Kriegsgefangener von solch wichtigen Geschehnissen und politischen Veränderungen abgeschnitten gewesen zu sein.

Eine wesentliche Frage fehlt noch: Welche Folgen hatte der Nationalsozialismus und der Krieg für die Kirchen? Es hatte vor dem Krieg, im Juli 1933, allgemein überrascht, als die katholische Kirche nach ihrer feindlichen Einstellung gegenüber dem Nationalsozialismus vor der Machtübernahme Hitlers nun durch den Vatikan ein Konkordat mit der Reichsregierung abschloss. Es brachte einerseits für die neue Regierung den nicht zu überschätzenden Vorteil der internationalen Anerkennung durch den Hlg. Stuhl. Welcher Nutzen andererseits für die katholische Kirche selbst dabei vorlag, dürfte bis heute umstritten sein. Vielleicht war es die Sorge um die Freiheit des öffentlichen Bekenntnisses, wie es nach einem Gespräch des Kardinalstaatssekretärs Pacelli mit dem britischen Botschafter im August 1933 anzunehmen ist: Man habe zu wählen gehabt zwischen einem

„agreement“... und „the virtual elimination of the Catholic Church in the Reich“.⁸

Eine ähnliche Entwicklung war in der evangelischen Kirche schlecht vorstellbar, da sie sich angesichts der Entstehung der „Deutschen Christen“ (DC) bald in zwei Teile gespalten hatte. Die DC wären durchaus zu einer Art Kapitulation vor dem totalen Staat Hitlers bereit gewesen. Die bekenntniswidrigen Äußerungen vieler DC-Führer aber veranlassten Niemöller⁹, den Pfarrer-Notbund zu gründen, aus dem dann schließlich nach der ersten Bekenntnissynode der Deutschen Evangelischen Kirche (DEK) die „Bekennende Kirche“ (BK) hervor ging. Diese Synode ist berühmt geworden durch die sog. „Barmer Erklärung“ (29. – 31. Mai 1934). Der wichtigste Satz lautet wohl: „Wir verwerfen die falsche Lehre, als könne und müsse die Kirche als Quelle ihrer Verkündigung außer und neben dem Worte Gottes auch andere Ereignisse und Mächte, Gestalten und Wahrheiten als Gottes Offenbarung anerkennen.“

Leider sind mir diese und ähnliche Vorgänge in den großen Kirchen insbesondere während der Kriegszeit wenig bekannt geworden. Der „Kirchenkampf“ war uns schon in der Jugendarbeit in seiner letzten Bedeutung nicht so wichtig. Er erschien uns eher als Theologengezänk. Es war uns klar, dass nach einem Sieg unseres Landes – etwas anderes konnten wir uns gar nicht vorstellen – die Auseinandersetzungen zwischen Kirche und Staat in größerer Schärfe beginnen würden. Das war mit ein Grund, unsere Pflicht als Soldaten treu zu erfüllen, um dann mitreden zu können und uns nicht dem

⁸ auf deutsch: „...praktisch die Beseitigung der Katholischen Kirche im Reich“. (Übersetzung: GK).aus; „Summa injuria – oder – Durfte der Papst schweigen?“ Hochhuths „Stellvertreter“ in der öffentlichen Kritik, hrsgb. von Fritz J. Raddatz, rororo Rohwohlt, 1963, S. 208,

⁹ Martin, *1892-1984, im 1. Weltkrieg U-Boot-Kommandant, 1937-45 wegen seiner Opposition gegen die nationalsozialistische Kirchenpolitik im KZ, 1945-56 Leiter des kirchlichen Außenamtes, 1947-64 Kirchenpräsident der Ev. Kirche in Hessen und Nassau, 1961-68 einer der sechs Präsidenten des Ökumenischen Rates (Weltrat der Kirchen).

Vorwurf ausgesetzt zu sehen, die Last des Krieges nicht mit getragen zu haben. Während der Kriegsgefangenschaft waren die Informationen über die Vorgänge in der weiten Welt und in unserer Heimat spärlich oder gleich Null – und wenn es welche gab, so waren sie durch unsere Gewahrsamsmacht ideologisch gefiltert.

Der württembergische Landesbischof Wurm¹⁰ war einer der Ersten, der es sich wegen seiner mutigen Haltung während des „Tausendjährigen Reiches“ leisten konnte, nun nach dessen Zusammenbruch sich öffentlich zu den Ursachen der eingetretenen Katastrophe und deren Folgen kritisch zu äußern. Es war nicht ungefährlich, nach den unvorstellbar großen Zerstörungen deutscher Städte durch die anglo-amerikanischen Luftangriffe und in der hoffnungslosen Situation, in der sich die meisten Deutschen zum Zeitpunkt des Kriegsendes befanden, nicht nur nach dem Grund des allgemeinen Elends zu fragen, sondern auch bereits die Schuldfrage anklingen zu lassen. Dies um so mehr, als schon die nach dem 1. Weltkrieg einsetzende Diskussion um die „deutsche Kriegsschuld“ bei den älteren Bürgern in schlimmer Erinnerung war.

Aber schon am Himmelfahrtstag, dem 10. Mai 1945, zwei Tage nach der Kapitulation, verlas Wurm im Anschluss an einen großen Gottesdienst in Stuttgart, vom Balkon der fast unversehrten Staatsoper (alle Kirchen der Stadt waren zu diesem Zeitpunkt zerstört!) eine Erklärung an die versammelte Menschenmenge. Unter anderem sagte er: „...Heute kann jeder sehen, wohin es führt, wenn ein Volk, das früher reiche Segnungen von Christus und seinem Evangelium empfangen haben durfte, mit seiner besten Überlieferung bricht“ [...] „Wir wollen also nicht von Gott Rechenschaft fordern, warum er so Furchtbares hat geschehen lassen, sondern wir wollen in der Abkehr von ihm und von seinen Lebensordnungen die tiefere Ursache unseres Elends erblicken. Darum

¹⁰ Theophil, 1868-1953, in der NS-Zeit einer der Wortführer des kirchlichen Widerstandes. Er trat damals insbesondere gegen „seinen“ NS-Gauleiter Murr auf. Im „Schwabeländle“ kursierte in dieser Zeit der Satz: „Es wurmt den Murr, wenn der Wurm murr“.

muss unsere Losung sein: Zurück zu Christus und zurück zum Bruder.“ Scharfsichtige wie Paul Schempp¹¹ haben schon damals und auch später ein klareres Wort von der Schuld der Kirche erwartet. Er lehnte jede Selbstrechtfertigung ab mit „daneben ein bisschen Bußfertigkeit“ [...]. Und von wegen „zurück – zurück“ [...]. Sollte es vielleicht ein Zurück geben „zu den christlichen Werten der schwarz-weiß-roten Zeit?“ (zu der „Kaiserzeit“ – GK)

Friedrich von Bodelschwingh¹² richtete einen Brief an die „Glieder und Freunde der „Bethel-Gemeinde“, der danach weite Verbreitung fand. Darin schrieb er u. a.: „...Narrheit war es, dem deutschen Volk die Wurzel seiner Frömmigkeit abzuschneiden... Torheit war es zu glauben, man könne gegen die ganze Welt Krieg führen und zugleich gegen den lebendigen Christus [...]. Der durch ritterlichen Kampf tapferer Männer blankgehaltene Ehrenschild des deutschen Volkes wurde durch die Taten hemmungsloser Gewalt so sehr befleckt, dass wir jetzt der Verachtung der Völker preisgegeben sind. Von dieser schmerzlichen Entwicklung spreche ich nicht erst jetzt, [...] sondern ich habe in den vergangenen Jahren immer wieder mit maßgebenden Männern der Partei und des Staates im gleichen Sinne gesprochen“.

Diese beiden Männer wandten sich nicht nur an Menschen im eigenen Bereich; es sind auch Äußerungen

¹¹ Württembergischer Gemeindepfarrer, ein tiefgründiger und zugleich unerbittlicher theologischer Denker, der sich zeit lebens mit seiner Kirchenleitung und dem Bischof herumschlug und dies in so grober und schonungsloser Weise tat, dass schließlich sein Ausscheiden aus dem Pfarramt erfolgte.

¹² Sohn und Nachfolger des Begründers der Heilstätten Bethel, heute in Bielefeld, wurde 1933 zum Reichsbischof designiert, musste aber Hitlers Vertrauensmann L. Müller weichen; rettete seine Kranken vor dem nationalsozialistischen Euthanasieprogramm (griech. Sterbehilfe) für unheilbar Kranke und Schwerstverletzte. Unter der nat.-soz. Herrschaft diente die Bezeichnung „E.“ zur Verschleierung der Vernichtung „lebensunwerten Lebens“.

bekannt, die bewusst an Christen in den seitherigen Feindländern gerichtet waren. Sie scheuten sich dabei nicht, sie an ihre Mitverantwortung am Aufkommen des Nationalsozialismus zu erinnern. Kritisch wird man sagen müssen, dass in diesen und anderen Äußerungen immer noch ungebrochen die Sicht der nationalen Kreise der Weimarer Republik zum Ausdruck kommt. Jedoch waren sie an Deutlichkeit und Härte kaum zu übertreffen, wenn z. B. Wurm ganz konkret wurde und erklärte: „Wir entschuldigen nichts,...Wir verurteilen insbesondere die Geiselmorde und den Massenmord an den deutschen und polnischen Juden.“

Da er ja im Unterschied zu den meisten anderen nicht geschwiegen, sondern sich immer wieder tapfer an die Verantwortlichen gewandt und sich auch öffentlich geäußert hatte, bis ihm 1944 mit massiven Drohungen der Mund verboten wurde, glaubte er sich jetzt wohl auch umgekehrt zu der Mahnung berechtigt: „...dass die Siegermächte sich nicht derselben Verstöße gegen Recht und Gerechtigkeit, gegen Barmherzigkeit und Menschlichkeit schuldig machen dürften. [...] Der Glaube an die Gewalt ist nicht nur bei deutschen Staatsmännern verwerflich, sondern auch bei englischen, amerikanischen, französischen, russischen. [...] Wenn die Völker jetzt nicht lernen, ihre Beziehungen auf Vergebung und Vertrauen zu gründen statt auf Rache und Vergeltung, ist eine letzte Weltkatastrophe unvermeidlich...“

Es war natürlich unmöglich, Übergriffe und Gewalttaten bei der Besetzung, die nicht nur im Osten geschahen, mit den Gräueln der Vernichtungslager gleich zu setzen. Aber nachdem das Wort von der eigenen Schuld gesagt war – das gilt insbesondere nach der Stuttgarter Schuldklärung – sah man keine Bedenken, die Mahnung an die Siegermächte hinausgehen zu lassen. Auch Karl Barth¹³ sprach in jenen Tagen davon, die Alliierten seien „jetzt im Begriff, sich an Deutschland zu versündigen und schuldig zu machen“.

¹³ (1886-1968) Schweizer reformierter Theologe; Professor f. systematische Theologie, Begründer der dialektischen Theologie, lehrte auch in Deutschland.

Thielicke¹⁴ meldete sich zu Wort: „Haben nicht die Gegner Deutschlands von 1914 – 1918 die furchtbare Reaktion des Hitler-Regimes mit auslösen helfen? Haben sie das deutsche Volk nicht in Radikalismus und Brutalität hineintreiben helfen, dadurch, dass sie die deutschen Politiker, die Recht und Erfüllung wollten, mit Strich und Faden sabotiert haben...?“ Er übersah dabei, wie jene vom Volk als „Verzichtler und Erfüllungsgehilfen“ diffamiert worden waren. Und wenn es weiter bei ihm heißt: „Es geht mir ja nur darum, zu zeigen, dass wir alle aneinander eine Rechnung zu begleichen haben. Und dass es trotz aller Grausigkeiten des Hitler-Regimes keineswegs um eine einseitige Schuld geht“, so wird man den Verdacht nicht los, dass solche Äußerungen womöglich schon der Anfang für die wachsende Selbstrechtfertigung in den folgenden Jahren waren. Schließlich wird in diesem Artikel in etwas penetranter Weise die geistlichen Erfahrungen der BK herausgestellt: „Wir Christen von Deutschland haben von ferne das <Tier aus dem Abgrund> (Offb. 11, 7) gesehen; wir haben sehr nahe bei den Dämonen gewohnt [...] Und wahrlich, sie <die leidende und kämpfende Kirche> hat den Dämonen ins Auge gesehen.“ – Karl Barth soll, wie man sich erzählte, zur letzteren Äußerung sarkastisch bemerkt haben: „Thielicke hat dem Dämon ins Auge gesehen? Da wird sich der Dämon aber sehr verschrocken haben!“

So zeigten schon die ersten Stimmen nach dem Ende des Krieges die Auslegungsmöglichkeiten und Ziele, und - obwohl sie alle von der BK herkamen - verschiedene Ansatzpunkte zu politischen Entscheidungen: Einerseits führten sie zur Mitbegründung einer christlichen Partei, in der sich im Gegensatz zur früheren Zentrumspartei evangelische und katholische Christen zusammenfanden. Denen gegenüber vermieden andere Theologen eine programmatische Festlegung der Partei auf christliche Prinzipien und sahen die Aufgabe darin, das politische Geschehen durch ihr Zeugnis zu begleiten, das sie aus ihrer Erkenntnis der biblischen Botschaft gewonnen hatten. Daraus folgte,

¹⁴ Helmut *1908-1986, ev. Theologe, Mitglied der Bekennenden Kirche (BK).

dass die einen „zur Rettung des Abendlandes vor der Bedrohung durch den Atheismus (= Kommunismus)“ den Hauptwert auf die Westintegration und ihre militärische Stärke legten; die anderen strebten eine Brückenfunktion zwischen Ost und West an und die Stärkung der inneren Kräfte zum Aufbau der Demokratie. Obwohl sich also beide Seiten auf Barmen beriefen, dachten die einen mehr daran, die Kirche auf ihre eigentliche Aufgabe der Verkündigung des Gotteswortes zu verweisen; sie lehnten ein konkretes Hineinsprechen biblischer Weisungen in den Raum politischer Ermessensfragen ab, das sie als Politisierung der Kirche ansahen. Die anderen fürchteten, dass schweigendes Geschenlassen Zustimmung zu politischen Zielen signalisieren könnte.

Zur Vorbereitung der Kirchenführerkonferenz in Treysa trafen sich die unterschiedlichen Gruppierungen in verschiedenen Orten, um ihren Kurs in den bevorstehenden Verhandlungen zu besprechen und festzulegen. Es wurden dabei massive kirchenpolitische Interessen sichtbar. Dies gilt besonders für den Rat der lutherischen Kirchen, der kurze Zeit vor dem eigentlichen Termin der Kirchenführerkonferenz tagte. Es ist kaum zu glauben, dass es trotz der noch gegen Ende des Krieges einsetzenden Einigungsbestrebungen auf evangelischer Seite beinahe zu einer von den anderen Gruppierungen getrennten lutherischen Kirche gekommen wäre mit einem Erzbischof (!) an der Spitze. Dies geschah gemäß einem Entwurf, der auf Vorarbeiten in der NS-Zeit basierte; er ging von der Vorstellung einer im ganzen Reichsgebiet dominierenden lutherischen Kirche aus. Mit ihm wollte man vollendete Tatsachen schaffen. Dies verhindert zu haben, war vor allem das Verdienst des württembergischen Landesbischofs Wurm.

Eine andere Gruppierung waren die Bruderräte (BR)¹⁵, die sich vom 21. bis 23.

¹⁵ die von der Barmer Synode (29. – 31. Mai 1934) gewählt und mit der Führung der Geschäfte beauftragten 140 Synodalen (darunter 50 Nichttheologen und die Landesbischofe Meiser und Wurm, die Pfarrer Asmussen u. Niemöller), die zum Widerstand gegen das widerrechtliche Kirchenregiment des Reichsbischofs und

August 1945 in Frankfurt am Main trafen. Man befürchtete neben einem verfestigten Konfessionalismus eine drohende Restauration der Kirche und wollte verhindern, dass Persönlichkeiten in leitende Funktionen berufen würden, die in der Vergangenheit nicht in der Lage waren, einen „kompromisslosen Kurs zu steuern“ (so Niemöller).

Karl Barth sprach am Abend seines Ankunftstages über seine Entwicklung seit seiner Trennung vor 10 Jahren, konkret über „die Kirche und die politische Frage“: „...Ja, selbstverständlich hat die Kirche eine politische Verantwortung [...]. Wir sind beteiligt an den Obrigkeits-Angelegenheiten“. Es folgte eine Absage an den christlichen Nationalismus und damit nicht nur an Hitler, sondern auch an Friedrich den Großen und Bismarck: „...Untertan, parieren: Das war es“. Damit standen dem lutherischen Block gegenüber die beweglicheren und aktiveren Vertreter aus den Bruderräten.

Vom 27. – 31. August 1945 fand dann die Kirchenführertagung in Treysa statt. Dort schilderte Wurm, wie es ihm zur unabweisbaren Aufgabe geworden sei, die Zusammenführung der Getrennten zu erreichen: Er bekannte sich in bewunderungswürdiger Offenheit zur Solidarität mit der deutschen Schuld und zur Selbstkritik gegenüber der nationalistischen Welle in der Weimarer Zeit: [...] „denn wir haben lange Zeit gebraucht, um den Betrug ganz zu durchschauen, und wir haben unsere Zeugenpflicht sehr zaghaft angefasst. [...] Wir, auch die Pfarrer, auch die kirchlichen Kreise, ließen uns durch die Folgen des Versailler Diktates und die alliierte Nachkriegspolitik weithin in nationalistische Gedankengänge hineintreiben und waren dadurch unfähig, die Gefährlichkeit der völkisch-rassistischen Denkweise rechtzeitig zu entdecken und grundsätzlich zu bekämpfen“.

So kam er auch auf die „Sünden der protestantischen Vergangenheit“ zu spre-

seiner Organe aufgerufen hatten. Deren Nachfolger sahen sich auch nach Beendigung des Krieges u. a. angeregt, organisiert in einem Reichsbruderrat und in Landesbruderräten, die Voraussetzungen zu schaffen für einen grundsätzlichen Neubau der evangelischen Kirche in Deutschland.

chen: „In Ermangelung einer wirklichen nach ihrem eigenen Wesen geleiteten Kirche hatte der deutsche Protestantismus den Staat zur Kirche, ja schließlich zu Gott gemacht, den man über alles lieben, fürchten und dem man vertrauen müsse [...]. Nun ist dieser Gott, der ein Götze war, gefallen, und es fragt sich, ob wir Evangelischen [...] zusammen bleiben, weil wir in den Nöten des Bekenntnis-kampfes gelernt haben, was Kirche ist, was sie fordert und was sie gibt“.

Auch an die Besatzungsmächte wandte sich Wurm: Er forderte sie auf, „sich über die psychologische Wirkung derjenigen Strafmaßnahmen Rechenschaft abzulegen, die über den Kreis der Verantwortlichen und Schuldigen hinaus die weitesten Volkskreise aufs empfindlichste treffen [...] Pg. ist nicht Pg. (Partei-genosse, GK), und selbst SS ist nicht gleich SS“.

Wenn eine Einheit innerhalb der evangelischen Denominationen schon so schwer war, braucht es nicht zu verwundern, dass ein Zusammengehen der evangelischen und katholischen Kirche nach dem Krieg überhaupt nicht in Frage kam. Hier hatten sich leider die Erfahrungen in Krieg und Gefangenenschaft für die beiden großen christlichen Kirchen kaum ausgewirkt. Im Sevastopoler Lager wurde nicht nach Konfessionen gefragt. Selbst das Abendmahl feierten wir gemeinsam in tiefster Eindringlichkeit, wie vorher nicht und auch nachher nie wieder.

Das „Stuttgarter Schuldbekennnis“ vom 18./19. Oktober 1945 und das „Darmstädter Wort“ vom 8. August 1947 waren die notwendige Konsequenz insbesondere der Tagung in Treysa. Nach meiner Heimkehr habe ich von diesen beiden Dokumenten lange nichts erfahren, obwohl das erstere ja die Wiederaufnahme in den Kreis der Kirchen der anderen Länder bewirkt hatte, besonders derer, die uns als Feindmächte gegenüber gestanden und unter deutscher Besatzung z. T. schwer gelitten hatten. Dabei erscheint mir das Darmstädter Wort konkreter zu sein. Das wird m. E. besonders im 3. Absatz deutlich. Er beginnt wie alle anderen: „Wir sind in die Irre gegangen,“ und fährt fort: „als wir begannen, eine `christliche Front` aufzurichten gegenüber notwendig gewordenen Neuordnungen im gesellschaftlichen Leben der Menschen. Das Bündnis der

Kirche mit den das Alte und Herkömmliche konservierenden Mächten hat sich schwer an uns gerächt. Wir haben die christliche Freiheit verraten, die uns erlaubt und gebietet, Lebensformen abzuändern, wo das Zusammenleben der Menschen solche Wandlung erfordert. Wir haben das Recht zur Revolution verneint, aber die Entwicklung zur absoluten Diktatur geduldet und gut geheißen“.

Ich gehe sicher nicht zu weit, wenn ich behaupte, dass die Bereitschaft der Kirche auch heute noch immer sehr gering ist, ihre Geschichte im 19. Jahrhundert, insbesondere die der Begegnung einer verbürgerlichten Kirche mit der Arbeiterbewegung, kritisch zu betrachten und entsprechend aufzuarbeiten. Dass die sog. unteren Bevölkerungsschichten kaum vertreten sind, es sei denn als Objekte der Caritas, ist verwunderlich, wo doch Jesus – wenn überhaupt – eine Vorliebe für die Armen und „kleinen Leute“ hatte.

Das wird besonders im 5. Absatz angesprochen: „Wir sind in die Irre gegangen, als wir übersahen, dass der ökonomische Materialismus der marxistischen Lehre die Kirche an den Auftrag und die Verheißung der Gemeinde für das Leben und Zusammenleben der Menschen im Diesseits hätte gemahnen müssen. Wir haben es unterlassen, die Sache der Armen und Entrechteten gemäß dem Evangelium von Gottes kommendem Reich zur Sache der Christenheit zu machen.“

Eine schwere Unterlassung erscheint mir in beiden Erklärungen, der Stuttgarter und der Darmstädter, dass in ihnen nicht konkreter von der Schuld gegenüber den Juden, Scinti und Roma die Rede ist, auch nicht von der Vernichtung des sog. „unwerten Lebens“ (Euthanasie). So sind auch die Unmenschlichkeiten gegenüber Polen und Russen nicht erwähnt. Was da nämlich in unserem Namen und durch uns geschehen ist, wird den deutschen Namen noch in Jahrhunderten belasten.

Es hätte deutlicher hervorgehoben gehört, dass es sich bei beiden Erklärungen ausschließlich um Äußerungen der Kirchen im Hinblick auf sich selbst handelt. Sie haben also lediglich von ihrer Schuld innerhalb unseres Volkes gesprochen, und nicht von der Schuld unseres Volkes gegenüber den anderen Völkern. Dies

wird deutlich durch die z. T. heißen Diskussionen, die um das Ganze und um einzelne Formulierungen geführt worden sind. Leider hat die Öffentlichkeit wenig oder überhaupt nichts davon erfahren.

Deswegen folgen hier Ausschnitte eines Diskussionsbeitrages von Martin Niemöller. Er sprach als Vorsitzender des Reichsbruderrates und zugleich als Leiter des kirchlichen Außenamtes: „Ich muss hier einen Ton anschlagen, der in allem, was wir bisher gehört haben, zweifellos zu kurz gekommen ist. [...] Die Not geht nicht zurück auf die Tatsache, dass wir den Krieg verloren haben. Wer von uns möchte wünschen, wir hätten ihn gewonnen? [...] Unsere heutige Situation ist aber auch nicht in erster Linie die Schuld unseres Volkes und der Nazis. Wie hätten sie den Weg gehen sollen, den sie nicht kannten? Sie haben doch einfach geglaubt, auf dem rechten Weg zu sein! – Nein, die eigentliche Schuld liegt auf der Kirche, denn sie allein wusste, dass der eingeschlagene Weg ins Verderben führte, und sie hat unser Volk nicht gewarnt, sie hat das geschehene Unrecht nicht aufgedeckt oder erst, wenn es zu spät war. Und hier trägt die Bekennende Kirche (BK) ein besonders großes Maß von Schuld; denn sie sah am klarsten, was vor sich ging und was sich entwickelte. [...] Wir, [...] die Kirche, haben an unsere Brust zu schlagen und zu bekennen: meine Schuld, meine Schuld, meine übergroße Schuld! [...] „

„Das ist der Ton, den ich hier und anderwärts bislang vermisst habe [...] und der auch der Grundton hier in Treysa sein muss.“ [...] „Wenn heute jeder kleine Pg. Amt und Brot verliert, dann ist es unmöglich, dass Männer in der Kirchenleitung gehalten werden, die sich in Hirtenbriefen oder in gedruckten Äußerungen oder sonst irgendwie so über den Nationalsozialismus und seine Weltanschauung ausgesprochen haben, dass der kleine Mann dadurch das gute christliche Gewissen bekam, sich der Partei anzuschließen.“ [...] „Aus einem falsch verstandenen Luthertum heraus haben wir gemeint, dem Staat gegenüber keine andere Verantwortung zu tragen, als dass wir ihm gehorchen und die Christenheit zum Gehorsam ermahnen und erziehen, solange der Staat keine offenbare Sünde

von uns fordert. Diese Haltung ist falsch, ...“¹⁶ Kenner des Vorgangs meinten daraufhin: „Wenn der schon nach acht Jahren KZ von seiner Schuld spricht, was will da unsereiner sagen?“

Trotzdem breitete sich das Missverständnis von einer Kollektivschuld aus, obwohl sie in der Auseinandersetzung klar verneint worden war. Geredet wurde lediglich von einer Kollektiv-Verantwortung. Diese kann ja wohl kaum verneint werden. Dennoch wurde von den Verfassern in einem Sturm der Entrüstung als von Vaterlandsverrätern und von Nestbeschmutzern gesprochen.

Gelegentlich wurde auch behauptet, ein Schuldbekenntnis sei der Kirche von außen aufgezwungen worden, geradezu als Vorbedingung einer Hilfsaktion für die hungernden Deutschen. Dem steht die bereits im Mai 1943 verfasste Denkschrift des Ökumenischen Rates der Kirchen (ÖKR) entgegen. In ihr schrieb sein Vorsitzender Visser't Hooft: „Eine der größten und dringendsten Aufgaben der ökumenischen Bewegung nach dem Kriege wird es sein, echte Versöhnung zwischen den Kirchen der kriegführenden Länder zu erreichen. Das traurige Schauspiel der Kirchen, die sich ein Jahrzehnt nach Kriegsende (nach dem 1. Weltkrieg, GK) über Recht und Unrecht ihrer Länder im Kriege streiten, dürfen wir der Welt diesmal nicht bieten“. Hier war sogar zunächst an ein gemeinsames Schuldbekenntnis der Kirchen gedacht. Es ist bemerkenswert, dass man nicht als erstes eine Initiative aus Deutschland abwartete, sondern von der Ökumene aus den ersten entscheidenden Schritt tat:

Eine Delegation, u. a. aus Frankreich, Holland und der Schweiz unter der Leitung des Generalsekretärs des Ökumenischen Rates, Visser't Hooft, war sich in einem Vorgespräch in Genf klar, dass „die Weltkirche für eine gerechte und humane Behandlung Deutschlands arbeiten und helfen muss, Menschen vorm Verhungern zu retten, ob die Kirche in Deutschland die Schuld [...] anerkennt oder ob sie das nicht tut“. Diese Delegation erschien ziemlich überraschend auf

¹⁶ Zitate und sonstige Informationen nach: Karl Herbert, Kirche zwischen Aufbruch und Tradition. Radius Bücher 1989.

der ersten Vollsitzung des Rates der EKD (Evangelischen Kirche in Deutschland) in Stuttgart (18./19. Oktober 1945). Die Grußansprache enthielt den Satz: „Wir sind gekommen, euch zu bitten, dass ihr uns helft, euch zu helfen.“

Bischof Hans Asmussen nahm als erster das Wort. Unter anderem erklärte er: „Gerade weil ich mein Volk lieb habe, kann ich nicht sagen: Alles, was sich mein Volk zuschulden kommen ließ, das geht mich nichts an. [...] Ich stehe zu dem, was mein Volk tat. Und nun bitte ich: Verzeiht mir! [...] Was ihr aus meinen Worten macht, ihr Brüder aus der Ökumene, das muss die Liebe Christi in euch wirken. [...]“ Niemöller schloss sich ihm an: „Nach diesen Worten habe ich nicht mehr viel zu sagen. [...] Wir bitten, dass Gott uns diese unsere Schuld vergeben möchte, und diese Schuld, indem er sie uns vergibt, zu einem neuen Motor für die ganze Welt werden lassen möchte.“

Die Leitung der Sitzung lag spürbar bei Asmussen und Niemöller. Es wurde aber ausdrücklich festgestellt, dass es sich nicht um persönliche Äußerungen handle, sondern um die einheitliche Auffassung der Leitung der evangelischen Kirche. Eine entsprechende Erklärung wurde am Abend des 18. Oktober 1945 beraten und am nächsten Morgen der Delegation unterbreitet. So entstand noch an diesem Tag die denkwürdige „Stuttgarter Erklärung“.

Verblüffend war die Wirkung des Schuldbekennnisses besonders im ehemals feindlichen Ausland. Es ist bestimmt nicht übertrieben, wenn man von einem Umschlag der Stimmung gegenüber unserem Volk spricht. Seinen Anfang nahm er

dort vor allem in den Kirchen. So antwortete der Exekutivausschuss des Bundesrates der amerikanischen Kirchen im Januar 1946: „... Wir bekennen mit Reue unser eigenes Versagen.“ – Der Erzbischof von Canterbury versicherte im Februar 1946 trotz der allgemeinen Vorbehalte in England gegenüber einer eigenen Schulderklärung: „... Alle haben wir gesündigt und versäumt, Gott die Ehre zu geben.“ Bischof Bell aber, dem das zu wenig war, schrieb einen Tag danach in einem offenen Brief: „Die Gerechtigkeit und der Glaube an Gott erfordern, dass wir Nicht-Deutschen...ebenfalls unsere eigene Schuld bekennen.“ „... So war auch unsere und anderer Völker Passivität kaum weniger augenfällig und kaum weniger tadelnswert.“ Dies war zwar nicht die Meinung der Mehrheit. Um so eindeutiger sprach die ganze Kirche in Holland. Äußerungen der Selbstzufriedenheit oder Zeichen einer politischen Verwendung des Wortes waren nirgends zu vernehmen. -

Ich habe die Vorgänge um die Einigung der Evangelischen Kirche in Deutschland, die Entstehung der beiden Schulderklärungen und ihres Echos insbesondere in den ehemaligen Feindländern deshalb ausführlicher beschrieben, weil ich mich selbst als Glied der Kriegsgeneration mitschuldig fühle. Andererseits bin ich aber ein klein wenig stolz, einer Kirchengemeinschaft anzugehören, die ihre Schuld anzuerkennen sich nicht scheute. Es wurde mir auch nach meiner Heimkehr aus sowjetischer Kriegsgefangenschaft klar, dass mein Leben nach meinen Kriegs- und Gefangenschaftserlebnissen nicht so verlaufen konnte, als wäre nichts geschehen.

Neuanfang! (?)

Etwas poetischer würde ja eigentlich klingen: „Pflüget ein Neues!“ So steht es oft über Zeitungsartikeln oder Appellen zu irgendwelchen Aktivitäten. Eigentlich heißt dies - und ich habe ja in meiner Arbeitsdienstzeit das Pflügen (mit Pferden und Ochsen!) gelernt und weiß, wovon ich rede - : das gesamte Feld wird umgebrochen, buchstäblich das Unterste zuoberst gekehrt. War das nicht durch den Krieg in brutaler Weise geschehen? Man konnte froh sein, wenn man nicht mit untergepflügt worden war. Ein anderes Bild trifft meine Erlebnisse jedoch noch besser: Ich fühlte mich wie ein Holzscheit, das man aus dem Feuer gerissen hatte. Das Glücksgefühl war unbeschreiblich!

Für die Zeit der wieder gewonnenen Freiheit habe ich während der Gefangenschaft nicht gerade ein Gelübde abgelegt oder gar irgend etwas geschworen. Aber es war jetzt klar: Ich konnte nicht einfach zur Tagesordnung übergehen. Gewissermaßen lag das Leben wie ein frisch gepflügte Feld vor mir. Der ehemals geplante Ingenieurberuf war abgehakt; nun galt es das anzupeilen, was Kameraden – oder besser Brüder – während der Gefangenschaft nach ernststen, gemeinsamen Überlegungen und Erfahrungen mir geraten hatten: „Du musst einen Beruf ergreifen, wo du es in der Hauptsache mit Menschen zu tun hast!“

In einem Brief, den mein Mitgefangener Werner Reininghaus¹⁷ (Bild 1) seiner Frau aus der Gefangenschaft geschrieben und den ich bei meiner Heimkehr durchgeschmuggelt hatte, muss er mich über den grünen Klee gelobt haben. Leider ist dieses Dokument nicht mehr verfügbar. Er hat darin seine Frau Agnes gebeten, sich für mich bei seinem Bruder Robert zu verwenden, um mir bei der Verwirklichung meines Berufsplanes zu helfen. Robert war Studienrat am Gymnasium in Korntal (Kleinstadt bei Stuttgart) und Leiter des Großen Schülerheimes der Evangelischen Brüdergemeinde. Bei einem Besuch, bei

dem ich einige Tage im Heim hospitierte, empfahl er mir, zunächst bei ihm als Erzieher anzufangen und in Ruhe das Weitere zu planen.

Es war mitten im Advent, und jedesmal, wenn in den Jahren danach – wo auch immer – die schönen Adventslieder gesungen wurden, erinnerten sie mich an die kurzen Abendandachten damals im Schülerheim Korntal. Besonders ein Lied hatte es mir angetan. Es war mir merkwürdigerweise bis dahin gänzlich unbekannt: Der Morgenstern ist aufgedrungen (eg 69). Gesungen von den frischen Stimmen der 9 bis 18-jährigen, war es vor allem *ein* Vers, der mich heute noch tief berührt:

Christus im Himmel wohl bedachte,
wie er uns froh und selig machte
und wieder brächt ins Paradies,
darum er Gottes Himmel gar verließ.

Dieses Lied sprach mich weniger deswegen an, weil wir gerade dem „Paradies der Arbeiter und Bauern“ entronnen waren, sondern mehr wegen der spannenden Frage, welche Zukunft mir nun beschert sein sollte. Niemand – am wenigsten ich – hätte gedacht, dass es so wunderbar werden würde. Natürlich war es kein Paradies! Aber immer wieder – wie ein Blitzstrahl – hatte mein Leben paradiesische Züge. Dies mit großem Dank zu schreiben, möchte ich heute nicht versäumen.

Zum Glück hatte ich unzählige Behördengänge, Besorgung von ziviler Bekleidung und ärztliche Untersuchungen schon vorher erledigt. Aber immer noch standen vor mir eine Reihe von Besuchen bei Verwandten, bei Freunden und Bekannten.

Natürlich nahm ich auch sehr bald die Beziehung zu unserer Wallonisch-Niederländischen Kirchengemeinde auf. Die beiden früher relativ selbständigen Gemeinden hatten sich vereinigt. Von den beiden „Kirchen unter einem Dach“ war ja ohnehin nur noch eine Ruine übrig geblieben, bei der man versuchte, einen weiteren Verfall zu verhindern. Die nötigen Geldmittel fehlten, um den Wiederaufbau in der ursprünglichen Form zu ermögli

¹⁷ Mitgefangener im Lager Sevastopol, vor dem Krieg Gemeindepfarrer in Heilbronn, im Krieg Divisionspfarrer in einer Gebirgsjäger-Einheit.

chen. Die sonntäglichen Gottesdienste und die sonstigen Veranstaltungen fanden in einem der beiden Gemeindehäuser statt, das die Luftangriffe einigermaßen gut überstanden hatte. Pfarrer Pribnow passte als liberaler Theologe recht gut in die Tradition der beiden alten Gemeinden. Zur EKD standen sie über den Reformierten Bund in Verbindung, gehörten aber weiterhin nicht wie die übrigen Hanauer Gemeinden zur Landeskirche, der Evangelischen Kirche in Kurhessen und Waldeck.

Anfang Januar 1950 war endlich der Umzug fällig. Er gestaltete sich denkbar einfach. Das Gepäck war zwar größer als bei dem Wechsel von Sevastopol nach Hanau. Es passte aber noch alles in einen Koffer, den ich in Leipzig beim Besuch meines Freundes aus der Gefangenschaft Carl-Ernst Schulz (Bild 2) erworben hatte. Das Geld zum Kauf stammte aus meinem Konto in Borna, auf dem die Mieten meines von meinem Großvater geerbten Hauses (Bild 3) aufgelaufen waren. Ich konnte es leider nicht in die Westzone transferieren. Carl-Ernst half mir durch seine Kenntnis von Geschäften, in denen mit einigermaßen guter Qualität der Ware zu rechnen war. Auf diese Weise konnte ich mein Westgeld-Konto schonen, mir die nötigsten Dinge (Unterwäsche, Wäsche usw.) zulegen und dann sogar unbeanstaltet durch die scharfen Kontrollen an der Zonengrenze mit dem Hinweis kommen, das sei alles mein Reisegepäck, zum Teil auch Geschenke von Freunden und Verwandten. Denn auch in Schmölln bei meinem Onkel Hermann und meiner Tante Marie hatte ich kurz „reingeschaut“; kurz deswegen, weil mich in ihrer Wohnung eine starke Allergie befiel, die mich zum Abreisen zwang.

Zu meinem Umzugsgepäck gehörte auch eine Geige, die mir mein Freund aus der Zeit der Jugendarbeit vor dem Krieg, Günter Dietrich, leihweise überlassen und später geschenkt hatte, und mein alter Notenständer, der durch alle Luftangriffe in Hanau gut hindurch gekommen war. Als erstes Buch war im Gepäck die gleiche Bibel, die es noch in demselben Druck gab wie meine alte, die mich durch Krieg und Gefangenschaft begleitet hatte, und die ich beim Abschied in Sevastopol Werner Reininghaus zur Weitergabe überlassen hatte.

Im Schülerheim bezog ich ein großes Zimmer, das ich mit einem Theologie-Studenten teilte. Für ihn war die Tätigkeit des Erziehers ein Teil seiner Pfarrer-Ausbildung. Wir beide verstanden uns, zumal er als guter Klavier- und Querflötenspieler mich dazu brachte, fast meine alte Form als Geigenspieler wieder zu erlangen. Eingesetzt wurde ich als Erzieher der Bewohner der „Brunnenstube“, Schüler der Sexta bis Quarta im benachbarten Gymnasium. Meine Aufgabe war, sie allgemein zu betreuen, bei den Schulaufgaben zu helfen und ihnen die Freizeit zu gestalten. Im Wechsel mit anderen Erziehern war ich verantwortlich für die Aufsicht im ganzen Haus und für die Einhaltung der Tagesordnung (Wecken am Morgen, Essenszeiten, Abendprogramm und – Andacht).

In dem Hausvater Robert Reininghaus, von den Schülern kurz „Boss“ genannt, hatte ich eine gute Stütze, was andererseits zu manchem Argwohn bei den immer wieder vorkommenden Meinungsverschiedenheiten zwischen Leitung des Hauses und der Erziehergruppe führte. Anlass war meistens Roberts Frau Sigrid, eine resolute Person, die für Wäsche und Küche verantwortlich war und gelegentlich in andere „Ressorts“ „hineinregierte“. Dass ich mit Robert und Sigrid im privaten Bereich per Du war, ließ sich auf Dauer nicht verheimlichen und brachte weitere Anlässe zu Misstrauen.

Im Ganzen aber war die Atmosphäre entspannt, wenn nicht fröhlich. Für mich war die Aufgabe nicht schwer. Der Umgang mit dieser Altersstufe entsprach der Jungschararbeit, die ich vor dem Krieg in Hanau in mehreren Kreisen geleitet hatte. (Bild 4) Die Schulaufgaben-Betreuung war leicht. Vor allem die naturwissenschaftlichen Fächer erinnerten mich an meine eigene Sextaner- und Quintanerzeit. Bei der Gestaltung der Freizeit konnte ich das anwenden, was wir auf Ferienlagern früher durchgeführt hatten, vor allem Ball- und Laufspiele. Da konnte ich sogar mit unbekanntem Wettkämpfen aufwarten, die die Jungen sehr begeisterten. An Wochenenden wurde in der nahen Umgebung gewandert oder es fanden Besichtigungen statt. Die Abendandachten zu gestalten war nicht leicht, da meine „Gemeinde“ von Sextanern über Oberprimaner bis zu Erzieher-Kollegen reichte.

Aber gerade aus dieser Abendveranstaltung ergaben sich immer wieder Einzelgespräche, insbesondere mit den älteren Schülern des Hauses, die sich vor allem für meine Erlebnisse in Krieg und Gefangenschaft interessierten

Von dem Erbe meiner Eltern, das leider durch die Währungsreform 1948 nur noch ein Bruchteil des ursprünglichen Wertes betrug, konnte ich mir ein Fahrrad leisten. Bei abendlichen Ausfahrten begleiteten mich öfter ältere „Semester“. In Hanau stand ja auch noch mein NSU-Quick Kleinmotorrad bei meinem Freund und früherem Mitarbeiter Hans Schlegel. Er hatte es im Keller unseres Hauses in der Friedrichstraße noch gegen Ende des Krieges sichergestellt, zusammengebaut und im Dienst als hauptamtlicher Jugendleiter im Evangelischen Jungen- und Jungmännerwerk gefahren. Ich holte es nach Korntal und war damit für die damalige Zeit ungewöhnlich beweglich, was ich in meiner Freizeit weidlich ausnutzte. Es stellte sich heraus, dass ein Hausbewohner der Oberstufe die gleiche Maschine besaß. Wir zwei (Bild 5) machten herrliche Fahrten durch den Schwarzwald und besuchten dabei Verwandte, Bekannte und den ehemaligen Mitgefangenen Otto Harzer, Pfarrer in einem Schwarzwalddorf. Ihn hatte ich, der ich als „Obersani“ im Zentral-Lazarett war, als Wachposten

angestellt. Als Invalide konnte er viel früher als ich mit einem Krankentransport nach Hause fahren. Es blieb nicht bei dem kurzen Wiedersehen. Als gute Freunde trafen wir uns später immer wieder. Bei seinem jüngsten Sohn (7 Kinder!) wurde ich sogar Pate.

Die Vormittage in der Woche während des Schulunterrichtes hatte ich frei. Da war Zeit für mich zum Lesen oder zum Musizieren mit meinem Zimmergenossen. Bei einem pensionierten Rektor nahm ich Unterricht in Schreibmaschinen-Schreiben (10-Finger-Blind-System), Kurzschrift und Buchführung, was mir später in beruflichen und nebenberuflichen Tätigkeiten sehr nützlich war. Selbst dieser Bericht profitiert noch davon: Reste des Erlernten sind bis heute geblieben, und ich muss ihn jetzt nicht im 2-Finger-Such-System tippen.

Die Bezahlung war relativ dürftig. Aber zunächst hatte ich neben einer Arbeit, die mir viel Freude machte, eine Unterkunft, gutes Essen und Versorgung mit all dem, was noch nötig war, z. B. Wäsche waschen und bügeln. Das war für einen ehemaligen Kriegsgefangenen schon geradezu luxuriös. In der Familie Reininghaus fand ich überaus freundliche Aufnahme und war sehr oft zu Gast.

Bild 1
Agnes und Werner Reininghaus



Bild 2
Besuch in Leipzig bei
Carl-Ernst Schulz (rechts)

Bild 3
Mein Häuschen bei Borna



*Bild 4
Schüler in Korntal*



*Bild 5
Mit dem Motorrad unterwegs*

Der „Ruf“

Schon während des Krieges hatte ich mir vorgenommen, wie mancher meiner Mitarbeiter-Freunde ein paar Jahre als hauptamtlicher Jugendleiter dem Werk zur Verfügung zu stehen, bevor ich dann endgültig irgend einen Beruf – „Umgang mit Menschen“ - ansteuern würde. In diesem Sinn hatte ich mich Paul Both (Bild 6) gegenüber (dem Leiter unseres Jugendwerkes) geäußert - sogar schon aus der Gefangenschaft heraus über einen Mitgefangenen, der wegen Krankheit heimkehren durfte. Aber PB reagierte zu meiner und meiner Freunde Verwunderung überhaupt nicht. Trotzdem zeigte ich beim ersten Gespräch mit ihm nach meiner Heimkehr meine Bereitschaft. Aber irgendwie war ich wohl damals für ihn nicht der richtige Mann.

Mitte März 1950 besuchte mich Kurt Friedgé, ein Freund aus der Hanauer Zeit vor dem Krieg. Mit ihm hatte ich gleich nach Rückkehr aus der Gefangenschaft meine beruflichen Pläne besprochen. Er war ein kluger Mensch, und so war ein ausgewogener Rat zu erwarten. Als nüchterner Typ und Mitarbeiter in unserem Jugendwerk kannte er die Verhältnisse dort sehr genau. Es ging dabei für mich um drei Möglichkeiten im Hinblick auf meinen beruflichen Weg. Korntal, wo ich ja nun zugesagt und meinen Dienst angetreten hatte, war auf keinen Fall eine Sache von Dauer.

Ein zweiter Weg ergab sich aus einem Brief von Heinrich Mohn, (Bild 7) Betriebsleiter der Heraeus-Quarzschmelze in Hanau, mit dem ich schon seit der Vorkriegszeit befreundet war. Er kannte meine technische Qualifikation vor allem durch meine zwei Siege im Reichsberufswettbewerb in den dreißiger Jahren. Er schrieb mir am 26. 4. 1950: „P. B. (Paul Both GK) rief mich an und schilderte die Lage. Die Entscheidung liegt allein bei Dir, lieber Günter. [...] Wenn das Werk (Jugendwerk, GK), dem wir um SEINETWILLEN verpflichtet sind, in Not ist, so müssen wir ernstlich prüfen, inwieweit wir dann die hauptamtliche Mitarbeit versagen dürfen bzw. müssen, [...] Ich kann dazu nur eins sagen: In unserem Betrieb ist Dir z. Zt. eine Stelle angeboten, die Dir in Hinsicht auf Deine weitere berufliche Ausbil-

dung so schnell nicht mehr geboten werden dürfte. Diese Stelle kann nun nicht mehr länger als äußersten Falles bis zum 1. Juni 1950 offen gehalten werden. Bis dahin muss jemand gefunden sein.“

Paul Both hatte ich bei einem Besuch noch im November 49 meine Bereitschaft erneut erklärt, wenn erforderlich eine begrenzte Zeit hauptberuflich als Mitarbeiter zur Verfügung zu stehen. Heinrich Mohn hatte ich abgesagt, der großes Verständnis für meine Entscheidung zeigte, nach Korntal zu gehen und für meine PB in Aussicht gestellte Zusage. Sein Angebot aber erhielt er aufrecht für den Fall, dass ich irgendwann vielleicht doch noch Neigung hätte, einen technischen Beruf zu ergreifen. Kurt Friedgé riet mir, gegenüber PB zurückhaltender zu sein. Er kannte ihn schon länger und „verehrte“ ihn nicht so wie die meisten Glieder der Mitarbeiterschaft des Jugendwerkes (und ich!!).

Am 1. April schrieb mir PB u. a. : „Es steht [...] vor Dir nicht nur die berechtigte Pflicht der Vorbereitung auf einen Lebensberuf, sondern auch die Not unserer Brüder im Werk, die nächstens nicht mehr wissen, wie sie die Arbeit hindurch tragen sollen. Aber gehe nun einmal Deinen Weg weiter, doch halte Dich offen für einen Ruf von uns.“ Das mit dem „Brüder“ war eine Übertreibung, die ich damals nicht durchschaute. In Not war er zunächst ganz allein, denn sein jahrelanger Fahrer und Büroangestellter Ernst Leutheusser hatte gekündigt. Er selbst besaß keinen Führerschein und war schon aufgrund seiner Wohnung am Rand von Oberstedten im Taunus nicht nur auf einen „fahrbaren Untersatz“, sondern auch auf einen Chauffeur angewiesen.

Die Villa im Grünen (Bild 8) hatte er „Haus Heliand“¹⁸ genannt. Dieser „Heliand“, die Beschreibung des Lebens und Leidens Jesu in Simrocks Übertragung, entsprach unserer Vorkriegs-Vorstellung von Jesus als germanischem Helden. Bei unserer Bibellese spielte sie keine besondere

¹⁸ in Anlehnung an das altsächsische stabreimende Epos, abgefasst nach dem Vorbild von Tatians Evangelienharmonie

Rolle; lediglich zur „Waldweihnacht“, die wir in kleineren Kreisen draußen an einer lebenden Tanne mit unseren Mitarbeitern feierten, wurde die Geburtsgeschichte Jesu nach dem Heliand gelesen. Die innerhalb des Jugendwerkes bestehende Pfadfinderschaft, die noch vor dem Krieg aus der allgemeinen christlichen Pfadfinderschaft (CP)¹⁹ ausgetreten war, nannte sich eines Tages Heliand Pfadfinderschaft. Ebenso wurde die 1939 gegründete Kriegsbruderschaft (die im Felde stehenden Mitarbeiter des Werkes) nach Kriegsende in Heliand Bruderschaft umbenannt.

Um den 20. April herum erhielt ich von PB eine Spruchpostkarte „Niemand lasse den Glauben daran fahren, dass Gott an ihm eine große Tat tun will“. Ich hatte nie vor, gemäß diesem Lutherwort irgend wann einmal eine große Tat zu vollbringen. Aber ich wußte jetzt bereits, was die Stunde geschlagen hatte. Mit Robert Reininghaus war natürlich längst die Angelegenheit besprochen. Er war nicht schlecht erschrocken, dass ich, kaum bei ihm angestellt, schon wieder gehen wollte (sollte!). Ich sagte ihm, dass von Wollen keine Rede sein könne, und versuchte ihm zu erklären, in welchem Verhältnis ich zu dem Frankfurter Jugendwerk stand. Ich hatte ja vor Jahren – noch vor dem Krieg (1937) – bei meiner Ernennung zum Mitarbeiter im Diakonat eines evangelischen Werkes versprochen: „Treue gegenüber Werk und Führung in Wort, Tat und Haltung, im Opfern und geduldig sein, gleichgültig an welchem Ort und ohne an mich zu denken [...]“.

In einem Brief vom 30. 4. 1950 wies mich PB darauf hin, dies „alles sind Bestandteile unserer Ordnung und Deines Verspruchs. Über diese Dinge diskutieren wir mit niemandem außerhalb unserer Reihen. Viele beneiden uns, andere missbilligen es – wir wissen, was wir an unserer geistlichen Heimat haben und möchten dieses Werk nicht treulos verlassen, auch wenn wir draußen nicht verstanden werden.“[...]. „Wir, das Bruderhaus, rufen einen in Korntal vorübergehend untergekommenen Bruder zurück, da es bei uns [...] `brennt`. Wenn es aber brennt, Günter,

kann man den Termin des Löschens nicht lange hinausschieben und hilft so schnell wie nötig! Ich bitte Dich daher, Herrn Dr. R. zu sagen, dass ein Missverständnis aufzuklären sei, als wollten wir Dich dort `herausholen`, sondern er hat nicht das Recht über die gesetzliche Kündigungsfrist hinaus Dich uns vorzuenthalten. Hier steht das selbstverständliche Recht jedes Diakonen- und Diakonissenhauses an seinen Gliedern über jedem anderen Dienst. Da auch kein schriftlicher Vertrag vorliegt und wir hier in fürchterlicher Not sind (ich bitte mir das aufs Wort zu glauben), müssen wir Dich zum 1. Juni möglichst bereits zu den Pfingst-Feiertagen hier erwarten können.“ [...] „Dass Du jetzt einmal in den Dingen der Ordnung unseres Werkes eine gewisse Spannung mit einem Glaubensbruder außerhalb des Werkes auf Dich nehmen musst, ist doch sicher nicht so schlimm. Ein alter Soldat sollte in diesen Dingen ruhig und bestimmt den Weg der Verpflichtung gehen. Wir haben z. Zt. keine Auswahl für unseren verwaisten Posten, als nur Günter Knopf - Herr Dr. R. findet weit eher einen Erzieher. [...] „Also, komm herüber und hilf uns sehr bald.“ (frei zitiert nach Paulus in Apostelgeschichte 16, 9)

Da erreichte uns Anfang Mai die sensationelle Nachricht, dass mein Gefangenschafts-Freund und Roberts Bruder Werner entlassen worden sei. Die Freude und Überraschung war natürlich riesengroß, und wir konnten es kaum abwarten, bis ein Treffen möglich war. Am 8. Mai fand das große Wiedersehen in Heilbronn statt. Dorthin war Werner zurückgekehrt, und dort hielt er seine erste Predigt in der Südkirche im Rahmen eines Dankgottesdienstes unter der Losung: „Der Heimkehrer Dank – Der Gefangenen Hilfe – Der Wartenden Trost“. Es war ein festlicher Gottesdienst um Psalm 126 – unseren „Gefangenenpsalm“!

Eine Abordnung der Korntaler Reininghaus-Familie nahm daran teil. Ich hatte dazu einen alten Opel P 4 gemietet und brachte die ganze Gesellschaft – mit Kindern 7 Personen! – zu dieser Veranstaltung. Sogar Werners und Roberts alte Mutter und Tante waren mit von der Partie. Die erste Autofahrt nach so langer Pause am Steuer (über 4 Jahre) wurde für mich eine ziemlich mulmige Angelegenheit – auf der Autobahn mit so viel Personen.

¹⁹ selbständige christliche Pfadfinderschaft ohne Bindung an die Gemeindejugend

Bild 6
Paul Both

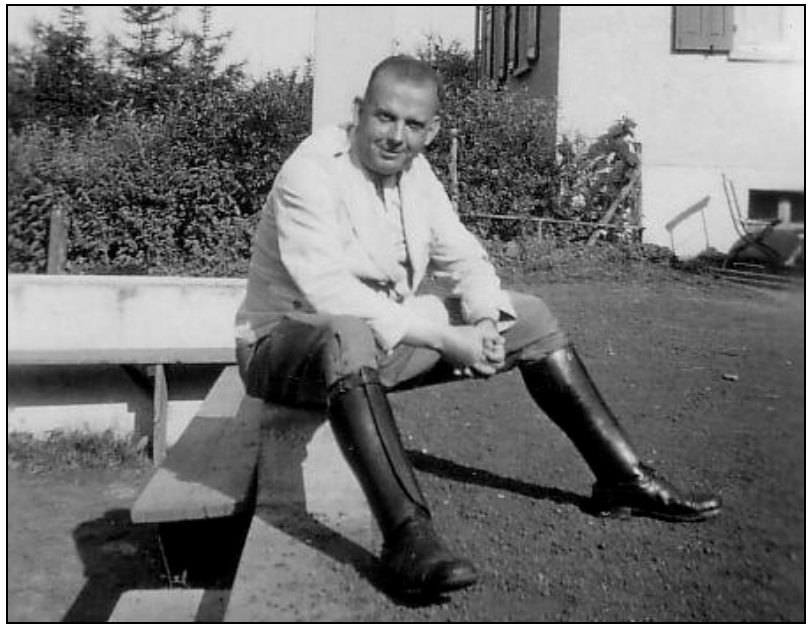


Bild 7
Heinrich („Heiner“) Mohn, ca. 2002

Bild 8
Haus Heliand, Oberstedten/Ts.





Bild 9
Haus Heliand, Ferienhaus

Bild 10
Mein Zimmer im Ferienhaus



Zum Glück herrschten damals im Straßenverkehr noch nicht die heutigen Verhältnisse.

Im Anschluss an den Gottesdienst trafen wir uns noch zu einem ausführlicheren Bericht des glücklichen Heimkehrers: Bald nach meinem Abschied von ihm im Sevastopoler Lager ist er in ein Simferopoler Gefängnis eingeliefert worden. Dort erwartete er in einer Art Untersuchungshaft den angekündigten Prozess. Erst viel später erfuhr er, unter welchem der drei Anklagepunkte er sich verantworten sollte: 1. amerikanischer Spion, weil er in den USA studiert und bei seiner Rückkehr nach Deutschland den indirekten Weg über Japan – Indien gewählt hatte; 2. psychologische Unterstützung der deutschen Soldaten als Kriegspfarrer im Kampf gegen die Sowjetunion; 3. antisowjetische Agitation als Pfarrer im Gefangenenlager. Als er nach kurzer Verhandlung schließlich zu 25 Jahren Strafärbeitslager verurteilt worden war, fragte er das "Hohe Gericht", wie es mit den beiden anderen Anklagepunkten stehe. Darauf bekam er zur Antwort, ob ihm 25 Jahre nicht genügten? Seine Entlassung in die Heimat erfolgte aus dem Gefängnis heraus, in dem er eigentlich auf den Abtransport ins Straflager wartete. Eine Begründung für diese unbegreifliche Wende wurde nicht geliefert und ist auch bis heute nicht bekannt geworden. Das Ganze war typisch und deckte sich mit unseren Erfahrungen bis dahin im Umgang mit den Sowjets: Geheimhaltung bis zur letzten Minute schien bei ihnen oberstes Gebot zu sein.

Werners Frau Agnes hatte mir noch am 16. April geschrieben: „[...] bis November letzten Jahres hatte ich nicht an eine Verurteilung gedacht. Wenn ich auch im Gebet die Heimkehr Werners nie gefordert habe, so war es doch das stille Hoffen auf diesen Tag, das mich all die Jahre in Freud und Leid begleitet und getragen hat.- Ich halte mich daran, daß Gott, der uns einst aus dem wütenden Flammenmeer rettete²⁰, auf unserem ferneren Lebensweg uns führen und beistehen

²⁰ der schwerste Luftangriff auf Heilbronn am 4. Dezember 1944, bei dem die Stadt zu 80% zerstört wurde und Agnes ihre gesamte Habe verlor. Sie konnte buchstäblich nur ihr nacktes Leben und das ihrer beiden Töchter retten.

wird; und das läßt uns trotz allem getrost und freudig sein.“ Während sie diese Zeilen schrieb, war ihr Mann schon auf dem Weg zu ihr!

Zum Zeitpunkt von Werners Rückkehr meldete die TASS²¹ (am 4. Mai 1950) unter der Überschrift: „UdSSR entließ alle Kriegsgefangenen“, dass „die überwiegende Mehrheit der deutschen Kriegsgefangenen bereits bis Ende 1948 aus der Sowjetunion nach Deutschland repatriert worden war und dass die Repatriierung der dort verbliebenen Kriegsgefangenen nach einem von der Sowjetregierung bestätigten Plan durchgeführt und im Laufe des Jahres 1949 abgeschlossen werden sollte. [...] Damit ist die Repatriierung der deutschen Kriegsgefangenen aus der Sowjetunion nach Deutschland bis zum gegenwärtigen Zeitpunkt vollständig abgeschlossen worden“. „Lediglich 9717 Mann, die wegen Kriegsverbrechen verurteilt waren, ferner 3815 Mann, gegen die noch ein Verfahren anhängig sei, sowie 14 Kranke, die nach ihrer Gesundung heimkehren sollten, würden noch zurückgehalten.“²²

Die „14 Kranke, die nach ihrer Gesundung heimkehren“ sollten, hörten sich rührend an und sollten wahrscheinlich die Seriosität dieser Meldung belegen. Es bestand nämlich weiterhin der begründete Verdacht, dass diese Nachricht nicht stimmte. Gleichwohl erschienen in der DDR Meldungen, wonach die Existenz deutscher Kriegsgefangener in der Sowjetunion heftig geleugnet wurde. Die Bundesregierung und die Westmächte wurden als Hetzer und Lügner bezeichnet.

Das änderte sich mit dem Wechsel in der Führung der UdSSR nach dem Tod Stalins am 5. 3. 1953. Nach dem Aufstand am 17. Juni 1953 in der DDR bemühte sich auf einmal die DDR-Führung in Verhandlungen mit der UdSSR in Moskau vom 20. bis 22. August um eine Vereinbarung zur Heimführung der seither noch geleugneten Gefangenen. In einer sowje-

²¹ Sowjetische Nachrichtenagentur

²² Zahlen und Informationen aus „Sowjetische Kriegsgefangene in Deutschland – Deutsche Kriegsgefangene in der Sowjetunion – Droste Verlag Düsseldorf – Begleitbuch zur Ausstellung vom 1. Juni bis 24. September 1995, Seiten 88 ff.

tischen Pressemeldung wurde Grotewohl²³ eine baldige Entlassung zugesagt. Daraufhin durften noch einmal über 12.000 (!) Kriegsgefangene heimkehren. Es wurde betont, dass die Begnadigung dieser „Kriegsverurteilten“ der Initiative der DDR zu verdanken sei. Mit dieser Darstellung gelang der DDR-Führung ein Beitrag zur Stabilisierung ihrer innenpolitischen Situation nach den Ereignissen des 17. Juni .

Konrad Adenauer wird bis heute als der „Befreier“ deutscher Soldaten aus sowjetischer Gefangenschaft gefeiert. Seit Öffnung der Archive in Ost und West aber muss man dieses Bild korrigieren. Es geht hier um die Moskareise Adenauers vom 9. – 13. September 1955 auf Einladung der sowjetischen Regierung. Mit der Aufnahme der Bundesrepublik in die NATO (9. 5. 1955) war sie „automatisch“ souveräner Staat geworden. Der SU konnte dies nur gelegen sein, da sie mittlerweile die „Zwei-Staaten“-Theorie für Deutschland vertrat. Besiegelt sollte alles werden durch die gegenseitige Anerkennung. Eigentlich war Adenauer dagegen. Das geht aus dem hervor, was Hallstein²⁴ dem britischen Botschafter in Bonn gesagt hatte, er sei: „gegen die Aufnahme diplomatischer Beziehungen mit der Sowjetunion“.

Aber die Sowjets bekamen doch, was sie wollten. Die immer wieder geschickt lancierte Kriegsgefangenenfrage machte es möglich: nicht am Verhandlungstisch, sondern während des Galaempfangs am vorletzten Tag im Zwiesgespräch zwischen Adenauer und Ministerpräsident Bulganin. Merkwürdigerweise stimmte Adenauer dem gemeinsamen Communiqué zu. In ihm wurden die Kriegsgefangenen mit keinem Wort erwähnt, obwohl er dies gewünscht hatte. Hier musste sich der Kanzler mit der mündlichen Zusage der Sowjetführung begnügen. Schriftlich gab es nur die Vereinbarung der Aufnahme diplomatischer Beziehungen zwischen der Sowjetunion und der Bundesrepublik. Daraus ergab

sich faktisch die von Ost und West anerkannte Zweiteilung Deutschlands.

Dazu ein Zitat: „Was blieb von Adenauers spektakulärer Reise nach Moskau? Erstens die Zementierung der Teilung Deutschlands. Zweitens der Mythos, es sei Adenauer gewesen, der durch zähes Verhandeln die letzten deutschen Soldaten aus der sowjetischen Kriegsgefangenschaft befreit habe. Drittens die absolute Mehrheit für den Kanzler bei der Bundestagswahl 1957.“²⁵ – Die Kirchenglocken läuteten überall und Dankgottesdienste wurden gefeiert, aber gleichzeitig war die Knechtschaft der 17 Millionen Deutschen in der DDR für Jahrzehnte besiegelt worden. Dies war offensichtlich der Preis für die Entlassung der deutschen Kriegsgefangenen.

Die deutsche Presse feierte gleich einen doppelten Sieg des Kanzlers: Befreiung der deutschen Kriegsgefangenen und weitere internationale Anerkennung durch die Aufnahme der diplomatischen Beziehungen mit der SU. Irritiert reagierte das Ausland. Ein Teil der Auslandspresse titelte: „Demütigende Niederlage für Adenauer“, „Großer Erfolg der sowjetischen Diplomatie“, und Adenauers „Politik der Stärke am Ende“.²⁶

Nach dem erfreulichen Bericht von der Heimkehr Werners und dem damit verbundenen Problem der letzten Heimkehrer nun wieder zurück zu den Tagen in Korntal:

Am 22. Mai erhielt ich erneut Post von PB, in der er mitteilte, dass er mich in einem Brief an Dr. R. auf Mitte Juni anfordern werde, gewissermaßen ein Kompromiss der Art, „dass wir uns mit Ihnen in die strittige Zeit von Mai bis Juli redlich teilen“. Dieser Brief, der mir im Doppel zuing, enthielt eine Übertreibung, die mir erst deutlich wurde, als ich die Stelle angetreten hatte: „Wir (haben) hier alle möglichen Versuche gemacht, eine andere Kraft zu finden, sind aber immer wieder belehrt worden, dass für diesen einzigartigen Vertrauensposten in unserem Werk z. Zt. nur unser Bruder Knopf in Frage kommt“. Die „Tätigkeiten des besonderen Vertrau-

²³ Otto, 1894-1964, zwang 1946 die SPD in der SBZ (Sowj. Besatzungszone) zum Zusammenschluss mit der KPD, seit 7. 10. 1949 Ministerpräsident und Vorsitzender des Ministerrates der DDR.

²⁴ 1951-58 Staatssekretär im Auswärtigen Amt.

²⁵ Joseph Foschepoth, Professor der Zeitgeschichte an der Universität Freiburg. In „Dokumentation“ der Frankfurter Rundschau v. 1. 9. 2005, Seite 9.

²⁶ a.a.O., S. 9.

ens“ waren zunächst: Kraftfahrer („Cheffahrer“), Bürodienste und Bauarbeiten in dem Haus Heliand benachbarten Ferienheim. (Bild 9)

Es war schon Juni, kurz vor meiner Abreise von Korntal, da erreichte mich abermals ein Brief von PB, in dem er mir u. a. folgendes eröffnete: „1. Es erscheint nunmehr fast ausgeschlossen, dass wir für Deine Stelle im Werk vor Ostern 1951 eine andere Kraft haben werden. Da Du nun auch erst jetzt, 14 Tage vor den Sommerlagern, kommst, ist es ja ohnedies eine reichlich kurze Zeitspanne, wenn Du am 30. 9. schon wieder ausscheiden würdest. Immerhin aber sprachen wir bislang vom Herbst. Und nun? Kannst Du Dir die Freudigkeit schenken lassen, über den Winter bei uns auszuhalten? – 2. Wegen des starken Andranges zu den Sommerlagern werden wir jede Ecke des Ferienheimes in H (Haus Heliand – GK) bis Anfang August brauchen. Du müsstest daher provisorisch in das Zimmer unserer Hausangestellten (in der Villa) ziehen. Meine lb. Frau will mit der Neueinstellung einer Kraft bis dahin warten (!)“.

Punkt 2 war für einen ehemaligen Kriegsgefangenen überhaupt kein Problem. Bei „1“ war es mir wichtig, dass wenigstens auf diese Weise schriftlich der Herbst als Endzeitpunkt dokumentiert war, denn dieses Datum ging in der Folgezeit völlig unter, auch wenn ich mir die „Freudigkeit schenken ließ“, fast 7 Jahre „auszuhalten“. Man verzeihe mir den sarkastischen Ton, aber diese in manchen christlichen Kreisen grassierende „freundliche“ Art, vermischt mit (oft aus dem ursprünglichen Zusammenhang genommenen) biblischen Sprachelementen, schlägt mir heute noch stark aufs Gemüt; damals (leider) noch nicht - vermutlich war ich selber „einer von der Sorte“.

Ich packte also Mitte Juni meine Sieben Sachen (viel mehr waren es auch nicht), schickte sie per Post nach H und setzte mich auf meine Quick. Fahrrad und Geige blieben zurück und warteten auf eine geeignetere Transportmöglichkeit. Der Abschied war nicht leicht; da es mir aber gelungen war, selbst einen Ersatz für mich zu gewinnen, fuhr ich wenigstens mit besserem Gewissen ab. Carl-Ernst Schulz in Leipzig, von dem ich wusste, dass er sich gerne einmal im „Westen“ umgesehen hätte, interessierte sich für die Tätigkeit als Erzieher und übernahm bereits am

3. Juli meine Nachfolge. Damit hatte Robert, der „Boss“, vollen Ersatz für mich, mit dem er sehr zufrieden sein konnte – und er war es auch .

Nach all dem Hin und Her war klar, dass ich bei PB nicht mit Pauken und Trompeten empfangen wurde. Es erfolgte schnellstens eine Einweisung in mein Tätigkeitsfeld, und ich übernahm zuerst ein mickriges Auto, einen „Adler“ Zweitakt. Er zählte nach dem damaligen Sprachgebrauch zu den Leukoplastbombnern, weil die Karosserie infolge des Mangels an Stahl aus Ersatzstoffen gefertigt war. Trotz allem war er für die Nachkriegszeit eine Kostbarkeit, auch wenn er noch aus der Zeit vor dem Krieg stammte. Er zählte aber damit zur Friedensware, eine Bezeichnung, die wenigstens - wie auch bei vielen anderen Dingen - für Qualität bürgte. Er hatte eine Anhängerkupplung, und ich fragte mich, was er wohl ziehen sollte, wo er doch eigentlich mit sich selbst genug zu tun hatte.

Ein Dienstvertrag mit vier Paragraphen wurde noch am Ankunftstag vorgelegt und unterschrieben. §1 enthielt die Höhe meines Gehaltes: DM 181,50 (monatlich!) „außerhalb des Tarifs“ [...], „das Recht wechselseitiger monatlicher Kündigung, jedoch wird in der Regel ein Ausscheiden aus der hauptamtlichen Mitarbeiterschaft des Werkes nur zu Herbst und Frühjahr jeden Jahres möglich sein.“ §2 beschreibt das Arbeitsgebiet: Bürodienst in Oberstedten und Frankfurt, Wartung und Bedienung des Wagens, Arbeiten in Haus und Gelände des Anwesens in Oberstedten und gelegentlicher Jugenddienst. §3 und 4 betrafen allgemeine Verpflichtungen zu gewissenhafter Arbeit und den Beginn der Gültigkeit des Vertrages.

Unterkunft fand ich, wie angekündigt, zunächst im Zimmer der Angestellten des Hauses, später im Ferienheim ein kleines Zimmer (Bild 10) mit einer Schlafkammer, wenig größer als eine Gefängniszelle. Waschgelegenheit bestand in Form eines Hahns im Keller des Jugendheimes. Ich zog es aber vor, nach dem morgendlichen Waldlauf weit oberhalb des Hauses an einer günstigen Stelle des Mühlenbaches zu baden. Das war „zünftig“ und gefiel mir sehr, zumal im Heim Wasser gespart werden musste; denn es stammte aus einem privaten, immer wieder versiegenden Brunnen der Villa.

Jährlicher Höhepunkt: das Ferienlager

Nach einigen Tagen Arbeit im Büro, wo mir meine Kenntnisse in Stenographie und Schreibmaschinen-Schreiben zugute kamen, wurde ein Einachs-Anhänger gepackt. Jetzt wusste ich, wozu der „Adler“ die Kupplung hatte. Das erste große Ferienlager nach dem Krieg außerhalb unseres 40 Betten-Ferienheimes stand bevor: 120 Jungen in dem traditionellen Ferienheim Haslachmühle im Bodenseeland. Traditionell deswegen, weil schon dieses Haus von Boths Vorgänger, Albert Hamel, vor dem 1. Weltkrieg benutzt worden war. Der Anhänger war schwer beladen. Wohltuend klein war mein Gepäck: die Nachwirkungen der Gefangenschaft machten sich hier noch bemerkbar. Die Fahrtstrecke verlief auf der Autobahn ab Bad Homburg über Frankfurt – Karlsruhe. Die Steigung von da an in Richtung Pforzheim machte unserem „Audöle“ (schwäbisch) schwer zu schaffen. Mehrmals mussten wir anhalten und unser „Wägele“ verschnaufen, d. h. abkühlen lassen. Wenn ich mich recht erinnere, endete für unser Ziel die Autobahn in Ulm, und wir fuhren – wie man so sagt – über die Dörfer zur Haslachmühle, wo wir bei Dunkelheit endlich anlangten. Immerhin: der „Adler“ hatte durchgehalten!

Am nächsten Morgen, bei Tageslicht, inspizierten wir das Heim. Es war ein durch das Alter schwarz gewordener Holzbau für die Unterkünfte und die Küche, getrennt davon – ebenfalls auch aus Holz – der Tagesraum mit Speisesaal. Das ganze Anwesen lag idyllisch in einem Tal, von einem Bach durchflossen, mitten in einem Waldgebiet. Schon am Nachmittag sollten die Jungen kommen. Bis dahin waren noch viele Arbeiten fällig: die Zimmereinteilung und vor allem die für die Küche. Sie war „primitivst“. Gekocht wurde in großen Aluminium-Töpfen auf Herden, die mit Holz und Kohlen zu heizen waren. Da staunten die drei Mütter, die sich ehrenamtlich gemeldet hatten, für das leibliche Wohl der ganzen Gesellschaft zu sorgen. Aber die Kriegs- und Nachkriegszeit hatte uns alle bescheiden gemacht, und so klappte es in den kommenden Tagen vorzüglich. Die Versorgungsfrage war immer noch recht schwierig. Zwar waren die Lebensmittel-Marken seit dem

1. 5. des Jahres abgeschafft, aber der freie Lebensmittelmarkt funktionierte noch nicht richtig. Eine große Hilfe waren Bestände aus Stiftungen der Amerikaner: vor allem Trockenmilch, Trockengemüse, Trockenkartoffeln und Teigwaren.

Meine Aufgabe bestand im Wesentlichen aus Arbeiten in technischer Hinsicht. Viel musste noch vor Ankunft der Lagerteilnehmer repariert werden. Hier brannte das elektrische Licht nicht und dort waren die Doppelstock-Betten nicht zu gebrauchen. Improvisation hatte ich ja in Russland gelernt, während des Krieges und in Gefangenschaft. Der Hausmeister, der neben dem Heim im einzigen kleinen Steinbau wohnte, lieferte das nötige Werkzeug und half selbst nach Kräften. Es zeigte sich, dass der „einzigartige Vertrauensposten in unserem Werk“, für den „nur unser Bruder Günter Knopf in Frage“ kam (Originalton PB in seinem Brief v. 25. Mai), darin bestand, dass ich zum „Mädchen für alles“ wurde. Das änderte sich im Grunde auch in der Folgezeit kaum.

Da das Lagerleben eine solch große und prägende Rolle im Jugendwerk spielte, möchte ich etwas ausführlicher darüber berichten. Über allen Lagern für 13 – 17-Jährige stand die ständige Losung aus 2. Timotheus 1, 7: Gott hat uns nicht gegeben den Geist der Furcht, sondern der Kraft, der Liebe und der Zucht. Dieser Spruch hing schon in der NS-Zeit in Form eines Großplakates bei jeder Freizeit für Jungen hinter dem Leitertisch, für alle sichtbar. Heute heißt es ja nicht mehr „Zucht“, sondern „Besonnenheit“. Ich weiß nicht, ob dies die bessere Übersetzung ist, und ob er in dieser Form noch von PB ausgewählt worden wäre. Denn Zucht gehörte zu den beliebtesten Wörtern in seinem Repertoire, es kam gleich nach Gehorsam!

Ein Tag eines solchen Lagers (in der NS-Zeit hieß das Rüstzeit, später Freizeit) verlief nach einem Normal-Tagesplan und begann mit der Losungsausgabe (das Lager war dazu – wenn Platz vorhanden – im Karree angetreten, Bild 11). Losungen waren in der Regel ausgewählte Bibelverse, möglichst mit einem pädagogischen Inhalt. Sie war eingerahmt von dem Morgenlied „Lobet den Herren, alle die ihn

Bild 11
Losungsausgabe
im Ferienlager

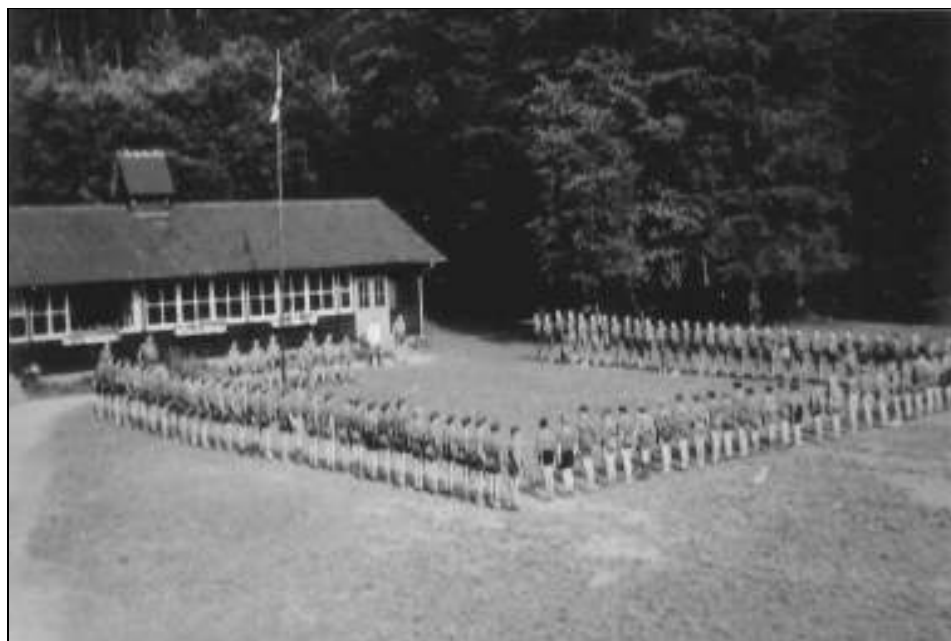


Bild 12
Geländespiel



Bild 13
„Morgentoilette“ am Bach

ehren ...“ Danach Einrücken in den Speisesaal zum Frühstück. Am Vormittag fand meistens eine Bibelarbeit statt. Sie wurde natürlich in jungengemäßer Form gestaltet. Wenn es gelang, in dieser Stunde Probleme der vorhandenen Altersstufe anzusprechen, dann war es keinesfalls langweilig. Immer wieder wurde von Teilnehmern erklärt, dass sie auf diesen Teil des Tagesprogramms nicht verzichten möchten.

In der nun folgenden Zeit wurden Spiele oder irgend ein Sport veranstaltet, meistens in der Form von Wettkämpfen. Das Lager war vom ersten Tag an in eine blaue und eine rote Mannschaft eingeteilt, die sich aus kleinen Gruppen zusammensetzten. Ältere Mitarbeiter waren die Abteilungs- und Gruppenleiter. Am „Schwarzen Brett“ konnte man aus der Punktzahl den aktuellen Stand des Wettbewerbs zwischen Blau und Rot verfolgen.

Nach dem Mittagessen gab es eine „Stille Freizeit“; auf das „still“ wurde großer Wert gelegt. Das Lager sollte ja auch Erholung und Besinnung bringen. Kleine Wanderungen, Sport oder Spiele standen anschließend auf dem Programm bis zum Abendessen, vor dem eine kurze „Fertigmach-Freizeit“ geschaltet war zum Waschen, Putzen u. dergl.

Der Tag klang aus mit einer Abendandacht, die wiederum von einer „Stillen Zeit“ eingeleitet wurde. Da konnte man – auch zu zweit oder dritt – sich im näheren Heimgelände ergehen; es sollte aber nicht mehr laut werden. Es war meist schon dunkel, wenn danach alle noch einmal im Karree antraten. Es erklang aus einem Lautsprecher irgend eine Melodie. Nach dem Gesang des Abendliedes „Auf denn, die Nacht wird kommen...“ begaben sich alle zur Nachtruhe. Das war so gegen 22 Uhr. Für die Leiter und Mitarbeiter war damit der Tag längst nicht zu Ende. Das Programm des nächsten Tages musste noch besprochen und die verschiedenen Dienste eingeteilt werden. Tagesschluss für sie war meistens erst lange nach Mitternacht.

Die Küche hatte ihr eigenes Leben. Die ehrenamtliche Arbeit der zwei bis drei Mütter bestand in der Zubereitung der Mahlzeiten. Alle anderen Tätigkeiten wie Auftragen, Abtragen und Spülen war Sache des Küchendienstes, den im Wechsel Gruppen von Blau und Rot ver-

sahen. Die Gesamtverantwortung, auch für den Speiseplan, die Anlieferung der Lebensmittel und die Abrechnung trug der Küchenleiter, zumeist ein hauptamtlicher Mitarbeiter. Ich hospitierte bei ihm und sah, dass die Aufgabe zu dieser Zeit, 120 Mäuler zu stopfen, nicht leicht war. Schlimm wurde es, wenn die Jungen meinten: hier musst du dich „ran halten“, sonst kriegst du nicht genug. Wenn die „Meute“ bei einem Essen mitbekam, dass für die laufende Mahlzeit die Vorräte zu Ende gingen, da bekam sie erst so richtig Hunger. Das war eine peinliche Situation für den Küchenchef. Er musste dann z. B. für belegte Brote oder ähnliches sorgen. Dieses psychologische Problem löste ich später als Küchenchef mit folgendem Trick: Bei der ersten Mahlzeit musste immer wieder Nachschub angeboten werden. Das ging am besten mit Nudeln. Daher kommt wohl auch der Ausdruck „nudeln“ – eine andere Form des Mästens. Es wurde also eine Riesensmenge im Überfluss gekocht, sodass der Küchenchef bei der Mahlzeit immer wieder erklären konnte: „Es ist noch Essen da, Leute, was ist mit euch los? Es muss viel mehr gegessen werden!“ Wenn dann viel übrig blieb, wurde das bei der nächsten Mahlzeit entsprechend verplant. Das war bei Nudeln kein Problem.

Gesungen wurde aus „Unsere Lieder“, eine Auswahl im Selbstverlag des Jugendwerkes. Der erste Teil enthielt geistliches Liedgut, zumeist aus dem Kirchengesangbuch, natürlich solche, die für Jugendliche geeignet waren. Der zweite Teil war eine kurze Sammlung von Volks- und Wanderliedern, dabei auch insbesondere für die Jungschar (9 – 13-Jährige) einige lustige oder sog. „Schnaderhüpferl“. Diese Auswahl hat sich m. E. gut bewährt gegenüber großen Liederbüchern. Die beschränkte Zahl und die dadurch bedingte öftere Wiederholung ließ die Jugendlichen sehr schnell einen kleinen Stamm lernen. In immer wieder neuen Auflagen wurde dieses Heftchen ergänzt und auf den neuesten Stand gebracht. Die Jungen konnten sie zu einem geringen Preis in den Gemeinde-Jugendstunden oder auch auf den Lagern erwerben. Ein Spiel hat zwei Kriege überstanden, obwohl es nicht gerade friedlich war: das Speerspiel. Schon als 10-jährigen hat es mich begeistert. Selbst in der Verbots-

zeit, also ab 1933, haben wir es – wenn wir „unter uns“ waren – hervor geholt. Die Speere bestanden aus Tonkin-Stäben (so etwas Ähnliches wie ein „Spanisch-Rohrstock“, nur etwas stärker im Durchmesser), ca. 1,50 m lang; am einen Ende war ein dicker Korken fest angeleimt, vorne gepolstert. Die Herstellung und die immer wieder notwendige Reparatur nannten wir romantisch „Speerschmiede“. Und mit dieser „Waffe“ wurden die verschiedensten Kämpfe ausgefochten: Duelle, Flussgefechte und Geländespiele. Beim Duell standen sich zwei Kämpfer in getrennten Feldern gegenüber, unterstützt durch je einen Sekundanten. Auf einen Pfiff begannen beide sich gegenseitig „abzuwerfen“. Treffer galten im KO-System nur an den Beinen. Die Sekundanten hatten die Aufgabe, Speere, die aus den Feldern heraus geflogen waren, in der hinteren linken Ecke wieder bereit zu legen. Mit der einen Hand wurde geworfen, mit der anderen wurden evtl. Treffer mit den Reserve-Speeren abgewehrt. Ein Schiedsrichter zählte die Treffer, begann und beendete das Spiel. Dann benannte er den Sieger.

In ähnlicher Weise gab es „Flussgefechte“, bei dem sich zwei Parteien in zwei durch einen „Fluss“ getrennten Feldern gegenüber standen. Durch Pfiff wurde der Kampf begonnen und wieder beendet. Gekämpft wurde, bis in einer Partei der letzte Kämpfer „abgeworfen“ worden war. Hier konnte der Unparteiische natürlich im Kampfgetümmel nicht jeden Treffer beobachten. Daher galt bei diesem Spiel für alle Teilnehmer unbedingte Ehrlichkeit. Es war Ehrensache, dass man das Feld verließ, wenn man getroffen wurde, auch wenn es „niemand gesehen hatte“.

Höhepunkt des Speerkampfes war das Geländespiel (Bild 12): Jeder Teilnehmer hatte bei Beginn ca. 5 Speere und einen gut sichtbaren Wollfaden – den Lebensfaden – um den rechten Oberarm, den er selbst abbriss, wenn er bei einem Treffen mit dem Gegner „ab“ war. Auch hier war wieder unbedingte Ehrlichkeit Voraussetzung für das Gelingen. Es war ehrenvoller, als Getroffener das Spiel zu verlassen, als mit einem schlechten Gewissen weiter zu kämpfen. Interessant war, dass es ganz selten Streit gab über die Frage, wer wen getroffen hatte.

Bei allen Wettkämpfen standen sich „Rot“ und „Blau“ als Gegner gegenüber. Insbesondere bei Einzelausscheidungen wurden die Kämpfer von ihrer Partei angefeuert und beim Sieg mit lautem Getöse gefeiert. Ich habe damals begeistert mitgemacht, denn es gab auch Duelle unter den Leitern. Leider erst später habe ich mich gefragt – wie auch bei militärisch anmutenden Ordnungsformen, ob ich nicht als Teilnehmer eines grausamen Krieges eher hätte Einspruch erheben sollen. Bei dieser Meinung bin ich bis heute geblieben, besonders wenn bei den Pfadfindern sog. Ordnungsübungen in ödes Exerzieren übergangen: „Rechts um! – Links um!“ usw. Aber kämpferische Spiele sind in dem Alter, in dem unsere jungen Lagerteilnehmer damals standen, nicht unbedingt gefährlich. Wenn ich heute sehe, wie Kinder am Computer Kämpfe mit Maschinengewehren und Maschinenpistolen stundenlang begeistert austragen, wobei es immer um nicht wenige Tote geht, oder wenn der Superman reihenweise seine Feinde „umlegt“, dann meine ich, dass demgegenüber unsere früheren Kampfspiele vergleichsweise noch harmlos waren, in Bewegung brachten – und Fairness förderten.

Schließlich sind ja auch die deutschen Märchen oft ganz schön blutrünstig. Ich denke da nur an „Rotkäppchen und der Wolf“, der die Großmutter verschlungen hat; an Hänsel und Gretel, wo die Hexe an den durch das Gitter gestreckten Fingern maß, ob Hänsel nicht bald schlachtreif waren, und an das arme Schneewittchen, das die neidische Mutter mit einem Apfel vergiftet hatte. Und so was lesen wir ja unseren Kindern unbekümmert vor.

Eine Besonderheit war der Tagesausflug mit einem gecharterten Omnibus über den Bodensee hinaus in die Schweizer oder Österreichischen Alpen, für Jugendliche, die durch Krieg und Nachkriegszeit daheim oft kaum über die Ortsgrenzen hinaus gekommen waren, ein grandioses Erlebnis. Natürlich kam auch der Humor nicht zu kurz. Der Lagerzirkus gab dazu ausreichend Gelegenheit. Mit lustigen Sketches in abenteuerlichen Verkleidungen und allerlei Schabernack wetteiferten die einzelnen Gruppen miteinander, bei denen die jeweiligen Zuschauer sich förmlich ausschütteten vor Lachen.

Zu schnell ging ein solches Lager zu Ende. Der letzte Abend wurde besinnlich gestaltet mit Musik, Vorlesen und einer Abschluss-Andacht. Zum letzten Mal sammelte sich die Lagergemeinschaft im großen Karree und sang das Abendlied. Dann gingen alle still in ihre Unterkünfte. „Still“ wurde nur angesagt, aber nicht direkt befohlen, aber es war klar, dass der sonst immer wieder vorkommende Abend- oder Nachtspek jetzt ausfiel. Irgendwie waren die Jungen auch ein wenig stolz darauf, dass „man sich gelegentlich mal zusammennehmen kann.“

Man wird vielleicht fragen, ob eine solche Veranstaltung für die einzelnen Teilnehmer überhaupt bezahlbar war. Staatliche Zuschüsse und die der einzelnen Kirchengemeinden sowie ein großer Freundeskreis des Jugendwerkes sorgten dafür, dass aus finanziellen Gründen keiner daheim bleiben musste.

Die Lager hatten unter anderem auch eine segensreiche Wirkung bis in die einzelnen Jungengruppen hinein, in denen ja vorher auch für die Teilnahme geworben worden war. Interessant ist auch, mit welchen Gründen viele Eltern für die Teilnahme ihres Sprösslings waren: „Da lernt er nichts Schlechtes!“ war die am weitesten verbreitete Meinung. Sicherlich hatten sie damit nicht Unrecht; auch wenn es allgemein etwas zu „billig“ war. Denn mancher Junge lernte bei uns auch dies und das, was Eltern schätzen, und wenn es in Zukunft nur die sauberen Fingernägel waren, die wir vor dem Einrücken zum Frühstück immer wieder mal überprüften. Und was waren da oft für schwarze „Schippen“ dabei. „Werde mir nur nicht zu fromm!“ war dagegen die Angst mancher Eltern, wenn ihr Junge mit uns „auf Lager“ ging.

Es ist schwer zu sagen, was hier und da auch Anlass zu tiefer gehenden Erlebnissen gab. War es „nur“ die abendliche Andacht oder die morgendliche

Bibellese? Ich habe ja selbst einmal als 11-jähriger solche Lager oder Jugendkreise besucht. Ich könnte darauf keine eindeutige Antwort geben. War es die Atmosphäre, das Vorbild dieses oder jenes Leiters oder Führers, die Freundschaften, die hier begannen und zum größten Teil bis heute gehalten haben? War es das Natur- und Gemeinschaftserlebnis auf Fahrt und Lager, die Spiele oder die Geschichten, die vorgelesen wurden?

Was heißt hier übrigens „Atmosphäre“? War dies der Geist, der im Großen und Ganzen dort herrschte? Hat sich vielleicht doch das ausgewirkt, was hier und da in einer Andacht oder Bibelarbeit angeklungen war? Es muss doch mehr gewesen sein, als nur eine oberflächliche Begeisterung, sonst hätte es bei vielen nicht durchgehalten, ein ganzes Leben lang, bis heute. Es hat uns schließlich auch Anderes begeistert und ist dann nur eine Episode geblieben! Sollte dies hier womöglich mit dem Heiligen Geist zusammenhängen, mit dem zu rechnen auf einem evangelischen Jugendlager nicht gerade unpassend wäre? Es geht ja dabei nicht um religiöse Verzückungen mit „verzwirbelte Augen“ (verdrehen Augen), wie es der Frankfurter Mundartdichter Friedrich Stoltze einmal ausgedrückt hat; Verhaltensweisen also, die jedenfalls mit dieser Welt nichts zu tun haben. Ich glaube immer mehr, dass es zutiefst natürliche Vorgänge sind, wenn Gott, wie ihn uns Jesus vorgestellt hat, in unsere Welt hinein wirkt. Er ist nicht nur etwas „Jenseitiges“.

„Picobello“ sauber verließen wir unsere alte Haslachmühle am Ende der Freizeit und wussten, dass es nicht das letzte Mal gewesen war, dort Lager durchgeführt zu haben. Unser „Adler“ mit Anhänger brachte uns gut wieder nach Hause, das heißt nach Haus Heliand, wo nun Lager mit kleineren Teilnehmerzahlen auf uns warteten.

Alltag

In der Zeit zwischen den Lagern, die in ihrer Mehrzahl in dem werkseigenen Heim bei Haus Heliand stattfanden, war ich gewissermaßen ein „Mehrzweck-Angestellter“. Da kamen mir die Bastelarbeiten und Experimente im Elternhaus zusammen mit meinem 7 Jahre älteren Bruder, meine handwerkliche Lehre, meine Erfahrungen als Kraftfahrer im Krieg und meine vielfachen Tätigkeiten als Kriegsgefangener zugute. Der „Adler“-Kraftwagen war nicht nur sehr schwach, er war auch mittlerweile ein klappriger Kasten geworden. Da musste ständig irgend etwas repariert werden. Es gab also viel zu tun. Zum Glück änderte sich das nach dem Kauf eines neuen VW-Cabriolets. Das war natürlich für mich ein „edles“ Fahrzeug, das nur in der Einfahrperiode besondere technische Pflege brauchte.

Mit diesem Wagen chauffierte ich PB durch die Lande. Regelmäßige Fahrten führten uns freitags nach Frankfurt. Dort befand sich in der Stadtmitte, in der Neuen Schlesinger Gasse, die „Kanzlei“, die Zentrale des Gesamtwerkes des „Evangelischen Jungen- und Jungmännerwerkes in Hessen und Nassau“. Der/die aufmerksame Leser/in merkt, dass wir mit Mädchen (leider!) nichts zu tun hatten. Die einzige weibliche Person weit und breit war die Büroleiterin der Kanzlei in Frankfurt, Frau Hoffmann, eine ältere Dame. Sie war zuverlässig, arbeitsam und wusste vor allem mit den Jugendlichen umzugehen, die hier täglich aus- und eingingen. Sie ließ sich von ihnen nicht auf der Nase herum tanzen. Im Ganzen war sie das, was man eine „treue Seele“ zu nennen pflegt. Den hauptamtlichen Mitarbeitern, die in der Kanzlei so etwas wie ihr Hauptquartier sahen, war sie nicht vorgeordnet; aber sie konnte geschickt ihr „Revier“ verteidigen.

An diesen Freitagen in der Kanzlei hielt PB vor allem Dienstbesprechungen mit den haupt- und nebenamtlichen Jugendleitern. Da war auch für Mitarbeiter Gelegenheit, den Oberleiter des Werkes, der zugleich der „Erstführer“ (EF) der Pfadfinderschaft war, zu sprechen. Beides war ja in Personalunion Paul Both. Hier wurde auch manches seelsorgerliche

Gespräch geführt. Aussprachen über größere, zeitraubende Probleme fanden in H statt. Man fuhr dazu mit der Tram Nr. 25 von Frankfurt über Oberursel fast bis zur Hohemark und ging dann zu Fuß einen Waldweg ca. 30 Minuten nach Haus Heliand.

Ich selbst machte an diesen Freitagen Besorgungen in der Stadt oder half bei anfallenden Büroarbeiten in der Kanzlei. Von 1952 an fuhr ich mit dem Schnellbus am frühen Nachmittag nach Bad Homburg zurück, wo man mir die männliche Jugendarbeit in der Erlöser-Gemeinde und in Gonzenheim übertragen hatte. Spätabends – nach 22 Uhr – kehrte ich zur Kanzlei zurück, wo PB seine Nachtsitzungen mit Pfadfinderführern oder Mitarbeitern hielt. Weit nach Mitternacht kehrten wir nach H zurück, oft erst in der Morgendämmerung.

An dem darauffolgenden Samstag-Vormittag hatte ich theoretisch frei. Viel wurde aus der Ruhe aber nicht, weil ich froh war, in dieser „Frei“-Zeit Arbeiten erledigen zu können, die dringend getan werden mussten. Der Samstag war auch günstig für Hausbesuche bei den Eltern der Jugendlichen, die es zu schätzen wussten, wenn ich mich als der Leiter der Jugendgruppe ihres Sohnes vorstellte. Ich war zwar kein kirchlich Angestellter; aber was unsere Arbeitszeit anbetraf, galt auch im Geheimen für uns der Liedvers „Gott soll'n wir billig loben“. (Im neuen Kirchengesangbuch ist der Wortlaut des letzten Verses von Lied Nr. 249 „Lob Gott getrost mit Singen“ zum Glück abgeändert worden. Er lautet jetzt: „Gott soll'n wir fröhlich loben“.)

Da der Sonntag ja weithin der Tag ist, an dem außer den Gottesdiensten kirchliche Veranstaltungen stattfinden, war der Cheffahrer Knopf selbstverständlich auch gefragt. Aber da freute ich mich mehr darüber, immer wieder einmal im hessischen Land herum zu kommen.

An den Wochentagen in H hatte ich im Büro zu tun. Diktierte Briefe wurden auf der Schreibmaschine (Jahrgang 1935 – „Hammerwerk“) geschrieben und versandfertig gemacht. Arbeitspläne und –material wurden mittels Wachsmatrizen vervielfältigt und versandt. Eine Kartei der

Förderer unseres Jugendwerkes, des FEJ (Freunde evangelischer Jugendarbeit) wurde angelegt und musste auf dem Laufenden gehalten werden; die alte war unbrauchbar geworden. An Computer dachte damals noch kaum jemand. Da bastelte ich eine Art Lochkartei, mit deren Hilfe (und einer Stricknadel) ich schnell und problemlos bestimmte Personenkreise aussortieren konnte.

Sehr bald wurde ich auch Mitglied der Heliand-Bruderschaft. Sie war im Frühjahr 1938 aus dem Kreis älterer Pfadfinder gegründet worden und bei Beginn des Krieges in „Kriegs-Bruderschaft“ für die Mitarbeiter umbenannt, die als Soldaten eingezogen oder dienstverpflichtet waren. Unter selbst gewählter Losung wurde ich feierlich in den Kreis der Brüder aufgenommen. Ich hatte mich für einen Text aus der Bergpredigt Jesu (Matthäus 6, 33) entschieden, der gegen Ende der Gefangenschaft für mich immer mehr an Bedeutung gewonnen hatte: „Trachtet am ersten nach dem Reich Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch das andere alles zufallen.“ Viele Ehemalige aus der Zeit der Kriegsbruderschaft fehlten, da sie aus dem Krieg oder der Gefangenschaft nicht zurückgekehrt waren.

Diese Art des Zusammenschlusses wird man heute kaum noch verstehen. Sie sollte ein Gremium sein, das sich als Tatgemeinschaft mit dem „Ältesten“ zusammen (natürlich PB) für die gesamte Jugendarbeit verantwortlich fühlte. Hier bestand die Chance einer demokratischen Entwicklung in der Führung des Werkes – aber nicht mit Paul Both. „Ordnung“ war bei ihm schon ein wichtiger Begriff. Er schlug aber bei ihm leider zu oft in „Unterordnung“ um.

Und so wurde für manchen aus der „HB“ zunehmend eine Gemeinschaft der mittlerweile alt und älter gewordenen ehemaligen Mitarbeiter, die auch durch Beruf und Familie der Jugendarbeit immer ferner rückten. Außerdem sehe ich schon in der Grundlegung eine Schwachstelle: Diese Gemeinschaft sollte das Ergebnis von „stillem und zähem Gehorsam an der Stelle der Gemeinde Jesu“ (sein), „wo wir hingestellt sind“²⁷. Damit wurde bei Both,

ähnlich wie bei der Pfadfinderschaft, der Wille als geeignet herausgestellt, Glaubensziele zu erreichen. Bonhoeffers Buch „Gemeinsames Leben“ wurde von PB oft zitiert, aber dass dieser bei einer solchen Gemeinschaft eher Wert darauf legte, dass sie wachse und ein Geschenk des Geistes Gottes sei, dazu war der „Macher“ PB viel zu ungeduldig. Ihm genügte eine gewisse christliche Begründung.

Da entsprechend der Gefangenschaftsgespräche mein Berufsziel die Leitung eines Jugendheimes o. ä. war, hätte ich gerne in weitere Arbeitsgebiete dieses Berufes geschaut. So wäre es z. B. von großem Nutzen für mich gewesen, die Kassen- und Buchführung für das Heim zu übernehmen. Da war aber bei PB nichts zu machen! Dieses Ressort hatte er einem älteren ehrenamtlichen Mitarbeiter übertragen, und es war selbstverständlich, dafür nicht eine bezahlte Kraft einzusetzen. Meine Tätigkeit in der „Leitung“ des Jugendheimes beschränkte sich also nur darauf, Renovierungs- und Umbauarbeiten auszuführen und bei der Pflege der großen Gartenanlage mitzuhelfen.

Das Haus musste in vielen Teilen noch ausgebaut werden, da während des Krieges und in der Nachkriegszeit dazu kein Geld und Material zur Verfügung standen. So sollte im großen Tagesraum die Decke „abgehängt“ werden. Die Konstruktion aus der Zeit des Krieges eignete sich nicht zum Verputzen. „Fischer-Dübel“ gab es damals noch nicht, Kippdübel waren noch nicht erfunden. Aber eine ähnliche Form stellte ich selbst her, und damit gelang es mir, eine Art Kassettendecke einzubauen.

Ein ungelöstes Problem war die Toilette, und zwar in den beiden Bedeutungen dieses Wortes. Die morgendliche Toilette im Haus beschränkte sich aufs Zähneputzen. Mehr war nicht möglich, nicht nur wegen der Wasserknappheit. Zum Glück fließt hinter dem Gelände der „Mühlenbach“, in dessen Oberlauf ich nach dem morgendlichen Waldlauf „badete“. An dieser Stelle war er auch sehr sauber. Nicht so hinter dem Heimgelände: einer Papiermühle nur wenige hundert Meter oberhalb diente er zum Antrieb

²⁷ Klaus Neumeier, Evangelische Jugendarbeit unter Paul Both im 3. Reich,

Evangelischer Regionalverband Frankfurt am Main, 1988, S. 217

der Maschinen. Das änderte nicht die Wasserqualität; aber beim Schwemmen des Papiers wurde das weiter fließende Wasser fast milchig weiß. Diese Verunreinigung verlor sich leider nicht auf der kurzen Strecke bis zu uns. Das war zwar hygienisch nicht bedenklich, aber dennoch ein Schönheitsfehler. Das störte niemanden, am wenigsten unsere Buben. Die waren durch Krieg und Nachkriegszeit Schlimmeres gewöhnt. Es wurde also Wasser mit Schüsseln aus dem Bach geschöpft und nach dem Gebrauch ein gutes Stück unterhalb zurück geschüttet. Heute wäre ein solches Verfahren unmöglich, denn es gibt gerade für Jugendheime z. T. sehr pingelige Vorschriften. Aber damals hatte dieses System sogar so etwas wie Romantik an sich (Bild 13).

Anders war dies bei der Klosettanlage. Die zwei Wasserklosetts im Haus reichten buchstäblich „vorne und hinten“ nicht aus. Eine Kanalisation war nicht vorhanden bzw. der Anschluss war zu weit weg. Also musste Knopf ein „Plumps-Clo“ bauen, in der Soldatenspache eine

Latrine: Eine Grube wurde ausgehoben und darüber ein Häuschen gemauert mit zwei Eingängen und mehreren abgetrennten Sitzen. Die Grube wurde von Zeit zu Zeit von einem Bauern leer geschöpft. Zum Glück gehörte das nicht auch noch zu meinem Arbeitsbereich („einzigartiger Vertrauensposten in unserem Werk“ - s. Brief PBs an mich v. 22. Mai 1950). Die Tarnbezeichnung „MW“ stammt - gemäß einem Abkürzfimmel (Aküfi!) bei Pfadfindern - von „mit Wasser“, auch wenn meist Wasser nicht im Spiel war. Irgendwie hat sich wohl herumgesprochen, dass der Erbauer dieses Prachtgebäudes ich war, sodass es eines Tages den Namen „Knopfschachtel“ erhielt. Der „Erfinder“ dieses Namens ist unbekannt. Wenn schon ein Denkmal, dann hätte ich mir ein würdigeres gewünscht, aber ???- . Heute ist dieses „Monument“ einer vorbildlichen Wasch- und Toilettenanlage gewichen, wie überhaupt das ganze Haus mit Küche, Tages- und Schlafräumen nicht nur größer, sondern natürlich auch komfortabler geworden ist.

Endlich: Jugendleiter

Damit hatte PB wohl nicht gerechnet: dass ich Freude an der eigentlichen Jugendarbeit bekommen könnte! Als er mir die Leitung der Jugendkreise im Dekanat Bad Homburg übertrug, sollte ich eigentlich nur so etwas wie ein Lückenbüßer sein, bis er einen anderen Hauptamtlichen gefunden hatte. In meiner Dienstanweisung vom 1. 10. 1950 stand ja unter Punkt „d“: „gelegentliche Jugendarbeit“. Es war ihm gar nicht recht, als ich mit voller Pulle einstieg. Jedenfalls hatte ich einen Teil meines Berufszieles nun erreicht: vorwiegend mit Menschen zu tun zu haben.

Material zur Gestaltung der Jugendstunden stand von Seiten des Jugendwerkes reichlich zur Verfügung. Außerdem kramte ich aus meinem Gedächtnis alles heraus, was ich noch aus der Zeit meiner Mitarbeit kurz vor dem Krieg vorfand. Vor allem in der Jungschar, den 9- bis 13-jährigen, gelang es mir wahrscheinlich, den richtigen „Ton“ zu finden. Es dauerte nicht lange, so sammelten sich in den beiden Gemeinden, Bad Homburg-Erlösergemeinde und Gonzenheim (einem Vorort von Bad Homburg), je an die 60 bis 70 Jungen. Auch durch Hausbesuche und Gespräche mit den Eltern gelang es mir, dass die beachtliche Zahl von Teilnehmern kein Strohfeuer war.

Was heißt Eltern? Es waren meistens nur Mütter, die ich bei den Hausbesuchen antraf. Es stellte sich heraus, dass oft Väter überhaupt nicht da waren: im Krieg gefallen oder in der Gefangenschaft umgekommen. Und immer wieder erklärten mir diese Mütter, wie froh sie seien, dass ihre Buben durch die Jugendkreise mit Männern zu tun bekamen – und wenn es nur der Jugendleiter war. Da war es auch kein Problem, bei Unternehmungen wie Wanderungen, Fahrten und Freizeiten genügend Jungen zu gewinnen.

Schwieriger war die Arbeit in den Jungenkreisen (14 – 17Jährige), auch wenn ein gewisser Stamm von meinem Vorgänger her vorhanden war. Ich besuchte Konfirmandenstunden und warb dafür, dass die Jungen nicht aus der Kirche „hinauskonfirmiert“ wurden. Natürlich hatte ich solche Unternehmungen vorher mit den Pfarrern besprochen, bei denen

ich mich vor Beginn meines Einsatzes vorgestellt hatte. Es gelang mir, zu ihnen ein gutes Vertrauensverhältnis aufzubauen.

Dies galt besonders bei dem Gonzenheimer Pfarrer, Dekan Schmidt. Als er erfuhr, dass ich zwar in Oberstedten (5 km oberhalb von Bad Homburg) wohnte, zu den Jugendkreisen aber von Frankfurt her kam und dorthin zurückfahren musste, war ich von da an Gast in seiner Familie am Abendbrottisch. Die Kreise fanden nämlich alle an einem Nachmittag und Abend statt. Nach dem Jungenkreis trafen sich noch um 20 Uhr die Besucher des „Jungmännerkreises“ (ab 18. Lebensjahr). Im Umgang mit dieser Gruppe hatte ich überhaupt keine Erfahrung. Noch nicht einmal meine eigene Erinnerung an dieses Alter konnte mir helfen; denn was nützten mir die Erlebnisse im Arbeitsdienst, Militär oder gar in der Gefangenschaft?

So war nun eine Situation entstanden, in der ich faktisch hauptberuflich bei PB angestellt war. „Nebenberuflich“ stand ich in der direkten Jugendarbeit, denn eine Entlastung im Bereich meiner bisherigen Arbeitsbereiche konnte nicht gewährt werden. Sie war ja auch in diesem Ausmaß nicht vorgesehen. Angesichts der öden Arbeit im Büro, als Kraftfahrer und in der Verantwortung für das Jugendheim wurde der Einsatz in der praktischen Jugendarbeit für mich zur Hauptsache. Oder hätte ich in diesem Sektor mit halber Kraft „fahren“ sollen? PB übertrug mir noch zusätzlich die Verantwortung für die Jugendkreise in Friedrichsdorf²⁸ und wunderte sich, dass dies gelegentlich auf Kosten meiner „eigentlichen“ Dienstanweisung ging. Ich sah mich in der Situation eines nebenamtlichen Mitarbeiters, der neben seinem Beruf (hier: Angestellter bei Paul Both) ehrenamtlich in der Jugendarbeit stand, und der natürlich hier und da in seinem Hauptberuf Abstriche machen musste. Vollends rätselhaft war es, dass ich – wenn auch nur vorübergehend – zwei Jugendkreise in Bad Vilbel²⁹ über-

²⁸ Kleinstadt im Hochtaunuskreis bzw. im Dekanat Bad Homburg

²⁹ Stadt nördlich von Frankfurt

nehmen musste. Dieses „Vorübergehend“ dauerte dazu fast ein Jahr.

Wer wollte es mir da verdenken, dass ich PB Anfang 1952 daran erinnerte, dass ursprünglich doch nur von einer Zeit bis Herbst 1950 mit einer eventuellen Verlängerung um ein Jahr die Rede gewesen sei. Er argumentierte, es habe sich aber nun doch herausgestellt, dass ich wie geboren sei zur Ausfüllung all der Ämter, die ich mittlerweile übernommen hatte. Welche Zeichen ich noch erwartete, um zu erkennen, dass dies doch wohl Gottes Wille sei? Es sei nicht gut, „sich ständig von einer Reichsgottes-Arbeit wegzusehen“.

Es wurde immer deutlicher, dass mein eigentlicher Plan im Frankfurter Jugendwerk nicht zu verwirklichen war. Ich hatte zwar durch die Übernahme der Jugendarbeit im Dekanat Bad Homburg wenigstens eine Tätigkeit erhalten, bei der ich mit Menschen zu tun hatte. Aber ein Beruf auf Dauer war dies nicht. Außerdem war ich ja mittlerweile über dreißig Jahre alt und damit über das Alter hinaus, wo ein Jugendleiter eher zur Karikatur zu werden droht. PB dachte nicht im Traum daran, mir eine Zukunftsperspektive zu bieten. Ohne eine Ausbildung mindestens als Diakon oder dergl. war es unmöglich, die Leitung eines Heimes für Jugendliche, etwa für schwer Erziehbare o. ä., übertragen zu bekommen. Sicher hätte er mir irgendwann (aber wann?) geholfen, in einen Beruf zu wechseln. Aber ich wollte nicht eines fernen Tages aus seinen Gnaden in eine Arbeit vermittelt werden, in der ich ihm womöglich auch noch zur Dankbarkeit verpflichtet gewesen wäre. Mein Verhältnis zu ihm, den ich als Jugendlicher vor dem Krieg bewundert hatte, war mittlerweile ziemlich abgekühlt. Es kam über das eines Vorgesetzten zum Untergebenen nicht hinaus. Da war ich durch Krieg und Gefangenschaft anderes gewöhnt!

Anfang 1952 erhielt ich von Heiner Mohn, der von meinen Schwierigkeiten wusste, ein erneutes Angebot einer Stelle bei seiner Firma Heraeus-Quarzschnmelze in Hanau. Aber zu diesem Zeitpunkt hätte ich den gerade begonnene Aufbau der Jugendkreise im Dekanat Bad Homburg im Stich lassen müssen. Mitarbeiter hatte

ich zwar schon gewonnen, aber keiner wäre imstande gewesen, die Gesamtverantwortung zu übernehmen. Dazu war die Zeit zu kurz gewesen. Auch war mir diese Arbeit inzwischen zu sehr ans Herz gewachsen, und ich hätte kein gutes Gewissen gehabt. So sagte ich mit großem Bedauern ab. Auch Heiner Mohn tat es Leid, denn er hatte wohl auch im Stillen damit gerechnet, dass ich in Hanau, meiner Heimatstadt, nebenberuflich in die dortige Jugendarbeit einsteigen würde.

Damit waren für längere Zeit für mich die Würfel gefallen. Ich nahm mit etwas mehr Elan an dem zweijährigen Jugendleiter-Kursus des Werkes teil, der fast ausschließlich von PB geleitet wurde. Erst viel später erkannte ich, dass das Gebotene reichlich „dünn“ war: Die Kirchengeschichte z. B. brachte nichts Kritisches, obwohl dazu die Zeit besonders nach dem 1. Weltkrieg genügend Anlass gegeben hätte, ganz zu schweigen von den Jahren des 3. Reiches. Das war ja eigentlich unser selbst erfahrenes und durchkämpftes Leben. Das Gleiche galt für die gebotene Theologie. Die Erfahrungen aus der Zeit des Kirchenkampfes fanden kaum ihren Niederschlag. Barmer Erklärung, Stuttgarter Schuldbekennnis oder das Darmstädter Wort wurden kaum erwähnt, geschweige denn diskutiert. Die soziale Komponente des Evangeliums verschwand fast vollkommen hinter dem pietistisch verstandenen persönlichen Heil des einzelnen Menschen. Philosophie und Psychologie beschränkten sich ausschließlich auf den (männlichen) Jugendlichen, wie er in unseren Kreisen vertreten war: als Schwerpunkt nämlich der „höhere Schüler“. Im Ganzen war der Leiterkursus also mehr oder weniger eine Einführung in die Interna des Jugendwerkes; und da war er sehr informativ. Mit dem bestandenen Abschluss verbunden war die am 10. Dezember 1953 vor der versammelten Mitarbeiterschaft ausgesprochene Berufung zum Jugendleiter des Werkes. Ich bestand mit dem Gesamturteil „Im Ganzen gut“, nach der damaligen Zählung also 2 bis 3. Leider hatte dieses Zeugnis in der Öffentlichkeit (auch in der kirchlichen!) keinerlei Bedeutung, galt also nur innerhalb des Werkes.

Meine „neue“ Heimat ...

... war inzwischen das „Schwabäländle“ geworden. Ich hatte wohl noch Verwandte in Hanau, die aber eher enttäuscht waren über meinen beruflichen Weg nach meiner Heimkehr aus der Gefangenschaft. Schwerer wog da die Freundschaft mit Werner Reininghaus, dem ehemaligen „Lagerpfarrer“ in Sevastopol. Er hatte als Pfarrer eine Religionslehrerstelle an der Lehrer-Oberschule in Nagold im nördlichen Schwarzwald angenommen. Bei ihm und seiner Familie verbrachte ich bereits 1951 das Weihnachtsfest und in den folgenden Jahren auch meine Urlaube.

Für meine alte NSU-Quick war die Entfernung von Bad Homburg dorthin zu groß. Ich kaufte mir also ein schönes DKW-Motorrad (250 ccm, Bild 14), das mich auch am Ort beweglicher machte. Für die damaligen Straßenverhältnisse war dies eine beachtliche Maschine mit einer Spitzengeschwindigkeit von 90 km/h. Den größten Teil der Strecke – von Bad Homburg bis Pforzheim – benutzte ich die Autobahn und dann die Straße durch das idyllische Nagoldtal.

In der Reininghaus-Familie fühlte ich mich sehr wohl. Agnes, Werners Frau, war eine resolute, tüchtige Hausfrau – eine echte Schwäbin. Unserer Gesundheit galt ihre besondere Fürsorge. Buchstäblich marmeladeimerweise schleppte sie von der Molkerei die Buttermilch an. Diese Ära wurde abgelöst durch die Dinkel-Periode. Ein Säckchen voll davon bekam ich mit auf die Heimreise. Als ich beim nächsten Besuch stolz Vollzugsmeldung machte und berichtete, dass ich alles aufgebraucht hätte, musste ich mir sagen lassen, dass Weizenkeime viel gesünder und jetzt „dran“ seien. Beim nächsten Besuch stand Grünkernsuppe als Frühstück auf dem Speiseplan. Agnes war eine „verhinderte Ärztin“ und wollte wirklich einmal Medizin studieren; denn sie hatte tatsächlich – wie man so sagt – nicht nur das Zeug dazu, sondern auch die entsprechend guten Noten in der Schule. Da wurde nichts draus, nachdem sie sich als Teilnehmerin an einem Jugendlager in den jungen Pfarrer verguckt hatte, der in der Leitung mitarbeitete: ein „schweres Familienproblem“! Bis nach Bulgarien auf eine

Hausmädchenstelle bei einer bekannten Familie wurde sie verfrachtet, um erst einmal volljährig zu werden. Und das waren damals 21 Jahre! An ein Medizin-Studium war bei ihrer Rückkehr verständlicherweise nicht mehr zu denken.

Zu den zwei Töchtern Elli und Doro (Elisabeth und Dorothee) wurde als drittes Mädchen im Februar 1951 Adelheid geboren, zu deren Taufe am Pfingstfest ich Pate wurde. Es sind schöne Erinnerungen, die ich an diese Zeit habe. Für Elli und Doro war ich der Onkel Günter. Von den vielen gemeinsamen Spaziergängen und Unternehmungen ist mir noch besonders im Gedächtnis die „Moggele-Aktion“: Im Wald sammelten wir Tannen- und Kiefernzapfen zum Feuer anmachen, die wir in Säcken mit einem Leiterwagen – hoch gepackt und obenauf Doro – nach Hause brachten (Bild 15). Wir waren immer eine fröhliche Gesellschaft. Anlässe gab es genug. So schenkte einmal Doro ihrer Mutter zum Geburtstag für die Tomatenpflanzen im Garten einen vollen Eimer Pferdeäpfel. Sie hatte sie selbst gesammelt und war ganz stolz über ihr eigenwilliges Geschenk. – Als der Schreinermeister X einmal in der Wohnung einige Arbeiten ausführte, verfolgte sie unter dem Tisch hockend den Fortgang mit größtem Interesse. Dann fragte sie plötzlich den Handwerker: „Wisset Sie eigentlich, Herr X, was das größte Hobby von mei'm Vadder is?“ – Er wusste es natürlich nicht. Da meinte sie: „Spaare, Herr X, spa-a-re!“ Damit war übrigens das größte Lob ausgesprochen, das man einem Schwaben ausstellen konnte.

Im Kreis der Erwachsenen wurde nicht nur oft musiziert, sondern vor allem auch diskutiert. Es ging hauptsächlich um theologische und kirchliche Probleme. Heute wundere ich mich, dass wir kaum über politische Themen ins Gespräch kamen. Dazu wäre in vielfacher Hinsicht Anlass genug gewesen, denn da war ja unendlich viel nicht nur in unserer Abwesenheit geschehen. War es die alte (Un-)sitte, seine politische Überzeugung nicht zu offenbaren? Während der Nazizeit hatte sie ja ihre gewisse Berechtigung gehabt; aber auch schon vorher war sie üblich. Dadurch habe ich z. B. ganz selten

bei meinen Eltern erlebt, dass „politisiert“ wurde.

So kehrte ich immer wieder nach schönen und erholsamen Tagen nach Haus Heliand und zu PB zurück. Dort begannen am Ferienhaus die Arbeiten zum An- und Umbau. Und da waren meine Fähigkeiten als Handwerker gefragt. Diese Berufsbezeichnung machte mir nichts aus. Längst hatte ich meine Minderwertigkeitskomplexe abgelegt; denn nur wer diesen Beruf einmal ausgeübt hat, weiß, wieviel Kopfarbeit und Erfindergeist hier gefordert werden

Außerdem hatte ich ja auch noch „meine“ aktive Jugendarbeit. Als Jugendleiter wurde ich nicht nur in den Kirchenvorstand, sondern von da in die Dekanatsynode berufen, von der böse Zungen zwar behaupteten, sie sei die organisierte Bedeutungslosigkeit. Das störte mich wenig. Sie war für mich die Plattform, von der für die Jugendarbeit manche Hilfe ausging.

Aus den Jungenkreisen war mittlerweile eine Pfadfindersippe herausgewachsen, nachdem einige für diese Form der Gemeinschaft Begeisterte in Frankfurt hospitiert hatten. Eine solche Jungengemeinschaft ohne „Nest“, das ist nur eine halbe Sache. Es gelang mir im Bad Homburger Stadtteil Gonzenheim nach der Fertigstellung des neuen Gemeindehauses die alte Holzbaracke hinter der Kirche – das alte Gemeindehaus - vor dem Abriss zu retten. Nach einigen Reparaturen stand sie nun fast ausschließlich den Pfadfindern zur Verfügung, übrigens bis zum heutigen Tage.

Bei der Gründungsfeier erhielt die Sippe den Namen „Gustav Adolf“. Zu diesem Ereignis war es mir gelungen, ein großes Bild „Gustav Adolf vor der Schlacht bei Lützen“ aufzutreiben, ein Werk eines mir heute nicht mehr bekannten Künstlers. Auf ihm war der schwedische König vor der Front seines angriffsbereiten Heeres betend – mit zum Himmel erhobenen, gefalteten Händen (mit Schwert?)- dargestellt. Es gefiel merkwürdigerweise damals mir mehr als den Jungen. Krieg und Gefangenschaft hatten offenbar bei mir noch nicht ausgereicht zu einer mehr zivilen Einstellung zum Leben.

Die Pfadfindersippe war eine enorme Bereicherung für die Kreisarbeit. Es gehörte nämlich zur Spezialität der

Heliand-Pfadfinderschaft im Gegensatz zur CP, dass die Jungen nicht nur die Gemeinde-Jugendkreise zu besuchen, sondern in ihnen auch mitzuarbeiten hatten. Die Mitgliedschaft in der Sippe war regelrecht vom Besuch der Kreise abhängig. Diese Verquickung mit der Gemeinde-Jugendarbeit entstand in den zwanziger Jahren³⁰ und war eine Forderung (und Erfindung!) Paul Boths. Sie führte damals zum Austritt aus der CP. Der Wahlspruch „Allzeit bereit“ wirkte sich also nicht nur auf die täglichen Verhaltensweisen aus - als Teil der berühmten Verpflichtung: „Jeden Tag mindestens eine gute Tat!“ (gemäß der Karikatur, der alten Oma über die Straße zu helfen, obwohl sie gar nicht wollte). Es entstand dadurch eine gewisse Verantwortlichkeit für das Leben des Kreises. Mit der Hilfe der Pfadfinder konnte man also als Leiter rechnen, und zwar gemäß der Losung der drei G: „Ganz, gern, gleich!“ Die Herkunft unseres Werkes aus der Arbeit an den höheren Schülern (BK³¹) war unverkennbar. Der größte Teil der Besucher unserer Kreise kam ja auch vom Gymnasium und der Oberrealschule, evtl. auch aus der Mittelschule. Der Volksschüler (heute: Hauptschüler) war eine seltene Ausnahme. Darauf waren wir sogar stolz. „Wir“ heißt zu diesem Zeitpunkt: auch ich!

Was aber damals von uns nicht so deutlich gesehen wurde: Die Stellung der Pfadfinderschaft brachte auch eine Einengung. Diese war ohnehin schon gegeben durch unsere Herkunft aus dem BK. Er wurde für Höhere Schüler Ende des 19. Jahrhunderts gegründet, da sie die CVJM-Kreise an ihrem Wohnort - wie übrigens alle Vereine - gemäß der Schulordnung nicht besuchen durften. Man traf sich also in der Schule, etwa am Nachmittag. Diese Gruppen gehörten zu einem Verband neben dem CVJM³². Ihre Selbständigkeit behielten sie in einer gewissen Rivalität auch nach dem 1. Weltkrieg. Dieses Erbe „verfolgte“ uns auch noch nach dem 2. Weltkrieg.

³⁰ des 20. Jahrhunderts

³¹ Abkürzung für **B**ibel-**K**reise

³² damals: Weltbund der **C**hristlichen **V**ereine **J**unger **M**änner; heute:....**J**unger **M**enschen.



*Bild 14
Mit der DKW
unterwegs*



*Bild 15
„Moggele“ sammeln!*

Mein Chef

Die straffe Disziplin der Pfadfinder entsprach nicht mehr dem Lebensgefühl der Nachkriegs-Jugendlichen. Hinzu kam die Pfadfindertracht: sie war gewiss nicht die Erfindung der Hitler-Jugend; es war eher umgekehrt. Es half auch nichts, dass immer wieder darauf hingewiesen wurde, dass „Tracht“ etwas anderes sei als Uniform. Aber für die Öffentlichkeit spielte das keine Rolle: Uniform war nicht mehr „in“. Verschärfend zeigte sich die Vorliebe PBs für soldatische Zucht. Leider ist er selbst nie Soldat gewesen. Vielleicht wäre da manches anders gelaufen. Aus gesundheitlichen Gründen blieb er während des Krieges davor verschont. Aber er hatte nun einmal einen Hang dazu. Schon vor 1933 galten bei ihm als Ideal-Berufe, für die er immer wieder Propaganda machte, der des Soldaten (natürlich der des Offiziers!) und der des Pfarrers.

Das änderte sich während des Krieges. Da empfahl er uns in den „Grünen Briefen“, die als Verbindung mit den ehemaligen Mitarbeitern zu uns an die Front hinaus gingen, nur noch den Beruf des Pfarrers. Es war ihm wohl klar geworden, dass bei einem Sieg des Hitler-Staates dieser Beruf für die Verkündigung des Evangeliums eine zentrale Bedeutung erlangen würde. Dieser Rat kostete ihn beinahe das Leben, weil er ihm als „Wehrkraftersetzung“ ausgelegt wurde. Die Gestapo³³ inhaftierte ihn. Er erlebte die schweren alliierten Luftangriffe auf Frankfurt im obersten Stockwerk des in der Stadtmitte Frankfurts gelegenen Gefängnisses. Durch Initiativen seiner tapferen Frau und eines ehemaligen Mitarbeiters im höheren Wehrmachtsrang gelang es, ihn vor dem Schlimmsten (Konzentrations-Lager) zu bewahren und schließlich ohne Verurteilung frei zu bekommen.

³³ Abkürzung für **Geheime Staatspolizei**, politische Polizei und wesentliche innere Stütze des NS-Regimes in Deutschland, nicht uniformiert, geheim, von Verwaltung und Justiz unabhängig, berüchtigt wegen skrupelloser Fahndungs- und Verhörmethoden. 1946 im Nürnberger Kriegsverbrecherprozess zur verbrecherischen Organisation erklärt.

Aber er hatte nun einmal eine Schwäche für den „soldatischen Menschen“. Bis in die von ihm verfassten Pfadfinder-Regeln hinein zeigte sich dies. Da wurde sogar exerziert, was in der Pfadfinderschaft der Vorkriegszeit nicht üblich war: „Rechts um, links um, im Gleichschritt marsch!“ Und Knopf machte da noch mit! Es imponierte natürlich z. B. beim Kirchentag in Frankfurt 1956, bei dem ein Großteil des Ordnungsdienstes von den „Grünhemden“ des Frankfurter Jugendwerkes gestellt wurde: Es klappte selbstverständlich alles wie „am Schnürchen“. Denn da wurde nicht nur mit klarem Befehl und Gehorsam gearbeitet. Aufträge mussten wie ehemals bei Preußens wiederholt und natürlich genau ausgeführt und zurückgemeldet werden.

Apropos Preußen: Boths großes Vorbild war der Soldatenkönig Friedrich Wilhelm I. Wem er gut gesonnen war und mit dem er „noch was vorhatte“, der erhielt mit einer Widmung den Roman von Jochen Klepper, „Der Vater“, ein dicker Wälzer, den vielleicht viele der Beschenkten nie ganz gelesen haben (wie Nationalsozialisten „Mein Kampf“ von Adolf Hitler). Zweifellos könnte dieser Monarch in seiner Schlichtheit, Frömmigkeit, Unbestechlichkeit, Gradheit und seinem Gerechtigkeitsinn manchem Politiker heute als Vorbild dienen. Einer seiner markigen Wahlsprüche lautete: „Könige müssen mehr leiden als andere Menschen“. Er hat wohl auch danach gelebt.

Es sind leider auch von ihm manche Schrullen bekannt, vor allem die Vorliebe für seine Leibgarde, die „Langen Kerls“. Irgendwie war er ein „Kommisskopp“. Originell war auch die Art, wie er seine Untertanen mit dem Stock gezwungen habe: „Ihr sollt mich doch lieben!“ Dass er kein Demokrat war, wird ihm heute niemand vorwerfen. Aber nachdenklich darf man doch werden, mit welcher Begründung er abgelehnt haben soll, dass Untergebene ein Wort mitreden, wenn es um ihre Vorgesetzten ging: Er frage ja auch nicht seine Esel, wer Stallmeister werden soll. Diese Geschichte hat PB gern erzählt. Ob er damit sein System der Auswahl der Pfadfinderführer begründen wollte?

Auch den Sohn des Soldatenkönigs verehrte PB, obwohl dieser Freigeist gerade nicht das Muster eines Christen war. Nach meinen Kriegserlebnissen schaudert es mich noch heute, dass PB im Rahmen einer Andacht auf einem Jugendlager vom „Alten Fritz“ erzählte, wie er nach einer Schlacht einen schwer verwundeten Offizier am Wegrand, der vor Schmerzen laut schrie, vom Pferd herab anherrschte: „Junker, stirb´ er anständig!“ PBs Vorliebe für die Hohenzollernkönige galt sogar dem letzten deutschen Kaiser Wilhelm II. Es störte ihn nicht dessen unrühmliche Abdankung, Flucht nach Holland am Ende des 1. Weltkrieges und sein aufwändiges Leben dort. Man kann wohl sagen, dass er ein wenig reflektiertes Verhältnis zu Preußen hatte.

Ihn faszinierte wohl am Preußentum am meisten der Stellenwert von Ordnung und Befehl. Aber die Zeit war vorbei, in der ein preußischer Beamter Gewissenbisse hatte, wenn er mit dem Dienstbleistift sich eine Bemerkung in sein privates Notizbuch machte. Auch wird man den Begriff des „Gehorsams“ nach seinem Mißbrauch im letzten Krieg nicht mehr in seiner absoluten Bedeutung gebrauchen können. Aber die Rolle des Soldaten hatte es ihm nun einmal angetan. Er zitierte gerne die Erzählung aus Matthäus 5, 8ff: „Der Hauptmann von Kapernaum“. Christsein und Soldatentum gehörten für ihn zusammen. Im Jugendwerk war er schließlich ja auch ein Monarch, und die Auswirkungen davon auf das Werk waren bestimmt nicht von Vorteil.

Dass wir nach dem ersten und vor dem zweiten Weltkrieg vom Soldaten schwärmten, ist eigentlich kaum zu verstehen, denn seit den fürchterlichen Materialschlachten um Verdun und Douaumont war es eigentlich vorbei mit der alten „Soldatenherrlichkeit“. Aber vielleicht waren es mehr die Schilderungen von Kameradschaft und das Durchhaltevermögen, die uns begeisterten, und die schon vor Hitler in mehreren Kriegsfilmen verherrlicht worden waren. Remarques Buch und Film „Im Westen nichts Neues“ wurde dagegen damals als „jüdisches Machwerk“ denunziert, in dem angeblich die Ehre des deutschen Soldaten in den Dreck gezogen wurde. So war es verwunderlich, dass wir begeistert das Filmlied „Wir die letzten, die geblieben ...“ sangen. Völlig unverständ-

lich war es, dass dieses Lied auch nach 1945 noch in den Pfadfindersippen auftauchte.

Warum überhaupt das „Kriegshandwerk“ zu allen Zeiten als etwas Ehrbares dargestellt wurde, ist eigentlich merkwürdig. Schon der Begriff „Handwerk“ ist – zumal in der heutigen Zeit – eine glatte und dumme Lüge. Allein die Wortwahl um den Vorgang „Krieg“ müsste uns stutzig machen. Aber vielleicht ist uns das alles nicht recht bewusst. Dass Franzosen und Engländer dies nicht entdeckten, ist klar. Denn das, was mit dem deutschen Wort „Schlacht“ gemeint ist, das klingt bei ihnen ja nicht so brutal, wenn sie „bataille“ oder „battle“ sagen, zumal bei den Franzosen das Wort für Stock – „baton“ hindurch klingt. Ich weiß nicht, wie in den beiden genannten Fremdsprachen die Angelegenheit etymologisch³⁴ erklärt wird; bei uns im Deutschen ist der Fall ganz klar: „Schlacht w: Mhd. slaht(e), slahd. slatha `Tötung“³⁵. Worum es da also geht, dürfte niemandem deutlicher sein als uns Deutschen: Hier wird also nicht nur gekämpft und geschlagen, sondern geschlachtet. 60 Millionen Menschen sind das „Schlachtergebnis“ des 2. Weltkrieges!

Vor dem 20. Jahrhundert mag das Wort Schlacht noch relativ harmlos verstanden worden sein, obwohl der Degen oder das Schwert dem Schlächtermesser des Metzgers noch ähnlicher sind als dem Stock. In diesem Sinn haben wir als Jungen noch ziemlich unbedarft gesungen: „Drum auf in die düstere, lohende Schlacht, der Feinde starrenden Rachen, und trifft uns Tod und deckt uns die Nacht, im Himmel, Herr, lass uns erwachen“. Als Pfadfinder hatten wir noch mit gepolsterten Speeren gekämpft. Die Chance, diese „Veranstaltung“ zu überleben, war noch gegeben. Reichlich härter geht es zu, wenn heute Jugendliche bei Computerspielen mit der MP den „Feind umlegen“. Aber seit der Erfindung des Maschinengewehrs oder gar der Atombombe hat sich „Krieg“ nicht nur graduell, sondern im Wesen verändert, sind die Auswirkungen dieser Waffen unvorstellbar.

³⁴ die Wissenschaft von der Herkunft der Wörter-

³⁵ aus: Der Große Duden, Herkunftswörterbuch Etymologie, Dudenverlag; mhd = mittelhochdeutsch, ahd = althochdeutsch.

Man muss nur einmal den Bericht eines Maschinengewehrschützen oder eines Schlachtflieger-Piloten gehört haben, um zu erkennen, dass das Bild eines Schlachthofes im Vergleich zu dem, was da geschieht, eine klare Untertreibung ist. Mit dieser Erkenntnis dürfte die Szenerie eines Krieges der Zukunft klar umrissen sein: Er ist seit der Atombombe die „unmögliche Möglichkeit.“ Daher gilt das Wort von Heinemann³⁶: „Nicht mehr der Krieg, sondern der Friede ist der Ernstfall“. Dies ist also die einzige Alternative!

Nachzutragen wäre noch die Beachtung einer schwerwiegenden und äußerst wichtigen Überlegung, dass die Pfadfinderarbeit eigentlich aus theologischer Sicht nicht unbedingt dem Evangelium gemäß ist. Sie kann ihre Herkunft aus der Zeit nicht verleugnen, in der die Verkündigung des Gotteswortes hauptsächlich unter dem Gesichtspunkt von „Gesetz und Evangelium“ geschah mit dem Schwerpunkt Gesetz. Da passten ja vorzüglich die Pfadfinder-Maximen: „*Du sollst...*“, „*der Pfadfinder ist ehrlich und aufrichtig.*“ „*Jeden Tag eine gute Tat!*“ Aus pädagogischen Gründen allerdings ist sie im jugendlichen Alter sehr wohl geeignet; es müsste nur spätestens im Jungmänner-Kreis-Alter (17/19 Jahre) mehr auf den Gesichtspunkt Evangelium „umgeschaltet“ werden.

Es ist unzweifelhaft: In der Erziehung kann man auf klare Anweisungen, „Spielregeln“ und Grenzen nicht verzichten. Dem/der Jugendlichen muss zunächst einmal gesagt werden, was „Sache“ ist. In der Befolgung besteht durchaus die Möglichkeit, dass er/sie oder sogar schon ein Kind entdecken: Es gibt Grenzen, deren Überschreitung Konsequenzen hat. Dies zu verdeutlichen ist eigentlich unser Straßenverkehr sehr gut geeignet. Die Beachtung der Verkehrsregeln ist die Voraussetzung dafür, dass möglichst viele Verkehrsteilnehmer am sichersten und am

schnellsten ihr Ziel erreichen. Es ist schon lange her, dass ich in der Fahrschule den § 1 der Straßenverkehrsordnung gelernt habe. Aber dem Sinn nach kann ich ihn noch heute hersagen: „Jeder Teilnehmer am Straßenverkehr hat sich so zu verhalten, dass kein anderer gefährdet, geschädigt oder mehr als nach den Umständen unvermeidbar behindert oder belästigt wird.“ Dieser Paragraph ist also kein hartes, oder gar unmenschliches Gesetz, sondern – so möchte man sagen – eine segensreiche Anweisung oder Empfehlung. In diesem Sinn macht es ja auch z. B. Freude, zu helfen, jemandem beizustehen, überhaupt seinen Mitmenschen gegenüber freundlich zu sein. Da kann man erleben: Wie man in den Wald hinein ruft, so schallt es wieder heraus. Der Pfadfinder wird diese Verhaltensweisen in der Regel schon in der Gemeinschaft seiner Sippe zu schätzen wissen und dann „nachleben“.

Deutlich wird dieses Problem am Lied der Pfadfinder (so etwas wie eine Nationalhymne). Es hat auch mich als Jugendlichen angesprochen und bewegt:

Allzeit bereit, den kurzen Spruch
als Losung ich erkor,
ihn schreib ich in mein Lebensbuch,
ihn halt ich stets mir vor.
Das gibt dem Leben Zweck und Ziel,
gibt Mut und Heiterkeit;
zu heil'gem Ernst, zu frohem Spiel:
Allzeit bereit!

Allzeit bereit, dem zu entfliehn,
was mir das Herz befleckt.
Nichts Schlechtes soll mich abwärts ziehn,
hoch ist mein Ziel gesteckt.
Gott zum lebend'gen Eigentum
sei Leib und Seel' geweiht.
Zu seines Namens Ehr und Ruhm:
Allzeit bereit

Allzeit bereit! Wahr sei der Mund,
unwandelbar die Treu,
rein sei das Herz, fest sei der Bund,
der Wandel ohne Scheu.
Hilf mir, o Gott, du starker Hort,
dass ich kann jederzeit
erfüllen treu das Losungswort:
Allzeit bereit!

Dieses Lied ist Ende des 19. Jahrhunderts entstanden. Als Melodie sangen

³⁶ Gustav, 1899-1976, deutscher Politiker, 1949-55 Präses der Synode der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD), 1949/50 Bundes-Innenminister, 1952 Austritt aus der CDU, Gründung der GVP (Gesamtdeutsche Volkspartei); seit 1957 im Vorstand der SPD-Fraktion; 1966 Bundes-Justizminister, 1969-74 Bundespräsident.

wir die von einem unserer ältesten Pfadfinder, Ernst Wolff, komponierte; die alte war uns zu lahm. In den letzten Jahren vor 1933 – also vor Hitler – hatte er sogar Fanfarenklänge dazu gesetzt. Erst spät entdeckte ich: Es steckt voller Appelle, Anweisungen, Aufforderungen und ist daher leicht falsch zu verstehen: Ich soll etwas tun, damit etwas (von Gott her) geschieht. Evangelium heißt jedoch auf deutsch: Frohe Botschaft. Was ist an Geboten oder Befehlen („Du sollst! ...“, „du musst!“ ...) froh machend? Jesus von Nazareth, auf den unser Glaube zurückgeht, hat uns eine andere Motivation für „gute Taten“ vorgelebt: Ich tue etwas, nicht *damit* es Gott oder meinen Mitmenschen gefällt oder um mich beliebt zu machen (mein Schlosser-Lehrgeselle Schleich hätte an dieser Stelle gesagt: „Du wirfst mit der Worscht nach em Schinke“) – sondern aus Dank, *weil* ich etwas von Gottes Güte erlebt und begriffen habe, handle ich so und nicht anders

Daher hat die „selbstlose“ Tat nach Jesus allein folgenden Antrieb: Er zeigt uns Gott nicht als einen, der ständig Vorbedingungen stellt, als einen unbarmherzigen Herrscher, der uns mit allen möglichen oder unmöglichen Forderungen nervt und uns verfolgt bis „ins letzte Schubfach“. Wir haben eine freundliche „Gottheit“! Wenn wir bedenken, dass Gott die Quelle alles Guten ist, dass wir ja von ihm alles haben, unser Leben, Gesundheit, eine Welt, in der und von der wir leben, so entsteht in uns tiefe Dankbarkeit. Aus ihr heraus tun wir dann alles und nicht aus Spekulation.

Außerdem merkt der älter gewordene und wache Jugendliche irgendwann bestimmt die Wahrheit, die in der Liedzeile zum Ausdruck kommt: „...es ist doch unser Tun umsonst auch in dem besten Leben...“ (eg 299, 2). Mit anderen Worten: Eine hundertprozentige Erfüllung der Gebote ist nicht möglich. Nicht nur Pfadfinder, sondern jeder Mensch wird immer wieder scheitern, insbesondere an den Forderungen des letzten Verses: „wahr sei der Mund, unwandelbar die Treu, *rein sei das Herz*, fest sei der Bund, *der Wandel ohne Scheu*“. Er singt zwar gleich danach: „Hilf mir, o Gott, du starker Hort, dass ich kann jederzeit erfüllen treu das Losungswort: Allzeit bereit!“ Da aber Gott nicht

dazu hilft, dass wir ohne „Fehl und Tadel“ sind, wirft mancher Jugendliche irgendwann die Flinte ins Korn, hält das alles für einen frommen Schwindel und pfeift auf Pfadfindersippe, Jugendkreis und Kirche.

Wozu hilft Gott aber dann? Er ist der liebevolle Vater, wie ihn uns Jesus vor Augen gestellt hat: Er kennt unsere Unvollkommenheit, und es macht ihm Freude, uns zu verzeihen. Mir hat hier ein Beispiel aus unserem modernen Leben geholfen: Die Windschutzscheibe unseres Wagens wird, je nach Witterung, immer wieder schmutzig, undurchsichtig. Da hilft nur ein funktionierender Scheibenwischer. Gott wischt immer wieder den „Dreck“ unserer Schuld weg, sofern wir ein Interesse daran zeigen. Wir können weiter „fahren“, auch bei einem „Wolkenbruch“. Es gibt nicht den „reinen“ Menschen und auch nicht das gute Gewissen. Es gibt nur den durch Gottes Vergebungsbereitschaft Gerechtfertigten und das bereinigte – oder „getröstete“ Gewissen.

Das alles sind Erkenntnisse, die auch mir erst sehr spät in meinem Leben zugewachsen sind. Nun verstehe ich die Vorbehalte gegen unsere Jugendarbeit, die manche Theologen (und damit viele Gemeindepfarrer) hatten, und die wir damals nicht verstanden haben. Ganz sicher ist die Nichtbeachtung dieses Problems auch der Grund, warum uns viele Jugendliche, wenn sie älter geworden waren, nicht nur den Rücken zugekehrt, sondern auch rundweg abgelehnt haben.

Ich fürchte, dass selbst Paul Both diese Zusammenhänge nicht deutlich genug gesehen hat. Für ihn war das Werk die „Reichsgottesarbeit“ schlechthin. „Von Haus aus“ war er Pädagoge, ausgebildet auf dem Lehrerseminar in Usingen.- Er soll zwar einige Semester Theologie während seiner Tätigkeit als Volksschullehrer (heute Grundschullehrer) an der Uni Frankfurt gehört haben. Aber wann war das, und welche Dozenten hatte er? Sicher fehlte da eine gewisse Breite des theologischen Spektrums.

Durch seinen Vorgänger in der Leitung des Werkes, Albert Hamel, den er eine Zeit lang sehr verehrte, war er stark pietistisch geprägt. Von ihm ist bekannt, dass er ein Theologie-Studium rundweg abgelehnt und ihm auch abgeraten hat, weil man „da an seinem Glauben irre wer-

den kann“. Für die wörtliche Wiedergabe dieses Zitates kann ich mich nicht verbürgen. Aber dem Sinne nach halte ich es für authentisch. Das war übrigens unsere Meinung im „Werk“ allgemein - besonders in der Zeit des 3. Reiches. So entstand auch damals das verhängnisvolle Missverständnis, dass die Auseinandersetzungen im Raum der Evangelischen Kirche für uns „Theologengezänk“ waren. Noch in der Nachkriegszeit war diese Überzeugung bei uns vorhanden; und die Vorbehalte, die z. B. gegenüber dem Bruderrat der EKD bestanden, stammten aus dieser Gesinnung. Obwohl dessen Zentrale im selben Haus der Neuen Schlesinger Gasse in Frankfurt lag - zu unserer Kanzlei nur durch ein Stockwerk getrennt - kam es zu keinem fruchtbaren Gedankenaustausch. Martin Niemöller war der Leiter des Bruderrates, der unsere Arbeit trotz mancher Bedenken sehr schätzte. Mit ihm hätte also ein Gespräch möglich sein

müssen. Aber die Jugendarbeit war PBs ureigenstes Ressort, in das er sich von niemandem hineinreden ließ.

Dieser Bruderrat war eine der ganz wenigen evangelischen Widerstandsgruppierungen gegen die Nazi-Willkür, vor allem gegen die Übergriffe ins kirchliche Leben durch Bespitzelung, Verbote, Verhaftungen und eigentlich ungesetzlicher Freiheitsberaubung. Dies geschah regelmäßig an der Justiz vorbei in von der SA und SS gegründeten Konzentrationslagern. Martin Niemöller war nicht das einzige Opfer, das als „der persönliche Gefangene des Führers“ hinter Stacheldraht festgehalten wurde.

Die Geschäftsstelle des Bruderrates befand sich ein Stockwerk unter unserer Zentrale in der Neuen Schlesinger Gasse 24 in Frankfurt. Unverständlich ist mir noch heute, dass es keine Verbindung zwischen den beiden Zentralen gab.

In Politik unterentwickelt?

Erst heute wird mir so richtig bewusst, wie politisch unbedarft ich damals war. Es entstand für mich die Frage, wohin ich bei der nächsten Bundestagswahl mein Kreuz machen sollte. Der Vater eines meiner Mitarbeiter spielte während der 50er Jahre in Bad Homburg bei der „Deutschen Partei“ (DP) eine führende Rolle. In seiner Art imponierte er mir, und da mir die politische Linke immer noch suspekt war, wählte ich diese Partei, später die CDU. Letztere sprach mich wegen des „christlich“ an. Aus der Weimarer Zeit hätte mich die Erfahrung mit der Zentrums-Partei warnen müssen. Es war doch eine un gute Rolle, die sie damals gespielt hat. In der politischen Auseinandersetzung wirkt m. E. eine Partei, die behauptet, christlich zu sein und womöglich noch die Bezeichnung „christlich“ im Namen führt, klerikal in dem Sinn, als wolle (könne?) sie die Botschaft der Kirchen in direkter Weise in ihre Politik umsetzen - und als habe sie das, was mit christlich gemeint ist, „allein gepachtet“. Der Christ wird, wenn er Mitglied dieser Partei ist, automatisch – ob er es will oder nicht - zum Gegner aller anderen Parteien, obwohl er eigentlich in allen demokratischen Parteien mit gutem Gewissen mitarbeiten könnte (und sollte!).

So wurde schon im Parlament der Kaiserzeit aus Gegnerschaft – von der ein Parlament ja lebt – Feindschaft. Die Probleme der aufkommenden Industrialisierung, verbunden mit den wachsenden unzumutbaren Arbeitsverhältnissen und der zunehmenden Verarmung ganzer Bevölkerungskreise, wurden in ihrer Bedeutung für das gesellschaftliche Leben kaum von den bürgerlichen Parteien erkannt. Was die protestantischen Kirchen angeht, so kamen sie - bis auf ganz wenige Ausnahmen - über karitative Bemühungen kaum hinaus. Der „Barmherzige Samariter“ (Lukas 10, 30-37) als Leitbild reicht unter solch katastrophalen Entwicklungen, wie sie am Ende des 19. Jahrhunderts entstanden waren, nicht aus. „Eines Tages müssen wir begreifen, dass die ganze Straße nach Jericho geändert werden muss, damit nicht fortwährend Männer und Frauen geschlagen und ausgeraubt wer-

den.“ Die Zeit war wohl noch nicht reif für diese Erkenntnis Martin Luther Kings und Dietrich Bonhoeffers. Letzterer meinte, man dürfe Opfer nicht nur behandeln und ihre Wunden verbinden. Es müsse hier und da auch einmal wahnsinnigen „Krafffahrern“ in die Speichen gegriffen werden. Jedenfalls hatte die ungenügende Reaktion und das Unverständnis für die soziale Frage verheerende Folgen für das öffentliche Leben, ganz besonders aber für die Kirchen; sie wirken ja bis auf den heutigen Tag nach.

Vergessen hatte man da wohl das eigene unsoziale Verhalten Mitte und Ende des 19. Jahrhunderts angesichts der Industrialisierung unserer Arbeitswelt. Mahner wie Kolping (†1865) auf der katholischen Seite und Wichern (†1881) sowie Stöcker (†1909) und andere auf der evangelischen - geradezu weitsichtige und prophetische Männer - konnten die Kirchen (insbesondere die evangelischen) nicht in Bewegung bringen. Dazu war in ihnen das Verständnis für die soziale Frage nicht lebendig genug. Das große Elend, das auf den ersten Generationen der Industriearbeiter lag, hat sie kaum berührt; ja die betroffenen Menschen wurden vielfach in ihrer Armut und ihre Niedrigkeit verachtet. Bestenfalls kam man – trotz mancher Ausnahmen – über eine weithin persönliche, caritative Wohltätigkeit nicht hinaus.

Auf diese Weise verloren die Kirchen große Teile der Arbeiterschaft an die damals rein marxistisch orientierte Sozialdemokratie. Sie wurden ihnen völlig entfremdet. Das war das traurige Ende der evangelischen Sozialpolitik im 19. Jahrhundert. Die Nachwirkungen sind bis heute zu spüren. Ein entscheidendes und entschuldigendes Wort zu diesen verhängnisvollen Vorgängen von Seiten der Kirchen ist m. W. bis heute nicht ergangen. Luther war es wohl, der einmal gesagt hat, Buße (= Umkehr) sei ein freudiges Geschäft. Jeder Wanderer kann dies bestätigen, wenn er in die Irre gegangen ist und dann den richtigen Weg doch noch gefunden hat. Ich verstehe nicht, warum sich die Kirche bis heute diese Freude versagt. Hoffentlich rechnet sie nicht mit

dem schlechten Gedächtnis der Nachfahren der damals Betroffenen!

Mit den Schlagworten „Kommunist“ und „Kapitalist“ konnte man (und kann man noch heute) jedes Gespräch und jede Diskussion ohne weiteres totschiessen, obwohl der heutige Kapitalismus im Zeitalter der Globalisierung einen das Fürchten lehren kann. Wer's nicht glauben will, der sehe nur in die heutige moderne Arbeitswelt und betrachte das Schicksal der Millionen Arbeitslosen. „Hire and fire“³⁷, das ist die Losung weithin für viele Arbeitgeber. Man werfe mir bitte nicht vor, heute noch kommunistische Ideen zu vertreten. Wenn dies je der Fall war, so bin ich durch das, was ich während meiner sowjetischen Kriegsgefangenschaft zu sehen und erleben bekommen habe, immun geworden.

Diese Probleme beschäftigten mich damals, bevor ich meine Mechaniker-/Schlosserlehre antrat, überhaupt nicht. Unser Glaube war ein subjektives Christentum, allein auf die eigene Person bezogen; es ging kaum über den „Nächsten“ hinaus. Was um uns herum und draußen in den Völkern geschah, berührte uns nur am Rand – es war halt die „böse Welt“. Wir waren im Pietismus gegründet mit seiner Betonung der individualistisch-verinnerlichten Frömmigkeit. Eines unserer liebsten Lieder war z. B.: „Stern, auf den ich schaue, Fels, auf dem ich steh', Führer, dem ich traue, Stab, an dem ich geh. Brot, von dem ich lebe, Quell, an dem ich ruh, Ziel, das ich erstrebe, alles, Herr bist du!“ Sieben mal „ich“ allein in der ersten Strophe! In dieser Diktion stehen auch die beiden anderen. Was Wunder, dass dieses Desinteresse gegenüber der beginnenden Diskussion um die Wiederbewaffnung sogar in unserem Jugendwerk bestand. Dabei wäre es sehr wichtig gewesen, die Jugendlichen in unseren Kreisen auf diese Problematik vorzubereiten. Aber das empfanden wir nicht als unseren Auftrag.

Wer gehörte damals nicht zu den Menschen, die den Krieg in seiner ganzen Härte und Unmenschlichkeit erlebt hatten? Die meisten schworen nicht nur: „Nie wieder Krieg!“, sondern auch: „Ich werde nie

mehr eine Waffe in die Hand nehmen!“ Franz Joseph Strauß³⁸ soll sogar erklärt haben: „Wer noch einmal ein Gewehr in die Hand nehmen will, dem soll die Hand abfallen.“ Er war 1955 in der Regierung Adenauer Atomminister und 1956 Verteidigungsminister. Ein „Scherz“, den man einem Kabarettisten nie abgenommen hätte. Aber vielleicht musste er als Verteidigungsminister auch tatsächlich nie eine Waffe anfassen??

Schon im neuen Grundgesetz, der Verfassung der Bundesrepublik Deutschland, im Mai 1949 verkündet, ist mit der Einführung der Kriegsdienstverweigerung die Möglichkeit von Streitkräften nicht ausgeschlossen worden. Alfred Grosser schreibt dazu: „Der Kanzler und seine Partei werden daraus den Schluss ziehen, dass die Wiederbewaffnung ex negativo verfassungskonform ist!“³⁹. Politiker aller Couleur beteuerten unisono ihre Abneigung gegen jegliche Form der Bewaffnung. Konrad Adenauer, damals Landesvorsitzender der CDU in Nordrhein-Westfalen, sagte an der Jahreswende 1946/47: „...Wir sind einverstanden, dass wir völlig abgerüstet werden, dass unsere reine Kriegsindustrie zerstört wird... Ja, ich will noch weitergehen: Ich glaube, dass die Mehrheit des deutschen Volkes einverstanden sein würde, wenn wir wie die Schweiz völkerrechtlich neutralisiert würden...“⁴⁰

³⁸ * 1915, 1953-55 Bundesminister f. besondere Aufgaben, 1955/56 Bundes-Atomminister, 1956-62 Bundes-Verteidigungsminister; seit 1961 Vors. der CSU (Christlich-Soziale-Union), 1966 – 69 Bundes-Finanzminister, 1978 – Ministerpräsident v. Bayern, + 3. 10. 1988. Zu der Äußerung (aus dem Bundestagswahlkampf 1949) betr. 'Gewehr in die Hand nehmen...' erklärte Strauß selbst: „Die ist nur im Zusammenhang zu verstehen...“.(Internet: ACSP, NL Strauß Slg. Kray I 75/40.

³⁹ Alfred Grosser, „Geschichte Deutschlands seit 1945“, Deutscher Taschenbuchverlag GmbH, 1974, S.133).

⁴⁰ aus „Sozialkundebriefe für Jugend und Schule, Hessische Landeszentrale für politische Bildung, Reihe G/15, März 1968, Seite 14.

³⁷ (engl.) anstellen und entlassen - wie's gerade den Arbeitgebern passt!

Der Sozialdemokrat Professor Carlo Schmid⁴¹ erklärte Anfang 1946: "[...] Wir wollen unsere Söhne niemals mehr in die Kasernen schicken, und wenn noch einmal irgendwo der Wahnsinn des Krieges ausbrechen sollte, dann wollen wir eher untergehen und dabei das Bewusstsein haben, dass nicht wir das Verbrechen begangen und gefördert haben..."⁴². Diese Vorstellungen [...] waren noch lebendig und wirksam, als im Dezember 1949 (4½ Jahre nach Kriegsende! - GK) die Diskussion um den deutschen Wehrbeitrag begann.⁴³ Zur selben Zeit, im Dezember 1949, erklärte v. Brentano⁴⁴ für die CDU/CSU: "[...] Dem deutschen Volk liegt ... der Gedanke einer Wiederaufrüstung fern [...]". Und Erich Ollenhauer⁴⁵ unterstrich: "[...] Die sozialdemokratische Fraktion lehnt es ab, eine deutsche Wiederaufrüstung nur in Erwägung zu ziehen".⁴⁶ 1951 ergab eine repräsentative Befragung der deutschen Bundesbürger nur 47% positive Stimmen (immerhin! -GK), 1953 wurden es 59% - 1959 waren es 73%⁴⁷. Die Federzeichnung von A. Paul Weber (1950/53) ist also keineswegs übertrieben, wenn sie darstellt, wie die aus dem Kriegsverbrecher-Gefängnis Entlassenen bereits wieder in Uniform und unter Gewehr im Gleichschritt durchs Tor marschieren⁴⁸ (Bild 16).

Allerdings hatte sich die Weltlage und mit ihr die alliierte Deutschlandpolitik von Grund auf geändert. Durch die eigentlich ungerechte Währungsreform hatten von einem Tag zum anderen z. B. die

⁴¹ 1896 – 1979, dt. Politiker, 1947 – 71 Mitgl. des Parteivorstandes der SPD, hatte maßgeblich Einfluss auf das Godesberger Programm, 1948/49 Mitgl. d. Parlamentarischen Rates, MdB 1949-72, 1969 - 72 Bundesminister, ab 1969 Koordinator f. d. dt.-frz. Zusammenarbeit.

⁴² aaO, Seite 14.

⁴³ aaO, Seite 14

⁴⁴ Heinrich von, 1904 – 1964, dt. Politiker (CDU), 1955 – 61 Außenminister.

⁴⁵ 1901- 1963, dt. Politiker (SPD), ab 1952 Partei- u. Fraktionsvors.

⁴⁶ aaO, S 14

⁴⁷ aaO, S 14

⁴⁸ aus A. Paul Weber, Hoppla Kultur, 50 Bilder zur Herrlichkeit unserer Zeit, C. Bertelsmann Verlag, 11. – 20 Tausend 1954.

Läden volle Schaufenster. Zwar war der offizielle Tauschkurs für alle 1:10; aber Bauern, Fabrikbesitzer und Kaufleute hatten heimlich Vorratslager angelegt und wurden dafür belohnt, dass sie gesetzliche Vorschriften missachtet hatten. Typisch der Apotheker, der noch am 17. Juni bedauerte, „einer Mutter nicht das eine oder andere Medikament für ihr krankes Kind geben zu können. Am 20. hatte sich das Wunder ereignet: Er verkaufte dieses Medikament, ohne dass in der Zwischenzeit ein Lieferwagen vor seiner Tür gehalten hätte“⁴⁹.

Immer mehr zeigte sich die alte Feindschaft: hie Kapitalismus, da Kommunismus. Leider war das Dekret des Hl. Offiziums v. 1. 7. 1949⁵⁰ mit der zuvor unter Papst Pius XII ausgesprochenen Exkommunikation aller Kommunisten nicht geeignet, Frieden zu stiften. Zum Glück distanzierte sich die Evangelische Kirche im Rahmen eines „Kirchlichen Wortes“: „Die Kirche [...] wird die in jener offiziellen Stellungnahme der katholischen Kirche dokumentierten Entscheidung sich nicht zueignen und in die dort gebildete weltpolitische Front nicht im Namen der Verteidigung des Evangeliums einschwenken können“. Es wird auch eine „billige unwahrhaftige Neutralität“ abgelehnt⁵¹. In diesem „Wort“ heißt es u. a. weiter: „Es ist unmenschlich, den Menschen als eine Arbeitsware zur Vermehrung des Kapitals zu behandeln. Es ist unmenschlich, ihn zum Zwangsarbeiter im Dienst staatlicher Planwirtschaft zu erniedrigen“. Trotz seiner weiten Verbreitung in Gottesdiensten und trotz seines brisanten Inhalts löste es keine größere Debatte aus.

Das änderte sich schlagartig nach einem Interview Adenauers am 4. Dez. 1949 in einer amerikanischen Zeitung, in dem er ausführte, Deutschland sollte zur Verteidigung in einer europäischen Armee und unter deren Kommando beitragen. Die Wellen schlugen besonders hoch nach einem Interview Martin Niemöllers in der

⁴⁹ Alfred Grosser, aaO, S. 100.

⁵⁰ es wurde erst unter Papst Johannes XXIII. wieder aufgehoben. (s. Karl Herbert, Kirche zwischen Aufbruch und Tradition, aaO. Seite 156 u. 364)

⁵¹ Ebenda, S. 156

New York Herald Tribune, ebenfalls im Dezember.⁵²

Es wurde weiter heftig gestritten. Immer mehr aber war man längst auf die Option für den Weststaat fixiert, sodass jeder Gedanke an Neutralität als Verrat oder Kapitulation diskreditiert wurde. Es schreckte auch weite Kreise der deutschen Bevölkerung nicht der Gedanke, dass bei einer Wiederbewaffnung und einer evtl. militärischen Auseinandersetzung zwischen West und Ost Deutsche gegen Deutsche kämpfen müssten und dieser Krieg auf deutschem Boden ausgetragen würde.

Eine weitere Steigerung der Bereitschaft zur Teilnahme an einer Westarmee brachte der Ausbruch des Korea-Krieges. Man sah eine Parallele zur Situation in Mitteleuropa, obwohl die Dinge hier völlig anders lagen. Das Schreckgespenst des unersättlichen Kommunismus ging allenthalben um. Am 11. August 1950 sprach Winston Churchill in der Beratenden Versammlung des Europarates davon, „Europa zu einer politischen Gemeinschaft zusammen zu schließen, die stark genug sein müsse, jeder Gefahr zu begegnen“ und dass Deutschland hoffentlich zu einem militärischen Verteidigungsbeitrag bereit sein würde. Ihm widersprach Carlo Schmid, während andere deutsche Delegierte wie Gerstenmaier⁵³ und von Brentano ihre Entschlossenheit zur Unterstützung eines Wehrbeitrags bekundeten.⁵⁴

Mit einer gemeinsamen Stellungnahme beider christlichen Kirchen war nicht zu rechnen. In einer aufsehen erregenden Rede des Kölner Kardinals Frings auf dem Deutschen Katholikentag in Bonn Ende Juli 1950 erklärte er: „Die Völker haben nicht nur das Recht, sondern die Pflicht, auch mit Waffengewalt das gestörte Recht und die gestörte Ordnung wieder herzustellen, falls die göttliche Ordnung in ihren tiefsten Fundamenten bedroht ist und falls alle anderen Wege

versagen [...]. Wenn es so ist, dass nach Meinung des Heiligen Vaters der Fall gegeben sei, dass eine Kriegsführung nicht Recht, sondern sogar Pflicht der Staaten ist, dann ergibt sich daraus, dass eine Propaganda für eine uneingeschränkte und absolute Kriegsdienstverweigerung mit dem christlichen Gedanken nicht vereinbar ist. [...] Der Heilige Vater lässt keinen Zweifel daran, dass es eine verwerfliche Sentimentalität und ein falsch gerichtetes Humanitätsdenken wäre, wenn man aus Furcht vor den Leiden eines Krieges jegliches Unrecht geschehen ließe“.⁵⁵

In den kommenden Jahren vertiefte sich die Spaltung immer mehr. Dennoch gab es Angebote der DDR-Regierung in einer Botschaft vom September 1951, ja sogar die Note der Sowjetunion vom März 1952 an die drei Westmächte. Sie enthielt den Vorschlag einer sofortigen Konferenz über den deutschen Friedensvertrag, Wiederherstellung eines einheitlichen (!) deutschen Staates, ein Jahr danach Abzug der Besatzungstruppen, Verpflichtung Deutschlands, keinerlei Militärbündnisse gegen einen der am Krieg beteiligten Staaten einzugehen, das Recht zur Aufstellung eigener Verteidigungsstreitkräfte und Grenzen gemäß dem Potsdamer Abkommen.

Das Angebot war erstaunlich, wenn nicht sensationell. Selbst Stimmen aus dem Regierungslager und bis ins Kabinett hinein, z. B. Minister Jakob Kaiser⁵⁶, forderten eine gründliche Prüfung. Aber Adenauer vermutete eine Durchkreuzung seines Konzeptes: Der Westen muss so stark werden – stärker als die Sowjetunion –, dann sei der Zeitpunkt zu einem vernünftigen Gespräch gekommen. Die Westmächte antworteten mit Adenauer hinhaltend. Eine erneute Note der SU im April ging über die erste hinaus: Es wurden freie gesamtdeutsche Wahlen zugestan-

⁵² K. Herbert, aaO., S.157/58.

⁵³ Eugen, 1906 – 86, dt. Politiker (CDU), ev. Theologe, Mitgl. d. Bekennenden Kirche u. d. Widerstandes geg. Hitler, nach dem 20. Juli 1944 zu 7 Jahren Zuchthaus verurteilt, 1954 – 69 Präs. d. dt. Bundestages.

⁵⁴ aus: K. Herbert, Kirche zwischen Aufbruch und Tradition, S. 171/172

⁵⁵ aaO. S. 173, vollständiger Text in: Kirchenzeitung für d. Erzbistum Köln, 5. Jg. Nr. 16 v. 6. 8. 50 unter dem Titel „Friede um jeden Preis?“

⁵⁶ 1888 - 1961, dt. Politiker, Mitgl. d. Reichstages (Zentrum), Mitbegr. u. Vors. (bis 1949) d. CDU i. d. sowj. Besatzungszone u. Berlin 1948/49 Mitgl. d. Parlamentarischen Rates, 1949 – 57 MdB u. Bundes-Minister f. Gesamtd.-Fragen.

den. Dieses Angebot bot sogar mehr, als Adenauer zum Jahreswechsel 1946/47 erklärt hatte: Er glaube, dass die Mehrheit des deutschen Volkes mit einer Neutralisierung Deutschlands ähnlich der der Schweiz einverstanden wäre. (s.oben). Der Notenwechsel endete, nachdem noch vor Juni die Westverträge unterzeichnet wurden. Die Sowjetische Antwort folgte sogleich: Die Zonengrenze wurde abgesperrt und die Aufstellung eigener DDR-Streitkräfte angekündigt.

Natürlich gab es dort schon schwer bewaffnete Polizeikräfte. Die gegenseitigen Vorwürfe mehrten sich. Es ist die alte Frage: Wer war zuerst da - die Henne oder das Ei? In seinen Erinnerungen spricht Adenauer vom „Anerbieten einer deutschen Beteiligung“. Von seiner vor dem Memorandum vom 29. August 1950 stattgefundenen „entscheidenden Besprechung“ mit den Hohen Kommissaren berichtet er, dass er „den Wunsch nach Genehmigung zum Aufbau einer deutschen Freiwilligenstreitmacht bis zu einer Gesamtstärke von 150.000 Mann ausgesprochen habe.“ Diese Bitte Adenauers kann man wohl als den eigentlichen Beginn der Aufrüstung der BRD ansehen. Die westliche Propaganda von der kriegslüsternen Aggressivität des Kommunismus und eine entsprechende These auf östlicher Seite korrespondierten miteinander. Dennoch: Ob ein heißer Krieg in Europa jemals ernstlich gedroht hat, darf heute bezweifelt werden.

In einem offenen Brief äußerte Niemöller am 4. Oktober in schonungsloser Offenheit seinen Verdacht: „Trotz aller gegenteiligen Zeitungsnachrichten wird die Remilitarisierung Westdeutschlands [...] mit allen Mitteln betrieben. Hohe Offiziere werden eingestellt, Organisationsstäbe zur Aufstellung deutscher Einheiten [...] sind ab 1. Oktober d. J. tätig. [...] Vor den Augen und Ohren des gesamten deutschen Volkes bitte ich Sie, Herr Bundeskanzler, [...] nicht vollendete Tatsachen zu schaffen“. – Adenauer, lt. seiner Biographie, wurde „in eine Erregung versetzt, wie man sie selten an ihm erlebt“. Im Kabinett äußerte er: „Was Niemöller jetzt treibt, ist glatter Landesverrat.“⁵⁷

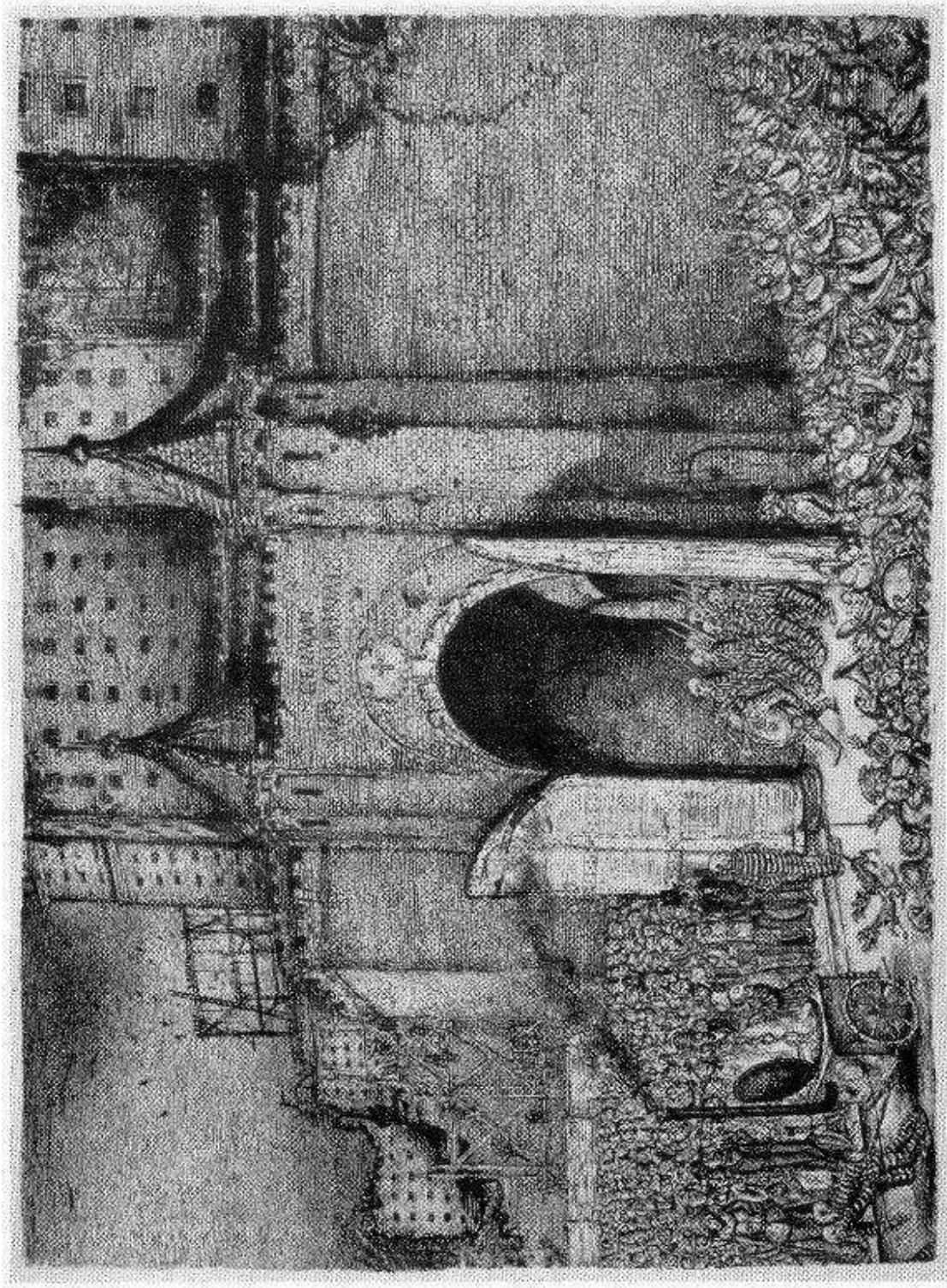
In erbitterten Auseinandersetzungen trug Heinemann, der Innenminister Ade-

nauers, seine Ablehnung der Wiederbewaffnung vor. Dabei beanstandete er vor allem, dass der Kanzler viele Entscheidungen im Alleingang getroffen hatte, sogar ohne das Kabinett auch nur zu informieren. Es erregte großes Aufsehen, dass Heinemann darauf im Oktober entlassen wurde.

Es führt zu weit, noch mehr davon zu berichten. Es ist mir wohl auch eine Frage, ob es gut und sachlich richtig ist, wenn ich in einer Art Lebensbericht so viel aus Kirche und Politik bringe. Es geht mir aber, besonders in den letzten Absätzen darum darzustellen, wie früh schon nach Beendigung des Krieges eine Wiederbewaffnung ins Auge gefasst – und dann ja auch verwirklicht worden ist. Selbst auf Atomwaffen wollte man auf Dauer nicht verzichten. Außerdem staune ich und bin entsetzt, was alles bis heute bekannt geworden ist, von dem man damals keine Kenntnis erhalten hatte. Außerdem nehme ich an, dass es auch für manchen Leser dieses Berichtes interessant sein könnte, nun deutlicher zu erfahren, was zu dieser Zeit um uns herum so geschah - im eigenen Land und in der großen Welt.

Überhaupt war ich damals, trotz mancher Kritik und Unzufriedenheit, auf meine Arbeit im Jugendwerk so stark konzentriert, dass ich – heute sage ich: leider - vieles andere vernachlässigt habe. Dazu gehören manche Freunde und vor allem meine Familie in Hanau und Thüringen. Dort wird man meine Einseitigkeit kaum verstanden und sicher hier und da über mich den Kopf geschüttelt haben. Nicht nur Paul Both, sondern gerade die Aufgaben, vor die ich mich gestellt sah, erlaubten wenig Ablenkung. Da waren vor allem die Jugendkreise, die zahlenmäßig stark angewachsen waren. In den Schulferien fanden Lager statt, an denen ich verantwortlich mitarbeitete. Auch die Leitung von Fahrten konnte ich noch nicht meinen Mitarbeitern allein überlassen. Also musste ich selbst „ran“. So fuhren wir z. B. mit dem Fahrrad kreuz und quer durch den Spessart, meinem alten Hanauer „Hausberg“. Eine größere Fußwanderung ist mir noch in Erinnerung: Sie führte vom Rhein bei Koblenz in den Westerwald, wo wir sogar in ein noch arbeitendes Bergwerk einfahren durften, in dem wir uns vor Ort mit Hauern und Steigern unterhalten konnten – für uns alle eine nicht geringe Sensation.

⁵⁷ K. Herbert, aaO., S.179



*Bild 16
"The Germans to the front"
(A. Paul Weber, 1950/53)*

Knopf auf Freiersfüßen

Große Sommerlager, jeweils mit über 100 Teilnehmern, fanden im Monbachtal an der Nagold und immer wieder in der alten Haslachmühle im Bodenseeland statt. Zunehmend war ich auf allen Lagern verantwortlich für die Küche. Nur im Monbachtal wurden wir von der Heimleitung durch deren Küche versorgt. Schon vor Beginn war es meistens meine Aufgabe, für Mütter in der Küche zu sorgen. Wenn diese dachten, ihnen winke ein mehrwöchiger Urlaub, so war dies ein schwerer Irrtum. Jeden Tag so viele hungrige Mäuler zu stopfen war – zumal im Hochsommer – eine schweißtreibende, schwere Arbeit, auch wenn die Finanzierung, Aufstellung des Speiseplanes und Besorgung der Naturalien nicht ihre, sondern meine Aufgabe war. Das hat mir auch niemand an meiner Wiege gesungen, dass ich einmal Küchenchef (Bild 17) werden sollte. Zum Glück gestand mir die Lagerleitung einen Helfer zu, Ordonnanz genannt. Außerdem war ich immer wieder „Mädchen für alles“, besonders bei technischen Problemen bis hin zur Installation und Bedienung einer Verstärker-Anlage, die damals noch etwas komplizierter war als heute. Ich steckte also bis über beide Ohren in der Arbeit.

Schließlich verliebte ich mich noch zu allem in die Mutter eines meiner Jungscharler. Sie hatte ich bei einem Hausbesuch kennen gelernt, ihr Sohn war damals etwa 9 Jahre alt und besuchte die von mir geleitete Jungschar in Bad Homburg. Ihr Mann war im Krieg gefallen. Näher kennen gelernt habe ich sie als Küchenfrau bei einem Jungenlager in Haus Heliand, bei dem ich – wie üblich – Küchenchef war. Alle konnten das verstehen, nur Paul Both nicht. Ich musste natürlich die Liaison geheim halten, denn ich „witterte“ damals mehr als ich wusste, wie PB die Angelegenheit beurteilen würde. Ich fürchtete, dass mein Verhältnis zu ihm, das ohnehin zunehmend gespannter wurde, durch diesen Tatbestand unnötig belastet werden könnte.

Er war zwar verheiratet und Vater von fünf Kindern (Bild 18), hatte aber wohl die fixe Idee, Liebe und Ehe seien dem Einsatz in der Reichsgottesarbeit im Wege. Ob er da aus Erfahrung sprach?

Dass mein Eindruck nicht verkehrt war, wurde eigentlich erst jetzt – nach seinem Tod - deutlich durch die Veröffentlichung⁵⁸ des Briefwechsels zwischen PB und Karl Heinz Hahn⁵⁹, den er – und das war damals geheim – zu seinem Nachfolger ausersehen hatte. So schreibt PB Weihnachten 1964: „Mein lieber, treuer K. H.!⁶⁰ [...] Du schienst ausersehen zu sein, mein Lebenswerk fortzusetzen und mir, solange ich noch ein Amt habe, zur Seite zu stehen. Und nun droht das ein Ende zu haben.(..) Einmal ist mein derzeitiger Gesundheitszustand bedenklich [...] Auch ich brauche in meiner Lage einen Menschen im Werk, der mitträgt und mich nicht enttäuscht. [...] ich habe seit einigen Jahren den starken Eindruck gehabt, als sei es für den Mann nach Hamel und Both nötig in der heutigen Lage in der Welt, völlig ohne menschliche Bindung zu bleiben. Und nach Deinen Bemerkungen am letzten Freitag wärest Du dazu wie selten einer in der Lage! [...] Charisma ist nicht Sondergabe, sondern Sonderaufgabe - und wie lautet Deine Antwort, wenn Du in der prophetischen Situation stehst: Mein Auftrag in diesem einzigartigen Werk – oder N.?⁶¹ [...] Warum, K. H., willst Du eigentlich heiraten? – [...]“

Mein „Verhältnis“ ging nach einigen Monaten in die Brüche. Den Anstoß dazu gaben der Rat guter Freunde und das an sich geringfügige Erlebnis, dass mir der Junge bei einem Abschied lauthals nachrief: „Auf Wiedersehen, *Papa!*“ Da wurde mir blitzartig klar, welche Hoffnungen ich bei beiden bereits geweckt hatte. So weit war ich noch nicht. Ich zog mich also

⁵⁸ in: „Weit sind die Wege“, 50 Jahre Heliand-Pfadfinderschaft 1946-1996, hrsgg. von Stefan Wiesner, 1996, Helène Druck GmbH, Darmstadt. Seite 446 ff.

⁵⁹ *1931, + 26. 08. 1986, ehem. Kollege, hauptamtlicher Mitarbeiter im Jugendwerk.

⁶⁰ unter Pfadfindern übliche Anrede unter Verwendung der Anfangsbuchstaben des Vornamens oder/und der Anfangsilben des Familiennamens.

⁶¹ Hahns spätere Ehefrau Uta, die diesen Briefwechsel nach dem Tod ihres Mannes veröffentlicht hat.

zurück, leider nicht ganz gentleman-like. Durch diese Geschichte war mir aber doch klar geworden, dass ich angesichts meines Alters dieses „Problem“ nicht mehr auf die lange Bank schieben konnte.

Ein älterer hauptamtlicher Kollege, Walter Harder, der schon verheiratet war, muss diese Schwierigkeit – nicht nur bei mir – bemerkt haben. Durch das „Jungen- und Jungmänner“ im Namen unserer „Firma“ (Evangelisches Jungen- und Jungmännerwerk in Hessen und Nassau) waren wir gegenüber dem anderen Geschlecht stark isoliert. Das war nicht zufällig. Es war aber doch ziemlich antiquiert und stammte noch aus der Zeit, wo sogar in der Grundschule Buben und Mädchen in den Klassen und auf dem Schulhof voneinander getrennt waren. Er lud in seine Wohnung Mitarbeiterinnen aus dem Mädchenwerk und Mitarbeiter aus unserem Werk zu zwanglosem Zusammensein ein. Da wurde gespielt, Literatur

besprochen – ja sogar getanzt. Wenn das PB gewusst hätte!

Mit gemischten Gefühlen ging auch ich hin, angestachelt durch meinen stärker gewordenen Widerspruchsgeist. Um es kurz zu machen: Die ganze Sache war nicht nach meinem Geschmack. Ein Handicap war auch, dass ich nicht tanzen konnte. Ich war gewissermaßen ein Opfer der engstirnigen Einstellung (nicht nur bei mir, sondern auch im ganzen Werk) aus der Zeit vor dem Krieg und der Ausklammerung der „Mädchenfrage“ im Jugendwerk. Dies war ein schlimmer Fehler, von der Tabuisierung der Sexualität ganz zu schweigen. Besonders betraf das die Pfadfinderschaft. Außerdem war ich damals viel zu schüchtern, und – man spürte bei dieser Veranstaltung die Absicht – war verstimmt. In „freier Wildbahn“ wäre womöglich manches anders verlaufen.

Bild 17
Der Küchenchef mit seiner
„Ordonnanz“



Bild 18
Paul Boths Familie

Neu-Orientierung

Ich ging also brav – aber doch zunehmend lustlos - meiner Arbeit nach, besonders im Büro, wo sie am wenigsten meinem Berufsziel entsprach. Da wurde es eine große Versuchung, dass ich durch die Vermittlung meines Gefangenschaftsfreundes Werner Reininghaus eine ganze Reihe von Angeboten zu Jugendleiterstellen erhielt. Ihm war PB allein schon vom theologischen Standpunkt her suspekt. Natürlich war ihm auch das autoritäre Gebaren zuwider, und er wollte mich da herausholen.

Im Bereich der württembergischen Kirche wurden mir Stellen angeboten, Bezirksjugendwart in Stuttgart-Bad Cannstatt und Heilbronn. Der Landesjugendpfarrer Class suchte für das Evangelische Hilfswerk den Leiter eines Heimes für junge Sowjetzonen-Flüchtlinge. Das wäre etwas im Sinne meiner Berufsabsichten gewesen! Aber von heute auf morgen war es nicht möglich, so schnell von PB weg zu kommen. Das konnte ich dem Jugendwerk nicht antun. Die Anstellungen in Württemberg wurden entweder durch die Kirche oder den CVJM angeboten. In den kirchlichen Dienst wollte ich grundsätzlich nicht, obwohl die Verhältnisse dort wohl ganz anders waren als in Hessen. Der CVJM war mir zu pietistisch; da fürchtete ich, vom Regen in die Traufe zu kommen. Schließlich erhielt ich sogar ein Angebot aus England nach Sheffield. Woher man dort von mir wusste, war mir ein Rätsel. Ich sagte ab; das Abenteuer war mir zu groß. PB roch bestimmt den „Braten“; aber er äußerte mir gegenüber keinen Ton. Ich musste allmählich feststellen, dass mein ursprünglicher Plan aus Gefangenschaftszeiten nicht mehr zu verwirklichen war. Meine späte Heimkehr war mir zum Verhängnis geworden. Die Zeit zum Nebeneinstieg in manche Berufe war vorbei.

Eine merkwürdige Begegnung in diesen Tagen machte mich zusätzlich nachdenklich: Bei einer Besorgung in Bad Homburg traf ich Dr. Ricken, meinen alten Klassenlehrer. Ich hatte ihn schon öfter gesehen; aber zu einem Gespräch war es nie gekommen. Warum auch? Er war nicht „mein Fall“, eher der Schrecken meiner Schulzeit. In letzter Minute kam er damals immer angehetzt, nachdem er als frommer

Katholik auf dem Weg zur Schule schnell in seine Kirche gegangen war. Sein dortiger Kniefall aber hinderte ihn nicht daran, immer wieder mir und einem Klassenkameraden, dessen Vater „nur“ Arbeiter war, bei jeder Gelegenheit klar zu machen, dass wir eigentlich nicht auf ein Gymnasium gehörten. Und das, obwohl wir beide im Notendurchschnitt weit über dem der Klasse standen. Er gehörte zu den Typen, bei denen der Mensch erst beim Akademiker anfängt, die auf jeden braven Handwerker herabsehen, aber schon in Panik geraten, wenn daheim der Wasserhahn zu tropfen anfängt. Jetzt sprach ich „Enno“ an. Warum er nicht mehr in Hanau wohnte, war mir klar. Sein Hobby war schon zu meiner Schulzeit Ausgrabungen, und wir haben als Schüler oft dabei geholfen. Nun, als Pensionär, fand er in der Nähe der Saalburg, dem alten Römerkastell, ideale Verhältnisse für seine Leidenschaft. Er fragte mich u. a., was ich beruflich täte. Als ich sagte, ich sei in evangelischen Gemeinden des Dekanates Bad Homburg Jugendleiter, meinte er abfällig, ob das auch ein Beruf sei? Ich hätte ihn am liebsten angesprungen. Ich verabschiedete mich kurz und nicht gerade freundlich. Aber in der Folgezeit gab mir diese Äußerung doch zu denken.

Im Frühjahr 1956 teilte mir Heinrich Mohn mit, dass in seiner Firma – Heraeus-Quarzschnmelze in Hanau – zum Herbst die Einrichtung einer Werkmeister-Stelle geplant sei, und er sich denken könne, dass ich dafür gut geeignet sei. Die Firma unterhielt am Rande des Firmengeländes der Höchster Farbwerke eine Werkstatt, in der Quarzglas in einem Sonderverfahren geschmolzen wurde. Das dazu nötige Wasserstoff-Gas bezog man über eine Leitung direkt aus dem Höchster Chemiebetrieb. Der Transport des Gases über die Straße oder über die Bahn war zu gefährlich und zu teuer, und so wurde das in Hanau aufbereitete Schmelzglas dorthin und das fertige Glas zurück nach Hanau zur Weiterverarbeitung befördert. Gearbeitet würde in drei Schichten zu je 8 Stunden. Meine Arbeitszeit würde ich letztendlich selbst auf die Schichten verteilen können, wobei ein öfterer Wechsel der Sache nur dienlich sei.

Für mich ergab sich die Zukunftsperspektive, dass ich im Bad Homburger Dekanat die Jugendarbeit weiter tun konnte, gewissermaßen nebenberuflich. Das bedeutete aber die Kündigung meiner Arbeitsstelle bei PB. Die in meinem Anstellungsvertrag vereinbarte halbjährige Kündigungsfrist war dem nicht im Weg. Ich fuhr also fröhlich mit meiner treuen DKW ins Nagoldtal, um dort – wie üblich – das Osterfest zu verbringen. Es bot sich dabei noch die Möglichkeit, mit Werner die neue Lage zu besprechen. Da traf ich auf keinen Widerstand, denn ein Ziel war ja

erreicht: Ich hatte neben einem Beruf die Möglichkeit, es mit Menschen zu tun zu haben. Außerdem war die Zukunft jetzt offen nach der Regel: Kommt Zeit, kommt Rat. Noch vor Beginn der Osterfeiertage gab ich bei der Nagolder Post meine Kündigung fristgerecht per Telegramm auf. Es war freilich kein gutes Ostergeschenk für PB, aber der Termin Herbst 1956 ließ mir keine andere Wahl. Außerdem war mir ein weiteres Zusammenarbeiten mit ihm in der seitherigen Form allmählich unmöglich geworden.

Vorbild oder ...?

Wohl selten in meinem privaten Leben hat ein Mensch mich so betroffen gemacht und bewegt wie Paul Both. In positiver Weise geschah dies als Pfadfinder vor der Eingliederung in die Hitler-Jugend, als Mitarbeiter danach und auch noch als Soldat während des Krieges. In dieser Zeit gehörte er zu den Menschen, die mich erleben ließen, dass der Glaube an diesen Mann aus Nazareth etwas ist, mit dem ein Leben gewagt werden kann. Das ging bis zur inneren Zustimmung zu dem Satz, den PB öfter zitierte: „ER ist es wert, dass man ihn ehrt und sich in seinem Dienst verzehrt“. Erhärtet wurde diese Überzeugung durch meine Erlebnisse im Krieg und in sowjetischer Gefangenschaft. Ich habe auch heute keinen Zweifel daran, dass es sich bei ihm um einen begnadeten Charismatiker handelte. Das geht auch aus vielen (unzähligen?) Äußerungen hervor, die von ehemaligen Mitgliedern des „Both'schen Jugendwerkes“ vorliegen. Diese Bezeichnung der Jugendarbeit im Frankfurter Raum konnte er übrigens nicht leiden.

Über Verstorbene soll man nicht schlecht reden. Ich habe auch nicht vor, dies von PB zu tun. Es geht schon gar nicht um eine Verurteilung. Es geht mir um die Wahrheit über einen bedeutenden Abschnitt meines Lebens. Indem ich nun das Für und Wider hinschreibe, gewinne ich ja selbst auch Klarheit. Es soll hier auch nicht sein Verhalten in der Zeit des 3. Reiches verhandelt werden. Beim Propheten Jesaja heißt es (53, 6): „Wir gingen alle in die Irre wie Schafe...“ Das gilt mit Ausnahme einiger weniger Begnadeter für uns alle damals. PB hat mit seiner Festnahme und einer unmenschlichen Haft teuer bezahlt. Man hätte erwarten können, dass er aus dem allem andere Konsequenzen gezogen hätte. Es ehrt ihn, dass er sich zu seinen Irrtümern im Gegensatz zu manch anderen ehrlich gestellt hat. Aber leider hat er als der große Praktiker nach dem Krieg da angefangen, wo er vorher aufgehört hatte.

Vielleicht ist es aber besser, wenn statt mir im Folgenden vor allem andere Zeitzeugen zu Wort kommen. So schreibt

Helmut Graf⁶²: „Von 1948 bis 1966 bin ich Paul Both immer wieder und immer öfter begegnet: als Teilnehmer von Treffen und Lagern, als Ordonnanz, als Adjutant und später als Fahrer seines Wagens, auf Mitarbeiterkursen, Führerkreisen, im Stammesführerkreis und auf Leiterkursen, als Verantwortlicher für das Freizeitheim bei Haus Heliand, als ‚Mädchen für alles‘ (insbesondere für Technik) – als Schwiegersohn und Vater der ersten Enkelkinder.“ – „Vor allem die strenge soldatische Form, [...] hat viel Kritik ausgelöst. Warum hat er 1946 so weiter gearbeitet, wie er 1933 aufgehört hatte?“ (– als wenn in der Zwischenzeit nichts Besonderes geschehen wäre! GK) „Ermuntert von Außen (im Wesentlichen durch die siegreiche US-Armee mit ihren GYA – German Youth Activity-Offizieren – GK) machte er so weiter, wie er es wusste – wie viele andere, gerade im Bereich der EvgI. Jugendarbeit, auch.“

[...] „Es gab allerdings innerhalb des Werkes Menschen, die diesen Neuanfang für falsch hielten. Mein Vorgänger im Hauptamtlichen Dienst [...] war Günter Knopf“. [...] „Günter verließ das Werk, weil er PBs Linie nach dem 2. Weltkrieg nicht mehr mittragen konnte und wollte.“ [...] Er meint, „wenn PB den Krieg in Rußland miterlebt hätte, wäre seine Haltung zum ‚Soldatischen‘ eine andere geworden.“

Ein ehemaliger Mitarbeiter in Frankfurt, Dr. Siegmund Tyroff, schreibt im selben Blatt (S. 15) u.a. über PB: „Seine christliche Verkündigung geschah häufig apodiktisch, eindrücklich und Emotionen mobilisierend in einer Art pietistischem Strukturalismus, in pädagogisch wohldosierten kleinen Dosen zulebriert.“ [...] „Ich dachte damals, wenn es im Himmel Heerscharen gibt, wird Both dort einmal Verteidigungsminister.“ [...] „Dass Both mit seinem Werkspersonal (Gärtner, Knopf, Weckbach, KH [Karl Heinz Hahn – GK]) nicht immer sensibel umging, störte mich manchmal als Jugendlichen ein bisschen, ich machte mir aber nicht genug Gedan-

⁶² in: „Der Weg geht weiter!“, Ehemaligen-Rundbrief der Heliand Pfadfinderschaft, Ausgabe 10. 7. 2003, Seite 12 ff.

ken darüber. Und dass Both gegenüber höher gestellten Persönlichkeiten in eine ganz andere Rolle, fast devot, verfallen konnte, irritierte mich. Daneben konnte Both aber auch sehr liebenswürdig verbindlich sein.“ [...] „Reiferen Jugendlichen war Both nicht immer ein zeitgemäßer Entwicklungshelfer. In die Tanzstunde zu gehen, war verpönt, und die es als Pfadfinderführer dennoch taten, hatten dank Both ein schlechtes Gewissen. Das Verhältnis zum weiblichen Geschlecht war nur eines der Probleme, wo seine Führung versagte!“ Thyroff schrieb aber auch: „Ohne Both und `sein Werk´ wäre meine Jugend geistlich und menschlich ärmer gewesen. Es war ein Profil vorhanden, an dem man sich auch abarbeiten konnte.“ [...] „Es bleibt ferner die Lebensleistung Boths, sein Engagement für `das Junge Volk´ – bei allen Irrungen – seinen Fleiß, seine Dynamik, seinen Einsatz, sein Organisationstalent und seine enorme Zuwendung zu würdigen.“

Sein eigener, ältester Sohn Hans-Christoph, schrieb im selben Blatt (S. 8, und da es dort veröffentlicht war, habe ich keine Hemmungen, es hier auch in Ausschnitten zu zitieren): „... Ansonsten empfand ich meinen Vater eher unnahbar, er war Respektsperson, vor der man Hochachtung, aber auch immer eine Portion Angst hatte.“ [...] „Sein gestrenges Regiment wurde bei Tisch deutlich, wo galt: `Die Kinder reden nur, wenn sie gefragt sind!´“ [...] „Der Vater hat Recht und der Sohn hat zu parieren, schien die Maxime seiner Erziehung zu sein.“ [...] „In den wenigen persönlichen Briefen, die ich von meinem Vater erhalten habe, schimmerte immer wieder der Preußische Anspruch hindurch: von Leistung, Zucht und Ordnung oder von unbedingter Pünktlichkeit ist da die Rede. [...] Unvergessen ist der Satz: `Ein Berufsarbeiter (hauptamtl. Jugendleiter - GK) hat kein Privatleben!´“ Deshalb musste ich unterschreiben, dass ich in den ersten Jahren der Jugendleiterlaufbahn keine Bindungen im Sinn einer künftigen Verlobung einzugehen beabsichtige.“

Nach weiteren Beispielen ähnlicher (oder noch schlimmerer) Art endet „Hachri“ seinen 3-seitigen Bericht dennoch mit positiven Äußerungen: „Sein Lebenswerk“ (bleibt für mich) genial und großartig. In meinen wichtigen Entwicklungsjah-

ren gab es in der Tat keinen anderen, der in so brillanter, einzigartiger Weise biblische Geschichte lebendig werden ließ, der Verkündigung so dicht und faszinierend betrieben hatte wie er. Das war sein Lebensinhalt, sein Lebenselixier. Dieses Charisma war ihm in besonderer Weise geschenkt worden.“

Ilse Weckbach war die Frau meines damaligen Kollegen, des hauptamtlichen Jugendleiters Heinz W. († 20. 12. 2001), über 20 Jahre im hauptamtlichen Dienst des Werkes, obwohl ursprünglich nur für ein paar Jahre verpflichtet. Sie gehörte während des Krieges zu der Mädchen-Gruppe, die für die im Feld stehenden Mitarbeiter Vertretungen übernommen hatte. Sie äußerte sich über PB in einem Interview⁶³ wie folgt: „Er war eine Führerpersönlichkeit und hat das gewusst. Er war total von sich überzogen“ [...] „Wer ihm nicht widersprach, der war ihm lieber“. [...] „Bei Paul Both haben Frauen halt immer eine untergeordnete Rolle gespielt. Die hat er ganz schön runtergemacht.“ [...] „... er hat uns seelisch unterdrückt, immer den Daumen drauf – und wir haben es genossen, wir haben das mit Freuden angenommen! Vielleicht haben wir es auch gar nicht gemerkt.“ [...] „... nach dem Krieg, da hat er uns nicht mehr gebraucht. Da kamen die Jungen und die Männer ja wieder, da hat er uns abserviert, wie eine Kartoffel weggeschmissen. Da hat er gesagt: `Ich entlasse Euch jetzt aus Euerem Mitarbeiter-Verspruch! Das vertrauliche >Du< hört jetzt auf!´ Auf einmal waren wir nur noch `Sie´. Geschluchzt habe ich da, nur noch geweint.“ Auf die abschließende Frage des Interviewers (M. Blanke, ihr Schwiegersohn, GK): „Was denkst du: hat er dir mehr gegeben als genommen?“ antwortete sie: „Er hat mir mehr gegeben. [...] Meine Jugend war von Paul Both geprägt.“

Dr. Klaus Würmell, Jahrgang 1935, langjähriger Mitarbeiter und Pfadfinderführer, mag die Runde der Zeitzeugen abschließen⁶⁴: „Wo gab es das denn sonst noch: Einen väterlichen Freund, der herausfordern konnte, der einem Welten aufschloss, der einen förderte, an dem man sich reiben, aber an dem man auch wach-

⁶³ a.a.O., S. 6 ff.

⁶⁴ a. a. O. S.4 ff.

sen konnte?“ Unter dem Eindruck der letzten Lebensjahre PBs schrieb W. (S. 4): „Die Diskrepanz zur Lebenswelt, zur gesellschaftlichen Wirklichkeit wurde immer deutlicher.“ [...] (Es) „kam zu der befreienden Loslösung von dem ‚Patriarchen‘ Es kam zu der Revolte im Werk, zum ‚Gips-Krieg‘, in der Mitte der sechziger Jahre. Und nach seinem Tod (11. 2. 1966) zum Neuanfang für Werk und Pfadfinderschaft“. – Soweit die Berichte der Zeitzeugen.

Irgendwie bin ich immer wieder tief betrübt, wenn mir heute die Zeit mit Paul Both ins Gedächtnis kommt. Mein katholischer Kollege in den letzten Jahren meines Berufslebens war Fritz Schildt. Mit ihm habe ich manches heftige Streitgespräch geführt, obwohl wir uns im Innersten gut verstanden. Es ging da übrigens auch meist mehr um Politik. Von ihm habe ich einen guten Satz. Wen er da zitiert hat, weiß ich nicht: „Wer Autorität hat, braucht keinen Gehorsam“. Und PB hatte doch eigentlich Autorität! Warum musste er so sehr auf Gehorsam (oft nur in kleinen Dingen) bestehen?

Er war als Charismatiker auch kein Einzelfall. Der Nachfolger von Roger Schutz, Alois Löser, berichtet z. B. von dem Prior (Frère Roger) der „Communauté de Taizé“, der 2005 von der Hand einer offenbar verwirrten Frau inmitten seiner singenden Gemeinde getötet wurde: „Prior Schutz war nach außen hin die Güte selbst. Jedoch nach innen leitete er seine Männergemeinschaft zuweilen wie ein Tiger. Zahlreiche Frères verließen deshalb in den letzten 50 Jahren die Gemeinschaft. Ordens-Demokratie – etwa wie bei den aus Fehlern klug gewordenen Dominikanern oder Franziskanern – besteht in Taizé nicht“.⁶⁵

Auch von Willy Brandt hieß es: „Man konnte sich ihm nahen; aber ihm nahe sein konnte man nicht“. – Da kann man doch nur fordern: Demokratisiert die Charismatiker! Sorgt dafür, dass sie mit den Füßen auf dieser Erde bleiben, eingebunden in eine Lebensgemeinschaft. Leider konnte die Heliand-Bruderschaft bei den im Werk üblichen Herrschaftsstrukturen diese Aufgabe nicht erfüllen. Sie war dafür

auch niemals konzipiert. Es wäre aber eigentlich vom Evangelium her ihre Aufgabe gewesen. Denn Herrschaftsverzicht ist in der Kirche und in ihren Gemeinschaften nicht eine Frage der Taktik, des Anstandes oder der Bescheidenheit; an ihm entscheidet sich, ob der Glaube echt ist oder nicht. Der Begriff des „status confessionis“⁶⁶ ist hier im Spiel! „In der christlichen Gemeinde weist schon das einfache Bekenntnis ‚Jesus ist der Herr‘ jeden als Geistträger aus. Und dieser Geist teilt jedem seine Gabe mit, wie ER es will. Die Gemeinde lebt von der Pluralität der jedem individuell geschenkten Begabungen, nicht vom Monopol des Geistesbesitzes. [...] Die Gemeinde als der Leib Christi ist vom Klima der Sympathie und nicht der Unterdrückung und Degradierung der jeweils anderen bestimmt. Paulus geht so weit (1. Kor. 12), dass er auch die Urcharismen des Apostels, des Propheten und Lehrers [...] diesem Konzept einordnet. Auch diese Geistesgaben stehen zusammen mit den anderen in einer Reihe - neben den anderen, nicht über ihnen.“⁶⁷ Mir graust es, wenn ich da an den Alltag der meisten unserer Kirchen denke, wo schon in der Wortwahl diese Grundsätze missachtet werden (Laie, Vater – sogar Heiliger Vater, Oberhaupt usw.).

Es ist übrigens auch zu bedenken, dass die Sehnsucht nach einem weisen Führer ein Zurückfallen auf eine kindliche Stufe ist. PB hat meines Wissens nie einen Freund auf Dauer gehabt. Ein gutes Verhältnis zu ihm war wohl nur auf der Basis der Unterwerfung zu erlangen. Er war nur aus einer gewissen Entfernung zu ertragen. Ich jedenfalls konnte in dieser Nähe zu ihm nicht mehr leben. Es blieb mir also nichts anderes übrig, als mein Berufsziel auf anderen Wegen zu verfolgen.

⁶⁵ aus: Publik-Forum, Zeitung kritischer Christen, 17/2005, S. 35.

⁶⁶ Grenze der Zugehörigkeit (b. Glaubensgemeinschaften).

⁶⁷ aus „Orientierung“, Katholische Blätter für weltanschauliche Fragen. Zürich, 15. Juni 2004, Seite 126.

Weg oder Umweg?

Aber nun war ich ja in Nagold und Ostern stand bevor. Ich freute mich darauf, das Fest wie in den Jahren zuvor mit Menschen zu feiern, bei denen ich mich wohl fühlen konnte: in der Reininghaus-Familie. Am zweiten Osterfeiertag war geplant, zur Taufe der Nichte Dorle (heute Ärztin in Santa Monica/Kalifornien) nach Fichtenberg zu fahren. Der Täufling war das Kind von Gudrun, Agnes' Schwester, die mit dem dortigen Pfarrer, Peter Spambalg, verheiratet war. Ich bot mein Motorrad als fahrbaren Untersatz an, und da Werner noch eine Verpflichtung bei einer Jugendgruppe in Wildberg hatte, wäre die Reise per Bahn viel zu umständlich gewesen. Eine wunderschöne Fahrt führte durch das Nagoldtal, das wir bei Calw verließen, um über Weil der Stadt, Stuttgart, Backnang in den Murrhardter Wald zu kommen. Dort war die große Familie in dem geräumigen Pfarrhaus schon versammelt, und ich traf u. a. auch die Schwester von Agnes und Gudrun, Dora. Auf sie war ich besonders „gespannt“ und hätte sie gerne einmal näher kennengelernt. Sie begrüßte mich fröhlich mit „Onkel Günter“, war aber sehr enttäuscht – wie ich später erfuhr – ,dass ich sie nur mit „Fräulein Vogel“⁶⁸ ansprach. „Tante Dora“ wäre ihr lieber gewesen. Wenn wir während des Festes auch wenig Gelegenheit hatten, miteinander zu reden, weil sie als Hilfe in der Küche sehr beschäftigt war, so merkte ich doch, dass ich ihr nicht ganz gleichgültig war.

Am Abend fuhren Werner und ich nicht nach Nagold zurück, sondern übernachteten in einem Gasthaus gemeinsam in einem Doppelbett-Zimmer. Da gab es bis weit nach Mitternacht viel zu erzählen. Die Sprache kam auch auf Werners Schwägerin Dora. Er musste wohl bemerkt haben, dass ich mich für sie interessierte, und meinte, sie sei als fertige Hauptschullehrerin wohl etwas zu wählerisch und deshalb immer noch ungebunden. Was er

damit sagen wollte, war mir ziemlich unklar. Aber es war Musik in meinen Ohren: „ungebunden“ also war sie! Ich entnahm noch seinen weiteren Ausführungen die Informationen, die ich brauchte und beschloss, auf der Spur zu bleiben. Beim Abschied am nächsten Tag bedauerte ich „Tante“ Dora gegenüber, dass wir eigentlich zu wenig Zeit miteinander gehabt hätten. Ich beabsichtigte aber demnächst im „Schwabeländle“ einen Besuch bei einem Gefangenschaftsfreund. Auf der Fahrt dorthin könnte ich sicher einen kleinen Abstecher machen und bei ihr mal kurz hereinschauen. An der Art, wie sie zustimmte, merkte ich, dass sie auf keinen Fall abgeneigt war.

Nach Haus Heliand zurückgekehrt, nahm mich natürlich zunächst der Fall meiner Kündigung sehr in Anspruch. Das vor mir liegende halbe Jahr war nicht einfach; ich musste es halt durchstehen. PB äußerte zwar immer wieder die Hoffnung, ich würde vielleicht doch bleiben. Ich aber war fest entschlossen, durchzuhalten, trotz mancher geistlichen Seelenmassage. Ich zögerte auch nicht lange, meinen „Plan Dora“ durchzuführen: Am nächsten freien Wochenende fuhr ich mit meiner DKW Richtung Süden, im Schwarzwald meinen ehemaligen Mitgefangenen Otto Harzer wieder einmal zu besuchen. Von Korntal aus war ich ja bereits einmal bei ihm - mit der NSU-Quick in Begleitung des Schülers, der das gleiche Fahrzeug hatte. Ich meldete mich dort gar nicht groß an. Das konnte ich ja gegebenenfalls auch noch von Großbottwar aus tun, wo Dora Lehrerin an der Volksschule war.

Dort angekommen, war angesichts des ländlichen Charakters des Ortes höchste Diskretion geboten. Das war nicht schwer, denn ich hatte eine genaue Beschreibung der Lage „ihrer“ Wohnung. Nach einem kurzen Imbiss machten wir uns auf den Weg zu einer kleinen Wanderung. Ich merkte bald, dass ich mich bei Harzers nicht anmelden musste. Durch die Weinberge wanderten wir bergauf zur Burg Lichtenberg, machten unterwegs kurze Rast mit herrlichem Blick auf die reizvolle Umgebung. In der Burggaststätte genossen wir ein Glas des guten Weines

⁶⁸ Wie die Zeiten sich ändern! Damals sprach man noch auf diese Weise eine unverheiratete Frau an, auch wenn sie schon im Greisenalter war; heute: ein schlimmer Fauxpas.

von den Gärten unter uns. Es war gewiss nicht die Wirkung des Schoppens, dass auf dem Heimweg, am Telegrafmast Nr. 36 der Landstraße von Hof und Lembach nach Großbottwar der erste Kuss fällig war (Bild 19). Das Datum habe ich gut behalten: 21. März 1956, der Tag des Geburtstages meines Freundes Herbert Schlotter in Frankfurt. Dora muss geahnt haben, wie die Dinge laufen würden. Damit wir noch am nächsten Tag Zeit füreinander hatten, war im Dorfgasthaus ein Zimmer für mich bestellt. Als ich zu später Stunde diesen Raum betrat, lag auf meinem Bett eine schwarze Katze, die aber schleunigst die Flucht ergriff. Dora war furchtbar erschrocken, als ich ihr am nächsten Morgen den Vorfall erzählte. Aber da wir beide nicht abergläubisch waren, nahmen wir das als ein gutes Omen. Und ich kann heute sagen: Wir haben uns wirklich nicht geirrt!

Die dunkle Zeit bei PB in diesem Halbjahr wurde entscheidend aufgehellt durch die Zusammenkünfte mit Dora. Auf halbem Weg trafen wir uns bald danach in Heidelberg. Es war ein grässlicher Regentag. Bei meiner Ankunft quatschte das Regenwasser aus meinen Motorrad-Stiefeln. Dora hatte sich extra ein nettes Kleid zugelegt. Das erfuhr ich erst später,

denn selbst in der Bahnhof-Gaststätte, wo wir einen warmen Kaffee tranken, hatte sie ihren Klepper-Mantel nicht abgelegt, weil sie bemerkt hatte, dass das gute Stück schlimm verfärbt war. Trotzdem wanderten wir den Berghang hinauf bis zu einem Wasserhäuschen, das zwar nicht geöffnet hatte – zum Glück!! - , aber unter seinem Vordach uns einigen Schutz vor dem strömenden Regen bot. Dort waren wir wegen des S...-Wetters so ungestört, dass das bekannte Lied „Ich hab´ mein Herz in Heidelberg verloren“ zum Motto dieses Tages wurde - auch wenn es keine „laue Sommernacht“ war. Aber „über beide Ohren“ verliebt waren wir schon!

Am ersten Maisonntag besuchten wir, diesmal bei schönstem Wetter, den Gottesdienst in Winzerhausen, einem kleinen Ort bei Großbottwar, inmitten von Weinbergen gelegen. „Wie lieblich ist der Maien aus lauter Gottesgüt´....“ haben wir aus dankbaren Herzen gesungen. Es ist daraufhin so etwas wie eine Nationalhymne über der kommenden Zeit geworden. Als wir die Kirche verließen, sprach eine alte Bäuerin Dora an: „Frailein Vogel, isch dees ihr neier Freind?“ Woher sie wohl die Witterung hatte? Dora antwortete: „Bis auf das ‚neu´ stimmt´s!“

Es wird ernst!

Da Muttertag war, fuhren wir am Nachmittag nach Heilbronn zu Doras Eltern (Bild 20). Ich war damit einverstanden, dass Dora mich nach alter Väter Sitte nun ganz offiziell vorstellte. Vater Vogel machte gleich Nägel mit Köpfen: „Ja waaas? Und wann ist Verlobung?“ Wiederum rutschte mein Herz etwas nach unten: Es wurde also Ernst! Aber diesmal war der Fall klar, und wir legten tatsächlich sogleich den Termin fest: der achte, siebente, sechsfünfzig (Gravur in unseren Verlobungsringen: „8. 7. 56“).

Es wurde nicht gerade ein rauschendes, aber ein fröhliches Fest (Bild 21). In der großen Familie war ich ja schon längst kein Unbekannter mehr, bei den Kindern sowieso der „Onkel Günter“. Sie waren etwas traurig, weil sie diesen Onkel ja „schon hatten“. Auch meine Hanauer Familie war vertreten durch Eva und Christian Regel, die im Dezember des Jahres zuvor geheiratet hatten. Wer hätte gedacht, dass die russische Gefangenschaft solche Früchte tragen könnte?

PB war nicht schlecht überrascht über all die Neuigkeiten. In doppelter Weise tröstete ich ihn: Als dem Ältesten der Bruderschaft machte ich ihm die Freude und stellte ihm entsprechend der Bruderschafts-Ordnung meine Braut vor. Zugleich eröffnete ich ihm, dass ich durch sie ohne große Umstände eine Küchenfrau gewonnen habe, sogar eine diplomierte, denn Dora war ja Hauswirtschafts-Lehrerin. Was blieb ihm anderes übrig? Er machte gute Miene zum für uns guten Spiel. Es kam hinzu, dass selten eine gute Küchenhilfe so nötig war, wie in den vor uns liegenden Tagen: Der Kirchentag in Frankfurt stand vor der Tür, und die Heliand-Pfadfinderschaft sollte den Ordnungsdienst ausrichten mit all den Verpflichtungen, die damit verbunden waren. Vom Kirchentag selbst bekamen wir beide nicht viel mit. Wir nahmen lediglich an der großen Abschlusskundgebung auf dem Rebstockgelände (Bild 22) teil mit dem Song: „Schau dir deinen Nachbarn an, Nachbarn an, Nachbarn an ...“. Dieser Aufforderung kamen wir beide gerne nach.

Am 8. Oktober begann meine Tätigkeit bei der Hanauer Firma. Mit PB gab es noch eine kleine Auseinandersetzung über

das Zeugnis, das er mir ausgestellt hatte. Ihm war offenbar nicht klar, wie zur Zeit allgemein Zeugnisse abgefasst wurden. Der Abschied war demgemäß kühl. Von Dank war keine Rede. Dass ich über sechs wichtige Jahre nach Krieg und Gefangenschaft (10 ½ Jahre!) gegeben hatte, während andere ihren Lebensberuf aufbauen oder studieren konnten, war ihm wohl nicht aufgefallen.

Ich musste zuerst im Hanauer Stammwerk die Kunst des Schmelzens von Quarzglas lernen, und das war nicht einfach. Es geht nämlich nicht wie beim gewöhnlichen Glas, das man im Tiegel wie Butter auf dem Küchenherd flüssig machen kann. Es ist ein komplizierter Vorgang und war damals ein Patent, das vor allem Heinrich Mohn entwickelt hatte. Nach ungefähr einem Monat war ich so weit. In dieser Zeit wohnte ich in Hanau im Haus meiner Tante Anna, Schwester meines Vaters. Zur Arbeit konnte ich von da aus zu Fuß gehen.

Die Homburger Jugendarbeit brauchte ich zunächst nicht abzugeben bzw. zu übergeben, da ich ja damit rechnete, nach der Einweisung in Hanau noch genügend Zeit neben den Arbeitsschichten zu haben. Ich hatte mich zusätzlich noch bereit erklärt, von der Büroarbeit die Betreuung der FEJ (Freunde evangelischer Jugendarbeit) nebenamtlich weiter beizubehalten, gewissermaßen in Hausarbeit. Das war ein nicht unbeträchtlicher Teil meiner seitherigen Tätigkeit. Während der Zeit in Hanau musste in den Jugendkreisen Bad Homburgs improvisiert werden, d. h. ich erschien dort seltener. Lustig war, dass sofort unter den Jungen die Parole umlief: „Seit er das Weib hat, is nix mehr mit ihm los!“ Ob PB doch Recht hatte mit seiner Idee: Zölibat für hauptamtliche Mitarbeiter?

Ab Mitte Oktober wohnte ich als „möbliertes Herr“ bei Frau Daiber in Bad Homburg, die mich wie eine Mutter in ihre Obhut nahm. Mit dem Motorrad fuhr ich quer „über die Dörfer“ nach Frankfurt-Höchst, hin und zurück knapp 50 km. Aufgenommen wurde ich in der Werkstatt zwiespältig. Man war gespannt, was das wohl für einer sei, der ihnen da vorgesetzt wurde. Sie alle waren ja „alte Hasen“ und

Bild 19
Frisch verliebt



Bild 20
Doras Eltern

verstanden ihr Handwerk perfekt. Und ich kam als Neuling, der gerade angelernt worden war. Am Schwarzen Brett der Werkstatt war durch Betriebs-Mitteilung „Herr Knopf ab sofort als Verantwortlicher der drei Schichten“ angekündigt. Die Mitarbeiter wurden gebeten, ihm jede Unterstützung zu bieten. Ich war erstaunt über die loyale Aufnahme, die ich dann doch erlebte. Ich hatte mit einigen Widerständen gerechnet, denn ich beherrschte zwar die Technik des Schmelzvorgangs, jedoch so gewisse Kniffe und Feinheiten waren mir noch nicht geläufig.

Ich tat natürlich auch nicht, als wäre ich der große Könnler und beherzigte den Rat meines Ausbilders Wilhelm Schleich in der Mechaniker-Lehre: „Nicht groß fragen – mit den Augen stehen!“ Offensichtlich hat dieses System gut funktioniert, denn ich konnte mich ganz gut behaupten – ohne Vorgesetzten-Allüren. Die Arbeit an sich war körperlich nicht schwer; aber es herrschte eine ungeheure Hitze im Raum, so um die 45 Grad bei dicker Luft. Und die Zeit kroch langsam, langsam. Die acht Stunden einer Schicht wollten und wollten nicht herumgehen. Schlimm war dann die Heimfahrt mit dem Motorrad bei November-Kälte und Glatteis im Januar/Februar. Wie nie zuvor in meinem Leben habe ich den Frühling herbeigesehnt. Wenn ich dann „daheim“ angekommen war, hieß es zuerst: schlafen. Und dann kamen die Verpflichtungen in der Jugendarbeit. Ich muss gestehen: Ich hatte mir das alles leichter vorgestellt.

Und meine Dora lebte in weiter Ferne! Aber es gab zwei Hoffnungen: Vom Zeitpunkt an, wo ich endgültig für drei Schichten zuständig sein würde, brauchte ich selbst nicht mehr zu schmelzen. Ich konnte mir die Arbeitszeit selbst einrichten, und keine Stechuhr würde mich minutengenau kontrollieren. Aber so weit war es noch nicht. Die andere Hoffnung erfüllte sich schneller: Es gelang die Versetzung Doras von Baden-Württemberg nach Hessen. Hier half ohne Weiteres „Vitamin B“. Es zahlte sich aus, dass ich mich bei der Schulrätin des Hochtaunuskreises gleich zu Anfang meiner Jugendleiter-Tätigkeit vorgestellt hatte. Hinzu kam, dass sie als alte Mädchen-BKlerin unsere Arbeit mit viel Verständnis verfolgte. Bei ihr wurde ich nun „vorstellig“ und bat um ihre Hilfe. Es wäre uns auch

recht gewesen, wenn sie eine Stelle im Nachbarkreis oder in Frankfurt vermittelt hätte. Aber ihre Schwäche für Schwäbinnen kam uns zu Hilfe! Und als Dora sich bei ihr vorstellte, da hatten wir gewonnen.

Es war nicht gleich eine Stelle in Bad Homburg frei, und so musste Dora noch Monate lang in den Dörfern um Bad Homburg zunächst Vertretungen übernehmen. Da konnte sie sich – und das war ein nicht zu verachtender Vorteil – aufs Hessische umstellen. Allein sprachlich hat sie da viel Lustiges erlebt. Als sie z. B. beim Diktieren eines Rezeptes erklärte: „...und dann kommt noch irgend ein Obscht dazu“ [...], fragten die Schülerinnen immer wieder: „Was kommt noch dazu?“, bis Dora merkte, dass sie nur das „Obscht“ hören wollten. Ein besonders vorwitziger Schüler fragte sie eines Tages: „Fräulein Vogel, kommen sie aus dem Schwabenland?“ Auf das: „Woran merkst du denn das?“, sagte der Schüler unter dem Gelächter der ganzen Klasse: „Ich habe daheim ein Buch von den sieben Schwaben, die sprechen genau so wie Sie.“ Dora ist den schwäbischen Akzent nie ganz losgeworden. Sie hat es zwar ansatzweise versucht, und wenn sie am Telefon mit ehemaligen Kolleginnen sprach, meinten die: „Red` doch nicht so hochgestochen!“ Aber in Hessen konnte sie ihre Herkunft nicht verbergen; sie hat es auch nicht ernstlich versucht, warum auch? Ein geflügeltes Wort besagt ja auch: „Schwaben können alles, außer hochdeutsch“!

Im Pfarrhaus neben der Erlöserkirche erhielt ich auf meine Zusage baldiger Heirat eine kleine Wohnung im Dachgeschoss, in die zunächst Dora einzog. So lebten wir zwei sittsam getrennt, was den „Frommen“ unter den Homburgern – und die gab es tatsächlich – besonders gefiel. Bei Frau Daiber hatte Dora bald einen „Stein im Brett“. Sie war Witwe; ihr Mann (auch ein Schwabe) war im 1. Weltkrieg gefallen. Es ist eine Freundschaft entstanden, die bis zu ihrem Tod – und dann noch mit ihrer Tochter – gehalten hat.

In der Höchster Schmelze gab es zunächst nicht viel Neues. Unter fachlicher Begleitung von Heinrich Mohn und Ingenieur Schul (ein ehemaliger hauptamtlicher Jugendleiter und mein Vorgänger in Bad Homburg) wurde ich zu einem Versuch schnelleren Schmelzens aufgefordert, der bei den anderen Mitarbeitern auf

wenig Interesse – wenn nicht auf Ablehnung – stieß. Man meinte, dass auf Dauer dabei mehr Arbeit, aber nicht mehr Lohn herauskommen würde. Ich kannte aber Mohn zu gut, um das fürchten zu müssen, und es gelang mir, die doppelte Menge in der gleichen Zeit zu produzieren; jedoch ging dies auf Kosten der Qualität. Da aber Quarzglas zu verschiedenen Zwecken gebraucht wurde – das fing schon beim Glaskochtopf an –, rentierte sich das neue Verfahren. Durch dieses Ergebnis hatte sich zwar nicht gerade die Zuneigung, aber die Achtung der Kollegen gesteigert.

Die Hauptschwierigkeit aber wurde auf Dauer die Gesamtbelastung: Schichten und Jugendarbeit - und verlobt war ich ja auch noch. Besonders in der Nachtschicht war ich oft hundemüde und musste Tricks anwenden, um wach zu bleiben. Tagsüber mutete ich mir dann zu viel zu. Der Schlaf kam zu kurz. Und das rächte sich während der Schicht so ein, zwei Stunden nach Mitternacht. Die Kollegen halfen sich gegenseitig. Man übernahm eine Zeit lang für den anderen die Maschine, damit der ein Nickerchen machen konnte. Das konnte ich mir leider nicht erlauben.

Zum Glück erhielt Dora endlich eine feste Anstellung in Bad Homburg an der Gonzenheimer Volksschule. Vom Kollegium wurde sie sehr freundlich aufgenommen, und das machte ihr den endgültigen Wechsel ins „hessliche“ Land leichter. Sie konnte mit dem Fahrrad zur Schule fahren und hatte auch Zeit, unser „Nest“ wohnlich einzurichten. Die Bezeichnung „Nest“ bestand zu Recht, denn über uns war nur das Dach des alten Pfarrhauses, das im ersten Stock die Familie Sprank bewohnte; er war einer der beiden Homburger Pfarrer. Tochter mit Mann und Kind waren unsere Nachbarn auf dem gleichen Stockwerk. Im Erdgeschoss befanden sich kirchliche Büros. Das Haus lag direkt neben der großen Erlöser-Kirche angesichts des Homburger Schlosses, sinnigerweise am einen Ende der Dorotheenstraße. Der Straßename gefiel uns besonders, auch wenn er nicht zur Ehre meiner Dora ausgewählt worden war.

Ihre guten Einfälle und auch meine handwerklichen Fähigkeiten machten aus den beiden großen Zimmern eine Küche, ein Wohnzimmer, ein Arbeitszimmer und ein Schlafzimmer. Mehr war zunächst nicht nötig. Leider waren die Fenster sehr klein; ich nannte sie immer nur Schieß-

scharten. An den Wochenenden fuhren wir mit dem Motorrad los, und ich zeigte Dora Teile des schöne Hessenlandes – das ja gar nicht so hässlich ist. Das zu erkennen war auch nötig; denn bei ihrer Verwandtschaft hörte (im Spaß natürlich) an der Mainlinie das zivilisierte Land auf: alles was nördlich lebte, waren bei ihnen „die Nordkaffer“.

Es nahte der Termin, den wir für die Hochzeit vorgesehen hatten: der 1. August 1957. Die Verwandtschaft lästerte: „Aha, er ist ja auch der erste August! (Betonung auf der ersten Silbe!). Ich konterte: „Und in Baden-Württemberg gibt es badische und unsymbadische Menschen“. Wir blieben uns auch in Zukunft nichts schuldig. Die standesamtliche Eheschließung fand im Homburger Schloss statt. Trauzeugen war das Ehepaar Dietrich, er Pfarrer in Oberlais in Oberhessen. Ich kannte ihn noch aus der Vorkriegszeit-Jugendarbeit. Seine Frau war die Tochter eines berühmten Kirchenrates aus dem Vogelsberg. Ihnen war ich schon behilflich als Chauffeur gewesen, in den heiligen Stand der Ehe zu kommen, indem ich ihnen als hochherrschaftlicher Fahrer mit PBs „Adler“ als Hochzeitskutsche im April 1952 zur Verfügung stand. Irm - die junge Pfarrfrau - hat sich bei mir besonders beliebt gemacht bei dem Pfingstzeltlager der Heliand Pfadfinderschaft 1956 oberhalb der Kirchengemeinde, indem sie Postillion d’amour spielte und meine (zahlreiche!) Post von Dora insgeheim heraus siebte, bevor sie durch PBs Hände ging.

In Weingarten im Bodenseeland, wo Werner Reininghaus inzwischen als Dozent am Pädagogischen Institut wirkte, fand die kirchliche Trauung statt (Bild 23). Ihm war es eine besondere Freude, als Pfarrer seinem Freund und seiner Schwägerin den Segen Gottes zuzusprechen. In seiner geräumigen Wohnung wurde dann gefeiert. Und das muss besonders betont werden: In der Vogel-Familie wusste man Feste zu feiern! Da wurde gesungen, musiziert und selbst verfasste Gedichte vorgelesen. Höhepunkt dieses Mal war der Auftritt Werners als Pljenny⁶⁹ (Bild 24). Er hatte seinen mehrfach geflickten Pullover aus der Zeit seiner Gefangenschaft aufgehoben und nun angezogen. Das war ein Hallo!

Agnes als die zuständige Hausfrau hatte bestens für das leibliche Wohl

⁶⁹ russisch: wojenna pljenny - Kriegsgefangener



Bild 21
Verlobung



Bild 22
Kirchentag in Frankfurt

gesorgt. Nach alter schwäbischer (?) Sitte verschwand das neu getraute Paar nach der festlichen Kaffeetafel und trat die Heimreise nach Bad Homburg an. Es war einer der damals modernsten Schnellzüge, ein „FD“, „Münchner Kindl“, so etwas wie heute ein Intercity. Schon am nächsten Tag traten wir unsere Hochzeitsreise an. Sie ging – in den Spessart. Bei einer Motorradfahrt mit Dora einige Wochen zuvor hatte uns auf einem für Kraftfahrzeuge verbotenem Weg durch das romantische Wiestal ein Förster gestellt. Als wir ihm beichteten, dass wir als zukünftiges Ehepaar für die Hochzeitsreise eine gute Ferienpension suchten, vergaß er den Strafzettel und empfahl uns im nächsten Dorf – Habichsthal – eine Gastwirtschaft. Für sie entschieden wir uns als Standquartier für einen 14-tägigen Aufenthalt. Es hat uns dort so gut gefallen, dass wir gleich für das nächste Jahr erneut buchten. Tage des Wanderns wechselten mit Ruhetagen. Im Bach konnten wir damals sogar noch an gestauten Stellen schwimmen (Bild 25). Kurz: Es war für uns ein idealer Anfang unserer Ehe.

Die Rückkehr nach Bad Homburg fiel uns teils leicht, teils schwer. Leicht deswegen, weil wir nun ein neues Leben anfangen konnten: zu zweit. Nur die dunkle Wohnung passte nicht so ganz dazu. Dora glich das für sich aus, indem sie in den freien Nachmittagsstunden einen Treppenabsatz nach unten ging und dann vor der Tür der Toilette in der Sonne saß, ein Buch las oder sich mit einer Handarbeit beschäftigte (Bild 26). Ich war meistens unterwegs, entweder in der Glasschmelze oder „in Jugendarbeit“. Der Herbst kam, es wurde kälter, die Heimfahrt nach der Schicht wurde immer frostiger. Da liehen uns Gudrun und Peter Spambalg (Doras Schwester und ihr Mann) ihren VW-Käfer. Damit war dieses Problem gelöst; denn ich weiß nicht, wie ich

den Winter überstanden hätte: aus der heißen Werkstatt hinaus in die klirrende Kälte, die Fahrt auf dem Motorrad bei Schnee und Eis.

Mein Schwager und Freund Werner erkannte früher als ich, dass auf Dauer Glasschmelze und Jugendarbeit keine Lösung waren. In rührender Weise bemühte er sich darum, mich als Spätheimkehrer noch in den Lehrberuf oder Pfarrdienst unterzubringen. Abitur nachholen kam nicht in Frage. Außerdem hätte das anschließende Studium noch viel zu lange gedauert, nun, da ich verheiratet war. Noch wenige Jahre vorher konnte man ohne Aufnahmeprüfung, nur mit einem Kolloquium⁷⁰, zum Pädagogikstudium zugelassen werden. Aber diese Möglichkeit war endgültig vorbei. Das einzige Angebot war die sofortige Aufnahme in der Karlshöhe bei Ludwigsburg, drei Jahre Schule mit dem Berufsziel Diakon. Wieviel Briefe gingen zwischen Weingarten und Bad Homburg hin und her! Werner versuchte es bei hohen und höchsten Regierungs- und Kirchenstellen – vergeblich.

Inzwischen war mir auch klar geworden, dass ich noch 2 – 3 Semester Chemie und/oder Physik hätte studieren müssen, um selbst als Werkmeister mitreden und damit mich behaupten zu können. Hinzu kam, dass auch der Einsatz in der evangelischen Jugendarbeit an der Sturheit PBs zu scheitern drohte. Er verlangte von mir allen Ernstes die Einhaltung aller Pflichten eines Mitarbeiters im Jugendwerk, z. B. jährliche Teilnahme oder Mitarbeit an einem Jugendlager. An einer ähnlichen Forderung drohte schon 1937 meine Ernennung zum Mitarbeiter zu scheitern, da mein Urlaub dazu viel zu kurz war. Damals rettete die Situation unser genialer Hanauer Leiter Helmuth Eifert, der leider im Krieg gefallen ist (er war übrigens der Schwager von Heinrich Mohn).

⁷⁰ kleinere Einzelprüfung an einer Hochschule.

Zu neuen Ufern

Die Lage war ernst, wenn nicht zweifelt. Die Gesamtbelastung wurde zu groß. In der Schmelze konnte ich kaum noch die Augen aufhalten, weil ich tagsüber nicht genug Schlaf fand. Einmal war ich schon an der Maschine eingeschlafen, das Schmelzgut war abgebrochen. Unter solchen Umständen konnte ich mir auch nicht vorstellen, mein Leben mit dieser Arbeit zuzubringen und dafür mein Ziel, Beruf mit Menschen, aufgeben zu müssen. In diesen Nächten ging mir beim Schmelzen das Lied nicht aus dem Sinn:

Auf meinen lieben Gott
trau ich in Angst und Not;
der kann mich allzeit retten
aus Trübsal, Angst und Nöten,
mein Unglück kann er wenden,
steht all's in seinen Händen.

(eg 345)

Wie sollte es weitergehen? – Da tat sich plötzlich eine Tür auf und brachte unverhofft die Wende, nicht nur der aktuellen Schwierigkeiten, sondern eigentlich in wunderbarer Weise auch für mein ganzes Leben: In Frankfurt fanden monatlich je an einem Sonntag-Nachmittag Mitarbeiter-Gemeinschaften statt, die für Glieder des gesamten Werkes (in Hessen und Nassau) Schulung, Informationen und geistliche Zurüstung bot. Bei einer solchen Tagung wurde am Ende des Nachmittages eher beiläufig bekanntgegeben, dass für berufliche Schulen Religionslehrer (RL) gesucht würden. War das der Ausweg? In der Jugendarbeit hatte ich es weithin nur mit höheren Schülern zu tun, dazu noch mit einer Auswahl, denn sie alle kamen freiwillig. Berufsschule – ja, da kannte ich mich aus. Ich selbst war ja einmal Schüler dieser Schulform. Da waren es junge Menschen „querbeet“. Das lockte mich!

Ich sprach bei nächster Gelegenheit mit dem zuständigen Studienleiter, Dr. Bruder, der nach kurzer Anhörung die Angelegenheit äußerst günstig beurteilte und mich weiter an den Referenten für Religionsunterricht in der Kirchenleitung, Oberkirchenrat Becker, vermittelte. Der war ein Freund unserer Jugendarbeit. Sein Name war mir schon als Förderer des Werkes bekannt. PB hatte ich lieber nicht

um Fürsprache gebeten, wer weiß, wie die ausgefallen wäre! Die Sache konnte auch so nicht günstiger laufen. Der „OKR“ meinte, ich müsse halt für ein Jahr das Oberseminar in Düsseldorf besuchen, denn die Zeit des Quereinstiegs sei vorbei. Etwas Besseres konnte er mir kaum vorschlagen, obwohl mir das Herz beim Gedanken an meine liebe Dora fast in die Schuhe fiel (nicht nur in die Hose).

Gerade erst geheiratet – und jetzt *ein Jahr* Trennung! Aber mit der Jungmännerwerks-Theologie konnte ich mich nicht vor Schüler der Berufsschule wagen. Nur eine Bedingung stellte ich: Wegen der Jugendarbeit, die ich fortführen wollte, sollte mein Einsatzort die Städtische Berufs- und Berufsfachschule in Bad Homburg sein. Dort hatte gerade ein Pfarrer den Dienst quittiert. Ein hauptamtlicher Religionslehrer war eingesprungen, wollte aber möglichst bald wieder weg, da sein Wohnort zu weit entfernt war. Da war es leicht, den Kollegen zu bitten, bis zu meiner Rückkehr von Düsseldorf die Stelle zu halten. Dann aber bekam auch er eine Schule zugewiesen, die seinen Wünschen entsprach.

Die Finanzierung war bald geklärt: OKR Becker sagte mir einen beachtlichen Zuschuss aus der Kirchenkasse zu. Außerdem war ich mir sicher, dass Dora auf jeden Fall mitmachen würde, so schwer es ihr auch fiel. *Eine* Hürde läge aber noch vor mir, meinte zum Schluss der OKR, ich müsse zur Vorstellung und zu einem Kolloquium bei dem Direktor des Oberseminars, Pfarrer Dr. Flender, nach Düsseldorf fahren. Selbstverständlich sagte ich zu. Die Angelegenheit verlief einfacher, da wegen einer Dienstreise Flenders wir uns in Frankfurt treffen konnten.

In einer Gaststätte saßen wir uns eines späten Nachmittages gegenüber. Durch meinen schriftlichen Lebenslauf war er einigermaßen über mich informiert. Er sprach mich sehr schnell auf meine Erlebnisse in sowjetischer Gefangenschaft an. Da stellte sich heraus, dass er selbst auch sowjetischer Kriegsgefangener war. Nachdem wir einige Erinnerungen ausgetauscht und ich dabei von unserer Lager-Gemeinde und von meiner Arbeit als Dolmetscher

*Bild 23
Hochzeit*



*Bild 24
Der Pjenny*

Bild 25
Baden im Wiestal



Bild 26
Am Sonnenfenster

und Obersanitäter berichtet hatte, war der „Fall“ eigentlich schon klar.

Nun war die Frage: Was würde mein Schwager Werner dazu sagen? Er bekam zunächst einen riesigen Schrecken, auf was ich mich da einlassen würde. Er hatte schlechte Erfahrungen gemacht während eines zum Glück nur kurzen Einsatzes als Berufsschulpfarrer. Er meinte, das würde ich auf keinen Fall längere Zeit durchhalten. Er muss schlimme Dinge erlebt haben, vor allem im Hinblick auf die Disziplin. Nach welchem Lehrplan er unterrichtete, ist mir nicht bekannt. Es fehlten im Raum der württembergischen Kirche gut ausgebildete Lehrer. So mussten Pfarrer einspringen. Der Pfarrerberuf in Ehren: aber Theologie allein ist da zu wenig. Zwar war der Religionsunterricht für Berufliche Schulen dort auch „ordentliches Lehrfach“, aber unter diesen Umständen wurde er zum unordentlichen. Als Ersatz bot man im 14 tägigen Abstand einen Schulgottesdienst für katholische und evangelische Schüler an. Aber vom Kaffee weiß man ja, dass Ersatz eigentlich kein Kaffee ist. Doch dem Gesetz war damit Genüge getan.

Während auf vielen Gebieten des öffentlichen Lebens ein Neuanfang (leider!) oft nichts anderes war, als die Fortsetzung dessen, was vor der NS-Zeit üblich war, hatte man die Gelegenheit der Neueinführung des Religionsunterrichtes an Beruflichen Schulen zum Glück dazu benutzt, ein völlig neues Konzept für den Lehrplan zugrunde zu legen. In einer Unterrichtseinheit sollte (konnte, durfte) nämlich von der Lebenswirklichkeit des Jugendlichen ausgegangen und dann überprüft werden, was christlicher Glaube damit zu tun hat und wie hier Hilfen zu erwarten waren.

Diese neue Konzeption, die später noch weiter verbessert wurde, hat mich begeistert. Ich wusste, dass ich mich mit dieser Art Religionsunterricht auf jeden Fall vor eine Klasse von Lehrlingen jeglicher Berufssparte wagen konnte; das

traute ich mir zu. Das schöne Wort Lehrling wurde übrigens in das umständliche „Auszubildende“ – (Abkürzung: „Azubi“) – verändert. Der sinnreiche Satz meines Lehrmeisters Wilhelm Schleich, den er immer dann pathetisch und lauthals zitierte, wenn er Krach mit unserem Meister hatte, würde jetzt also lauten: „Meister ist, der was ersann, Geselle ist, der was kann, Azubi ist jedermann“.

Dora war „Feuer und Flamme“ für diesen neuen Beruf und gerne bereit, vor allem finanziell mitzuhelfen. Das eine Jahr würde sicher schnell vergehen – und das tat es dann ja auch, da es nicht nur hoch interessant wurde: Ich geriet geradezu in eine neue Welt des Glaubens.

Nicht leicht war ein Gespräch mit Heiner Mohn; aber auch er sah die Schwierigkeiten in der Höchster Schmelze und kannte mich so gut, dass er schließlich – mit einem weinenden und einem lachenden Auge – zustimmte. Was geschehen war, hat unserer guten Freundschaft nicht geschadet. Mit großem Interesse hat er meinen weiteren Lebensweg begleitet. Er war ein phantastischer Mensch, schon vor Jahren für meinen Bruder Werner – aber auch für mich – immer ein Vorbild an Verlässlichkeit und tiefer Frömmigkeit, technisch ein großer Könnler und trotzdem sehr bescheiden. Wegen seiner Erfindungen bekam er Stellenangebote in den USA und der Sowjetunion. Er schlug diese Karrieren aus und blieb seiner kleinen Firma Heraeus treu. Sie besitzt von alters her bis heute als Familienbetrieb Weltruf. In Hanau ist sie begehrte Arbeitsstätte wegen ihrer Solidität und ihrer sozialen Einstellung. Interessant ist übrigens noch, dass diese Firma historisch auf die um ihres Glaubens im 16./17. Jahrhundert vertriebenen Wallonen und Niederländer zurückgeht, und die Familie Heraeus aktives Mitglied der heute noch existierenden Wallonisch-Niederländischen Gemeinde ist, zu der ja auch ich gehörte.

Also: Noch einmal auf die Schulbank!

Die Schmelze ist durch mein Weggehen nicht zusammengebrochen. Die Jugendarbeit musste ich ordnungsgemäß nach „Richtlinien 462 – 466“ an Helmut Graf übergeben, der als hauptamtlicher Jugendleiter gerade seinen Dienst begonnen hatte. Ihm verkaufte ich auch meine geliebte DKW, die damit der Jugendarbeit treu geblieben ist. Die Arbeitsübergabe galt nur für die Zwischenzeit, in der ich aus räumlichen Gründen nicht in der Lage war, die Verantwortung zu tragen. Dies betraf insbesondere das Jahr in Düsseldorf. Aber auch da riss die Verbindung zur Jugendarbeit nie ganz ab. Briefe gingen hin und her, um Fragen zu klären und Probleme zu lösen.

Ende April 1958 war es dann so weit, dass ich nach Düsseldorf umziehen konnte. Schweren Herzens verabschiedete ich mich (tränenreich) von Dora. Im umfangreichen Gepäck war u.a. meine schwergewichtige Schreibmaschine („Marke Hammerwerk“) und meine Geige. Das Oberseminar in Düsseldorf war Teil eines Neubaus, in dem kirchliche Ausbildungsstätten untergebracht waren, ein Grundseminar und eine kirchliche Musikschule mit Studentenwohnungen, auch für Studierende anderer Fakultäten. Das war eine gute Regelung, für beide Seiten interessant und anregend. Alles war noch völlig neu, und so bezog ich fröhlich ein modernes und gemütlich eingerichtetes Zimmer (Bild 27).

Wir waren eine Studiengruppe von ungefähr 15 Personen, gut gemischt männlich und weiblich, Alter zwischen 25 und 50 Jahren. Alle kamen aus irgendwelchen kirchlichen Tätigkeiten, hatten also gewisse Praxiserfahrungen, die meisten sogar in Beruflichen Schulen. Mit dem Oberseminar, an dem als Träger nur einige evangelische Landeskirchen beteiligt waren, wollte man dem Missstand abhelfen, Religionslehrer mit ungenügender Ausbildung gerade in diese Schulen zu entsenden. Wir lästerten: Hausfrau mit frommem Augenaufschlag genügt! Ich war der Zweitälteste und wurde zum Sprecher gewählt. Manch Jüngere(r) war mir beim Lernstoff überlegen. Meine „Stärke“ war die größere Lebenserfahrung – kein Wunder bei all dem, was hinter mir lag. Das

betrifft nicht nur Krieg und Gefangenschaft, sondern vor allem die Jugendarbeit seit dem 12. Lebensjahr.

Die Dozenten kamen durchweg aus der Praxis und verstanden ihr „Handwerk“ ausgezeichnet; sie waren moderne Theologen, Pädagogen und Psychologen. In den Fächern Altes Testament, Neues Testament, Dogmatik und Ethik waren es sogar, wie man so sagt, „Alte Hasen“ mit jahrelanger Erfahrung. Das galt auch für den Dozenten für Pädagogik und Katechetik⁷¹.

Unter ihnen ragte der Direktor über alle hinaus: Dr. Helmuth Flender. Besonders interessant bei ihm war die Theologiegeschichte, und da wieder die Zeit der Aufklärung und die Neuzeit. Leider erkrankte – und starb – der Dozent für Neues Testament, Pfr. Grünweller. Bei seinen Interpretationen blieb uns oft buchstäblich die Luft weg. Sein Fach wurde von Flender übernommen, der von dem, was wir bei seinem Vorgänger erlebt hatten, zum Glück keine Abstriche machte.

„Altes Testament“ (AT) hatten wir bei „Benny“ Locher, der Direktor des im selben Haus befindlichen Grundseminars war. Er verstand es, uns diese Geschichten nicht nur in einzigartiger Weise lebendig werden zu lassen, sondern auch aufzuweisen, wie aktuell für unsere heutige Zeit die meisten Kapitel sind. Ihm war es vor allem auch gegeben, nicht nur immer wieder die Aktualität des AT aufzuweisen, sondern selbst die ernstesten Geschichten – wo es nur möglich war - in einer humorvollen Art zu präsentieren.

Sehr lebendig, spritzig und eindrucksvoll war der Dozent für Sozial-, Wirtschafts-, Rechtskunde und Psychologie, Dr. Lobscheid. Von der Schwäbin in unserer Gruppe bekam er den Namen „Lobgscheidle“. Er hatte eine reservierte Einstellung zu allem, was für ihn christlich hieß. Es machte ihm immer wieder Spaß, uns in unserem Glauben herauszufordern. Es geschah aber in einer so netten Weise,

⁷¹ (gr.), Lehre vom Religionsunterricht, Disziplin der prakt. Theologie, die wissenschaftliche Theorie der Vermittlung der christlichen Botschaft.

dass wir ihn allmählich doch ins Herz schlossen (und er natürlich auch uns!); die Atmosphäre in seinen Stunden konnte kaum besser sein. Er war ein „Bonvivant“ und hatte uns ständig im Verdacht, dass wir als zukünftige Religionslehrer zu sauerböfisch werden könnten. Ich vermute, hier und da hat er gestaunt, dass er sich in manchem von uns verrechnet hatte. Sein Unterricht war oft phantastisch praktisch. So gab er uns u. a. den Rat, in Diskussionen nie zu versuchen, 100% Recht zu behalten. Es genüge doch durchaus, wenn wir 51% erreichten, dann hätte unser Diskussionsgegner immer noch die Genugtuung, dass er es beinahe auch geschafft hätte. (Bonhoeffer mit seiner weltlichen Interpretation biblischer Texte lässt grüßen!)

Pädagogik und Katechetik lehrte in trockener, oft langatmiger und hier und da auch kleinkariert Weise Dozent Schulz. Er besaß sicher ein großes Wissen, war aber in der Vermittlung kein besonders geschickter Pädagoge – peinlich für einen Pädagogikdozenten!

Mit uns hatten es die Dozenten oft nicht leicht, besonders in den theologischen Fächern. Hier wurde uns allen, ohne Ausnahme, eine neue Grundlegung geboten. Wir hatten es aber auch nötig! Ich war - in aller Bescheidenheit - nicht gerade der schlimmste Fall mit meiner „Jungmännerwerk-Theologie“. Aber alle waren wir (das ist mir heute ganz klar) mehr oder weniger pietistisch/fundamentalistisch geprägt. Manche haben sich bis zuletzt mit Händen und Füßen zur Wehr gesetzt. Ich habe manchmal auch tief atmen müssen; aber von irgend einem Zeitpunkt an habe ich gerade die theologischen Fächer aufgesogen wie ein trockener Schwamm.

Es war keine radikale Bultmann'sche⁷² Theologie, die uns geboten wurde, eher die in unser Leben hinein interpretierte Bibel, „gemischt“ mit Bonhoeffers nicht-religiösem Verständnis der biblischen Begriffe. Das war haargenau das,

⁷² Rudolf Bultmann, 1884-1976, evang. Theologe, führender Vertreter der dialektischen Theologie, entwickelte die existenziale Interpretation mit dem Ziel der Entmythologisierung der Bibel, im kleinkariert-bürgerlich-christlichen Lager weithin verketzert - weil oft auch missverstanden.

was wir für unsere zukünftige Arbeit mit den jungen Menschen brauchten. Es entsprach der Konzeption des Religionsunterrichtes in der Berufsschule, die sich - wie schon erwähnt - von der aller anderen Schulformen wohltuend unterschied.

Wie auch immer: Für mich ganz persönlich war es eine große, innere Befreiung. Bei Fragen des Glaubens musste ich nun nicht mehr - wie früher - meinen Verstand „an der Garderobe abgeben“. Ich entdeckte zunehmend das froh Machende und Unkomplizierte am Evangelium. Letztlich ist unser Glaube ja auch keine „Religion“ - vielleicht sogar eher das Gegenteil. Es muss uns doch zu denken geben, dass Jesus von Nazareth, der Begründer unseres Glaubens, von den „Frommen“, den Religiösen seiner Zeit, ans Kreuz gebracht worden ist. Es waren also nicht die Atheisten, auch nicht die „Sünder“, die bösen Menschen - die hingen ja mit ihm am Kreuz! Wundert uns das, nachdem Jesus die Superfrommen immer wieder ins Gesicht hinein Heuchler, Narren, Blinde, verblendete Leiter, übertünchte Gräber - auswendig hübsch, inwendig Verwesung - Schlangen, Ottergezücht gescholten hat? (z. B. in Matth. 22, 18; 23, 13 ff, Lukas 13, 15). Und das nicht, weil er sie als seine Konkurrenten ansah. Sie waren es doch, die mit lügnerischen Argumenten schließlich seine Hinrichtung gefordert hatten.

Bei dieser Gelegenheit muss auch einmal deutlich gesagt werden: Es waren auch nicht „die Juden“, wie es zur Schande des Christentums Jahrhunderte lang hieß. Oder waren es „die Deutschen“, die Auschwitz organisiert haben? Da sagen wir ja auch genauer: „Es waren Deutsche“. Und das ist sehr wohl ein Unterschied!

Leider hat man es sich gefallen lassen, dass das Christentum immer wieder als die Krone der Religionen bezeichnet wurde. Schon im Religionsunterricht der Quinta hat mein Lehrer damit zu begründen versucht, dass eigentlich alle anderen Religionen der Welt überflüssig seien. Dieser Gedanke ist bei mir - allerdings in anderer Weise - neu lebendig geworden durch die Theologie Karl Barths und Paul Tillichs⁷³. Diese beiden Theologen waren

⁷³ 1886 - 1965, deutsch-amerikanischer evangelischer Theologe und Philosoph,

nicht die einzigen, die nachgewiesen haben, dass dieser Jesus nicht die höchste, wichtigste oder beste Religion gebracht hat, sondern etwas völlig anderes. Eine Kirche hat er schon gar nicht gründen wollen!

Dies ist auch der Grund, warum wir die Berufsbezeichnung „Religionslehrer“ gerne abgelegt hätten. Aber in der deutschen Öffentlichkeit war sie von alters her nun einmal so eingeschliffen, dass eine Änderung nur Verwirrung gebracht hätte. Denn es ging uns nicht um Missionierung in der Schule, das hielten wir für unredlich. Dazu ist sie im modernen säkularen und demokratischen Staat nicht da! Unsere Aufgabe war mehr diakonischer Art. Eine aus dem Diakonissen-Mutterhaus kommende Schwester im Krankenhaus sagt ja auch nicht jedesmal: „Aber gelt, das mache ich im Namen Jesu!“, wenn sie eine Wunde verbindet.

Bonhoeffer formulierte es einmal so: „Jesus ruft nicht zu einer neuen Religion, sondern zum Leben“⁷⁴. Somit gilt: Wenn wir in der Schule als „Religions“lehrer mit jungen Menschen über Glauben im Sinne Jesu zu sprechen kommen, so „ködern“ wir nicht zu einer Religion, sondern rufen „zum Leben“, und zwar zu einem möglichst erfüllten und sinnvollen. Auf diese Weise passt der RU genau in den curricularen⁷⁵ Ansatz der Beruflichen Schulen. Es geht um die Situation der Auszubildenden in der Gesellschaft. Insofern hätte der moderne Begriff „Lebenskunde“ besser gepasst. In diesem Sinn liegt der Religionsunterricht ganz dicht beim Sozialkunde-Unterricht. Allerdings ist - wenn ich es recht sehe - der Lehrer in diesem Fach zu sehr genötigt, abfragbare Kenntnisse über Formales (z. B. Gesetze, Staatsformen, Historie usw.) zu vermitteln. Das ist

auch äußerst wichtig. Im RU jedoch geht es mehr um Hintergründiges, Grundsätzliches, Lebenswichtiges, „Soziales“ - auch Privates.

Im Laufe des Studienjahres unternahmen wir einige sehr interessante Exkursionen: In Brüssel fand gerade die große Weltausstellung statt, für uns durch die Nähe zu Düsseldorf eine gute Gelegenheit, sie uns anzusehen. Fasziniert hat uns die große Stahlplastik gegenüber dem Eingang. Sie zeigte in einer kaum zu überbietenden Deutlichkeit die Situation der modernen Menschheit auf einem wild gewordenen Tierungeheuer (Bild 28) reitend, Sinnbild unseres technischen Zeitalters. Natürlich besuchten wir auch den herrlichen Marktplatz – selbst Männekenpiss - und das Atomium (Bild 29).

In Bergmannsuniform mit Lampe und Helm fuhren wir in ein Bergwerk ein und sahen vor Ort die schwere Arbeit des Kumpels beim Abbau der Kohle. Mit unseren schwarzen Gesichtern und in verdreckten Arbeitsanzügen stellten wir uns dann dem Betriebsfotografen (Bild 30).

Zum Abschluss unseres Studienjahres fuhren wir nach Berlin - vor allem in den sowjetisch besetzten Sektor, denn noch gab es nicht Mauer und Stacheldraht zwischen den seit Kriegsende getrennten Teilen der Stadt.

Mein vierwöchiges Praktikum absolvierte ich in einer Frankfurter Berufsschule bei Pfarrer Hans Lindenmann und wohnte in dieser Zeit daheim. Ich weiß nicht, wen dies mehr freute, Dora - meine Frau - oder mich. Damit uns die Zeit der Trennung nicht zu lange wurde, besuchte sie mich an einem Wochenende in Düsseldorf. Unsere Freunde Schoembs mit Auto machten es möglich.

1933 in USA emigriert. Sein umfangreiches Werk war u. a. der Vermittlung von Kultur und Religion, Kirche und Gesellschaft, Luthertum und Marxismus, gewidmet. 1962 Friedenspreis des deutschen Buchhandels.

⁷⁴ Dietrich Bonhoeffer, Widerstand und Ergebung, Chr. Kaiser Verlag München, 1951, 12. Aufl., S 246

⁷⁵ Curriculum (lat.) = Lehrprogramm.



Bild 27
Mein Zimmer in Düsseldorf

Bild 28
Weltausstellung in Brüssel



Bild 29
Atomium in Brüssel



Bild 30
Besuch im Bergwerk



Da waren's plötzlich drei!

Am 14. November 1958 kam unser erstes Kind zur Welt (Bild 31)

Mit einem dicken Blumenstrauß erschien ich zwei Tage danach in der Heilbronner Klinik, denn Dora hatte sich in den letzten Tagen ihrer Schwangerschaft in die Obhut ihrer Eltern begeben. Was soll ich hier schreiben? Die Freude war übergroß! Wir nannten unseren neuen Erdenbürger Werner in Erinnerung an meinen lieben Bruder, der am 19. Juli 1944 im Alter von 31 Jahren ostwärts Lemberg gefallen war. Als Paten wählten wir Werner Reininghaus, Hans Reuling (mein Cousin und schon *mein Pate*) und Peter Spambalg. Die Taufe fand in der Martin-Luther-Kirche in Heilbronn am 28. Dezember statt. Leider konnte ich bis dahin nicht bleiben, denn ich musste ja wieder zurück nach Düsseldorf. Dort wurde ich von Dozenten, Studienkolleginnen und -Kollegen mit großem Hallo empfangen und gefeiert.

Mit Ungeduld hatte ich die Weihnachtsferien erwartet, die ich natürlich in Heilbronn bei den Schwiegereltern mit Frau und Kind verbrachte. In dem kleinen Haus in der Gellertstraße fühlte ich mich wohl. Wen mochte ich lieber, den Vater oder die Mutter? Ich glaube, unser gutes Verhältnis beruhte auf Gegenseitigkeit. Die Schwiegermutter beglückte ich immer wieder durch Hilfen im Haushalt oder mit kleinen Reparaturen hier und da. Vater Martin freute es besonders, dass ich nun auch den gleichen Beruf ergreifen wollte, in dem er alt geworden war, und den er liebte. Er entstammte einer einfachen Weingärtners-Familie in dem idyllischen Ort Neipperg im Kreis Heilbronn. Er kam auf eine lustige Weise zum Studium. Es ist erzählenswert:

Er besuchte die einklassige Dorfschule seines Heimatdorfes und war ein rechter Lausbub. Als eines Tages Visitation durch den Schulrat sein sollte, schwänzte er mit seinem Freund den Unterricht, weil „da ja, wenn der Schulrat kommt, doch nix los ist“. Statt in die Schule zu gehen, streiften die beiden im Gelände umher und krochen gerade in dem Augenblick aus einer Bachröhre unter der Landstraße hervor, als der Schulrat mit einer Pferddekutsche ankam. Er hielt an

und fragte die beiden, warum sie nicht in der Schule seien. Ganz offenherzig – ohne zu wissen, mit wem sie es zu tun hatten – antworteten sie: „Heute kommt der Schulrat, und da ist es stinklangweilig im Unterricht.“ Der Schulrat gab sich nicht zu erkennen, meinte aber, es wäre vielleicht doch besser, wenn sie jetzt in die Schule gingen. Nicht schlecht staunten und erschrakten die beiden, als dann der Bekannte von der Landstraße im Klassenzimmer ihnen gegenüber stand. Der verblüffte Lehrer meinte, die Kerle seien eigentlich seine besten Schüler, und er verstehe das Verhalten nicht recht. Nun examinierte der Schulrat die beiden besonders und stellte fest, dass es helle Köpfe waren. Er sorgte dafür, dass sie später auf das Lehrer-Seminar kamen, eine Schule in Württemberg, wo die Schüler die Lehrerausbildung einschließlich Abitur in seminaristischer Form absolvieren konnten.

Es wurde eine wunderschöne Weihnacht im Heilbronner Elternhaus. Besonders wenn Verwandte zu Besuch kamen, wurde viel gesungen und musiziert. Wenn ich heute eines unserer schönen Paul Gerhardt-Lieder oder so manches Volkslied höre, dann sehe ich im Geist Vater Vogel am Klavier sitzen, um ihn herum Alt und Jung der Familie. Fast alle konnten vom Blatt singen. Peter, Gudruns Mann, legte mit seinem schönen Bass das Fundament manch kleinen Konzerts. Das Haus machte dem Namen Vogel alle Ehre, denn man sang und musizierte „nicht nur zur Weihnachtszeit“. Wenn dann Werner in seiner schönen Wiege sich auch noch hören ließ, so war dies der schönste Ton für Dora und mich!

Die Heimfahrt nach Bad Homburg führte durch das romantische Neckartal – bei tiefem Schnee. Diesmal fuhr uns wieder Traute Schoembs, die ehemalige Schulfreundin Doras, die das Fest in ihrem Elternhaus in Heilbronn verbracht hatte. In der Dorotheenstraße wurden wir von der Pfarrersfamilie mit großer Freude empfangen. Für uns begann ein neuer Lebensabschnitt: jetzt zu dritt.

Doch leider musste ich ja wieder nach Düsseldorf zurück. Der Endspurt begann, denn nun lag das Examen vor

uns. Auch Doras Schwangerschafts-Urlaub ging zu Ende. Ein Inserat im Taunusboten, der Homburger Tageszeitung, hatte Erfolg. Es meldete sich zunächst eine ältere Dame, die – wie sie schrieb – schon öfter einschlägig „tätlich“ gewesen sei. Wir entschieden uns aber für ein anderes Angebot und brauchten es nicht zu bereuen:

Frau Lempp war eine erstklassige Hilfe (Bild 32). Sie war kinderlos. Wir merkten, dass sie sehr darunter litt. Über die Betreuung des Kindes während Doras Schuldienst hinaus machte sie sich auch in anderer Weise im Haushalt nützlich. Sie blieb bei uns noch in der Zeit, als Werner zur Schule musste und er noch zwei Geschwister erhalten hatte. Vielleicht war

sie mitunter doch auch etwas *zu* gut. Von den Kindern ließ sie sich Mammi nennen. Dora war nach alter schwäbischer Sitte (und eigentlich auch nach der in der Knopf-Familie) die „Mutter“. Da eine Lehrerin nicht nur vormittags arbeiten muss, war ihre Zeit, die sie für die Kinder erübrigen konnte, eng bemessen. In der Verantwortung für die Erziehung konnte sie oft nicht so großzügig sein wie „Mammi“. Das hatte zur Folge, dass sie faktisch nur eine „halbe Mutter“ war. Als sie eines Tages Werner wegen irgend eines Vorfalles zur Ordnung rief, sagte der Knirps doch zu ihr: „Geh´ du in dei´ Schul!“ Das war für uns das Signal, dass eine Änderung eintreten musste. - Aber hier greife ich der Zeit voraus!



*Bild 31
Unser Werner
ist da!*



*Bild 32
Die „Mammi“ mit Werner*

Endlich „in Amt und Würden“!

Der Abschluss im März 1959 in Düsseldorf wurde natürlich groß gefeiert, und dann begann „der Ernst des Lebens“. Die Stelle an der Georg-Kerschensteiner⁷⁶ Schule in Bad Homburg war entsprechend der Vereinbarung ab dem neuen Schuljahr für mich frei, und ich meldete mich noch vor den Osterferien bei meinem künftigen Chef. Direktor Meyer war – wie man so zu sagen pflegt – praktizierender Katholik. Er war hoch erfreut, dass mit mir die Stelle des evangelischen Religionslehrers nach vielem Hin und Her endgültig auf Dauer besetzt werden sollte.

Mein eigentlicher Vorgänger, ein aus der DDR geflohener Theologe, konnte nach der ihm auferlegten Interimszeit sich für eine Pfarrstelle bewerben, die er auch in Bad Homburg erhielt. Den katholischen Unterricht versah der Kaplan einer katholischen Kirchengemeinde, der aber häufig wechselte. Die Tatsache, dass der Neue immer wieder eingewiesen werden musste und auch nicht wie sein Vorgänger zu denselben Stunden kommen konnte, brachte viel Unruhe in den Stundenplan, die sich auch auf den evangelischen RU ungünstig auswirkte. Es dauerte leider noch ziemlich lange, bis endlich ein hauptberuflicher Lehrer gefunden wurde.

Bei dem Einführungsgespräch konnte mein Vorgänger seine Freude nicht verbergen, dass – wie er meinte – er nun „endlich in den *eigentlichen Dienst der Kirche* käme“ (eine indirekt recht merkwürdige Beurteilung meines künftigen Berufes!). Er warnte mich, das würde ich höchstens fünf Jahre durchhalten. Aber diese Sicht des Religionslehrer-Berufes, besonders für Berufliche Schulen, war mir nichts Neues. Sie zeigte mir, wie verantwortungslos es von kirchlichen Stellen war, für diese Aufgabe eine theologische Ausbildung allein als völlig ausreichend zu halten. Mich konnte man nicht schrecken! *Mir* war die Atmosphäre, die da herrschte, geläufig. Ich wollte mit keinem Kollegen

anderer Schulformen tauschen – das sage ich noch heute.

Die Schule war gerade aus dem alten und viel zu kleinen Gebäude in der Altstadt in einen schönen Neubau umgezogen. Für den Unterricht der beiden Konfessionen waren gesonderte Räume vorgesehen, ein Vorzug, den nicht jeder Religionslehrer genießen konnte. In der Regel musste man von Klasse zu Klasse „wandern“, ganz gleich, wieviel Unterrichtsmaterial mitzuschleppen war. Nicht ohne Stolz führte mich der Direktor durch „seine“ Schule. Für einige Kollegen war ich kein Unbekannter. Manchen war ich schon begegnet bei Hausbesuchen, weil ihre Söhne die von mir geleiteten Jugendkreise besuchten.

Mit Beginn meiner neuen Tätigkeit übernahm ich sofort wieder die Gesamtverantwortung für die Bad Homburger Jugendarbeit. Dies war ja gegenüber der Kirchenleitung der EKHN⁷⁷ erforderlich, der ich wegen meiner Tätigkeit im Dekanat die Bedingung gestellt hatte, nach meiner Ausbildung eine Stelle dort zu bekommen.

Der Anfang war nicht leicht. Die Klassen waren trotz Stufeneinteilung meist nicht einmal alters- und schon gar nicht bildungsmäßig einheitlich; da saß oft der Schüler mit oder ohne Hauptschulabschluss neben dem „Einjährigen“-Mittelschüler oder gar neben einem Abiturienten. Es hatte daher keinen Sinn, den Unterrichtsstoff nach Unter-, Mittel- und Oberstufe zu staffeln. Ich musste zunächst den mittleren Bildungsstand jeder Klasse ergründen und danach das Niveau der einzelnen Themen wählen. Dabei konnte es vorkommen, dass eine Unterstufe aufnahmefähiger war als die Oberstufe.

Als einen großen Vorteil in den Lehrlingsklassen empfand ich die Tatsache, dass keine Noten gegeben werden mussten. Es herrschte dadurch eine größere Offenheit bei Diskussionen. Niemand musste dem Lehrer nach dem Munde reden; man konnte eher eine „Lippe riskieren“. Was machte es, wenn hier und da freche – vielleicht sogar ungehörige –

⁷⁶ Georg Kerschensteiner, 1854 – 1932, dt. Pädagoge, bedeutender Schulreformer, führte 1900 – 1906 die fachlich gegliederte Berufsschule u. in der Volksschule den Arbeitsunterricht ein..

⁷⁷ Evangelische Kirche in Hessen und Nassau mit Sitz in Darmstadt.

Äußerungen fielen? Sie waren leichter zur Behandlung eines Themas auszuwerten als das „Schweigen im Walde“. Natürlich ging es da manchmal hoch her. Aber konnte Besseres passieren?

Zwei Hürden waren bei der Vorbereitung zu nehmen: Da laut Lehrplan möglichst von Lebensproblemen der Schüler/innen auszugehen war, mussten solche gefunden werden, die auch aktuell waren. Zum anderen war ein „Aufreißer“ (wie bei einer Zeitung) nötig, denn eine Stunde war nur 45 Minuten lang, und bis die Schüler endlich auf ihren Plätzen saßen und die Anwesenheit kontrolliert war, verging oft kostbare Zeit. Das Thema musste also

sogleich nicht nur deutlich sein, sondern auch zu Meinungsäußerungen reizen und es musste in einer Unterrichtseinheit entweder abgeschlossen werden oder so enden, dass es in der nächsten Stunde sogleich wieder aufgegriffen werden konnte. Man bedenke: Zwischen den beiden „Stunden“ lag für den Schüler/In eine Woche, angefüllt mit unzähligen Ablenkungen. Was geschah da alles, was die Erinnerung selbst an das interessanteste Thema verwischen konnte! Eine gute Kurzgeschichte war da als Anstoß manchmal Gold wert, oder eine Szene vom Tonband, im Rundfunk mitgeschnitten.

Unterrichtsthemen (eine kleine Auswahl)

Oft wurde ich auf meine Erlebnisse in Krieg und Gefangenschaft angesprochen. Als ich dabei einmal die Meinung äußerte, nicht jedes schlechte Erlebnis müsse für alle Zukunft schlechte Folgen haben, brachte mich eine Schülerin in nicht geringe Verlegenheit, als sie mich aufforderte zu sagen, wie denn z. B. die Gefangenschaft sich für mich günstig ausgewirkt habe. Da war mir augenblicklich klar, dass ich nun Farbe bekennen musste. Ich weiß nicht, was die Schüler bei dem, was ich äußerte, am meisten überzeugte: „Ein Auto, meinen jetzigen Beruf und meine Frau!“ Das hatte ich nun zu erläutern: *Ein Auto* schenkte mir ein ehemaliger Mitgefangener, weil es mittlerweile angesichts seiner angewachsenen Familie zu klein geworden war. *Mein Berufsziel Ingenieur* gab ich nach meinen Erfahrungen während der Gefangenschaft und nach den Ratschlägen befreundeter Mitgefangener auf, weil ich vorzugsweise mit Menschen zu tun haben wollte. *Meine Frau* lernte ich nach der Heimkehr kennen, weil sie die Schwägerin eines meiner besten Freunde im Lager war.

Die Frage des Waffendienstes in der neu geschaffenen Bundeswehr beschäftigte meist die älteren Schüler, vor allem auch im Hinblick auf die Möglichkeit der Wehrdienstverweigerung. Im Sinne eines im August 1959 von Otto Dibelius⁷⁸

anlässlich des 60. Geburtstages von Landesbischof Lilje herausgegebenen kleinen Privatdrucks „Obrigkeit?“, der eine länger anhaltende Kontroverse auslöste, konnte ich mich nicht äußern. Es ging da um Römer 13, 1: „Jedermann sei untertan der Obrigkeit.“ Ich hatte *einmal* in meinem Leben unbedingten Gehorsam geschworen. Nun wusste ich, dass Gehorsam – zumal *unbedingter* – kein christlicher Wert ist – wenn es für uns Evangelische überhaupt „christliche Werte“ gibt. Seit Jesus von Nazareth gilt nur noch das Doppelgebot (entsprechend Matthäus 22, 37 – 39), das alle Gebote in vernünftiger Weise einschließt: „Du sollst lieben (auch im Sinne von achten, respektieren GK) Gott, deinen Herrn [...] Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst. Beide „Weisungen“⁷⁹, miteinander verbunden, nennt Jesus das höchste „Gebot“.

An der Spitze der fragten Themen standen Freundschaft, Liebe und Sexualität. Wen wundert das angesichts des Alters der vor mir sitzenden SchülerInnen?

1933; 1945-66 Bischof der Evgl. Kirche von Berlin-Brandenburg, 1949-61 Vors. des Rates der EKD.

⁷⁹ Das deutsche Wort „Gebot“ ist eine schlechte Übersetzung von hebräisch „Thora“, der Ursprache des Alten Testaments. Es ist zu „hart“, zu apodiktisch. Moderne Übersetzer (Martin Buber mit Franz Rosenzweig z. B.) wählten daher zur Verdeutschung das Wort „Weisung“.

⁷⁸ 1880-1967, deutscher evang. Theologe, Mitgl. der Bekennenden Kirche (BK) ab

Erstaunlich war die Offenheit, mit der hier diskutiert wurde. „Moralin“ war nicht gefragt. Über allem stand die Erkenntnis: Wenn Gott sich nicht gescheut hat, in der (nicht nur beim Menschen) üblichen Weise Kinder zeugen zu lassen, dann brauchen wir uns nicht zu scheuen, darüber zu reden. Er hätte ja genug andere Methoden gehabt, wie in der Natur ersichtlich, um dieses Problem zu lösen. Es kam immer wieder große Heiterkeit in der Klasse auf, wenn ich da als Beispiel Windbestäubung nannte. Warum also „unsere“ Methode? Ein Bild aus dem Alltag half, wenn auch sicherlich nicht umfassend, über den Sinn des Sexuellen zu sprechen: Sexualität im weitesten Sinn ist ohne Zärtlichkeit „purer Sex“, allenfalls das „Anmachholz des Liebesfeuers“. Damit kann man ein lodernes Feuer machen, das aber bald erlischt, wenn man vergisst, Kohle oder dicke Holzscheite als „Nahrung“ nachzulegen (echte Liebe, Zärtlichkeit, Freundlichkeit, Vergebungsbereitschaft usw.). Erst mit dieser dann entstehenden Glut kann man auf Dauer eine glückliche Beziehung gestalten.

Aufgeregte Diskussionen entstanden, wenn an der Tafel durch Zuruf eine „Liebeskurve“ entstand, vom Moment des einander Kennenlernens an bis ins hohe Alter. Dabei war zu beachten, dass es auch noch Liebe als Agape (selbstlose Liebe) und als *Sympathie* (Zärtlichkeit) gibt; das Wort Erotik war nicht mehr zu gebrauchen, da die Schüler darunter zumeist auch nur Sex verstanden. Zu bedenken war, dass die einzelnen Kurven der Liebesformen sich gegenseitig beeinflussen. Was z. B. tun, wenn die Sympatiekurve durch einen Streit oder sonst irgend einen Zwischenfall plötzlich abfällt und die anderen Kurven mit nach unten zieht?

Den Höhepunkt der Gesamt-Liebeskurve sahen die meisten zum Zeitpunkt der Hochzeit oder kurz danach (die Flitterwochen!). Aber spätestens dann sank die Kurve kontinuierlich. Welch traurige Zukunftsaussichten! Da riet ich ihnen – wenn das so sei – lieber gleich Heiratschwindler zu werden. - Liebe im Alter – wie soll das gehen? „Da ist der Ofen aus!“, „Da traben bestenfalls die Beiden nebeneinander her wie in früheren Zeiten zwei Gäule vor dem Erntewagen“ – war die zumeist geäußerte Meinung. Dass bei

einer wirklich liebevollen Beziehung auch noch bei Betagten Sexualität erlebt werden kann, wollte meist niemand glauben. Sie nimmt lediglich andere Formen an; aber das Erlebnis kann sogar noch intensiver werden.

Lebhafte Meinungsäußerungen gab es beim Thema „Bergpredigt“, wenn ich die Stunde mit der Frage begann: „Was tun Sie, wenn in Ihrem Betrieb ein Mitlehrling Ihnen eine Backpfeife gibt?“ Da konnte man Äußerungen hören! Auf keinen Fall: „Halte die andere Backe auch hin!“ Jetzt merkte auch der Letzte in der Klasse, dass ich auf Jesus anspielte (Matthäus 5, 39). Die brutalste Schülerantwort gab mir dann Anlass, auf das Gefährliche der Gewaltspirale hinzuweisen. „Rache ist süß!“ haben wir als Buben immer gesagt. Der „Spaß“ hört aber nicht erst bei der Blutrache auf. Es gibt dafür im Privatleben und im Leben der Völker genug Beispiele: Wie grausam haben sich Hitlers Worte erfüllt: „Ab heute wird eine Bombe mit zwei vergolten!“ Schon das war mehr als „Auge um Auge, Zahn um Zahn!“ Das Ende war den Schülern durchaus bekannt: Hiroshima, Nagasaki, Dresden; auch in Frankfurt konnte man 15 Jahre nach Kriegsende immer noch die Folgen der Methode „Rückschlagen im Verhältnis 1:2“ sehen.

Die meisten Schüler waren wohl Mitglied in irgend einem Verein. Es war nicht schwer klar zu machen, dass dieser nur deshalb womöglich schon über 100 Jahre besteht, weil in ihm Menschen sind, die im Umgang miteinander gelegentlich auch einmal „ab und zu geben“, etwas „einstecken“ konnten. Wenn es jemand fertig bringt, nicht gleich „in die Luft“ zu gehen, werden Kräche vermieden, an denen die Gemeinschaft leiden oder gar zerbrechen konnte. Das ist nichts für Schwächlinge! Dieses Verhalten hat Jesus gemeint mit seiner Empfehlung. Er gab uns die Gewissheit, dass der, der so zu handeln wagt, in Gott einen Verbündeten hat.

Der Abschnitt „Unterrichtsthemen“ gehört eigentlich nicht in dieser Ausführlichkeit zu einem Lebensbericht. Ich habe ihn deshalb so gebracht, weil in ihm Erkenntnisse enthalten sind, die auch für meine persönliche Entwicklung von nicht zu unterschätzender Bedeutung waren. Außerdem mag es für manche Leser die-

ses Berichtes durchaus interessant sein zu erfahren, wie es in der Regel im Religi-

Hilfe für Berufsanfänger

Die erste Zeit gab es für Anfänger (wie ich einer war) ein Referendariat. Dazu musste ich monatlich einmal nach Frankfurt, wo unter der Leitung von Pfr. Udo Röhrig diese Fortbildung stattfand. Das war eine gute Ergänzung des Düsseldorfer Oberseminars. Ich entsinne mich besonders deutlich an Stundeneinheiten, die auf die Urgeschichte⁸⁰ aufbauten. Es war eine Erleuchtung für uns zu erfahren, dass viele biblische Geschichten erst dann wichtige Erkenntnisse preisgeben, wenn man darauf verzichtet, in ihnen historische Tatsachenberichte zu sehen. Und das gilt ganz besonders für diesen ersten Teil der Bibel. In ihm ist verborgen ein jüdisches Glaubensbekenntnis, das nicht in Thesen, sondern in Geschichten, Erzählungen und Gleichnissen formuliert wurde. Jetzt auf einmal löste sich für uns das Rätsel des Widerspruchs in der Frage der Entstehung des Universums zwischen biblischem Bericht und Naturwissenschaft. Der Streit mit Darwins Entwicklungslehre war für uns beigelegt, und zwar befriedigend für beide Seiten: Wissenschaft und Glaube bieten unterschiedliche Denkansätze und beziehen sich auch auf verschiedene Lebensbereiche.

Genau genommen ist ja die Bibel auch kein Buch; sie ist eine Bibliothek mit einer großen Zahl von Büchern in verschiedenen Literaturformen - vom Lied oder Gedicht über Anekdote, Fabel, Roman usw. bis zu einer Art, die man als Tatsache beschreiben könnte. Übrigens hat es das Wort Tatsache vor dem 18. Jahrhundert überhaupt nicht gegeben. Um sich die Konsequenzen dieses Problems zu verdeutlichen, sollte man bedenken, dass es z. B. zur Zeit Goethes das Wort Radio auch nicht gab, weil es - ganz einfach - zu seiner Zeit nicht existierte. Die Menschen im Mittelalter und davor interessierte gleichwohl die Frage, was wahr, Wahrheit ist. Sie mussten also, um sich

⁸⁰ die sog. Schöpfungsgeschichte bis zum Bericht vom Turmbau zu Babel (1. Mose 1 - 11).

onsunterricht der Berufsschule zuzuging.

verständlich zu machen, Erzählformen und - wenn es aufgeschrieben werden sollte - Literaturformen⁸¹ wählen, die ihnen geläufig und bekannt waren (Fabeln, Märchen, Sagen, Lyrik, Dramatik usw.). Wer nun meint, nur in Tatsachenberichten sei Wahrheit enthalten, der verkennt das Wesen von Literatur. Da wird nämlich keinesfalls sinnlos darauf los fabuliert. Im Vorwort habe ich dafür ein Beispiel genannt: die Fabel. Es ist natürlich nicht leicht, in allen Fällen genau zu enträtseln, in welcher Weise der jeweilige Bibelabschnitt verfasst worden ist; aber *auf gar keinen Fall in der des Tatsachenberichtes, weil es diesen Begriff noch nicht gab* (s. Goethe und Radio).

Außerdem gab es in der langen Zeit der Überlieferung viele Veränderungen im Wort-Verständnis. Ein Glück, dass in unser Glaubensbekenntnis z. B. als nähere Beschreibung Marias nur „Jungfrau“ geraten ist. Schon das versteht man heute falsch genug, denn es hieß früher nichts weiter als „junge (unverheiratete) Frau“ im Gegensatz zur alten und nichts anderes. Was wäre, wenn man Maria ein „gemeines, niederträchtiges Weibsbild“ genannt hätte? Zur Zeit der Formulierung des Glaubensbekenntnisses (1530) hieß das noch: „eine allgemein menschenfreundliche Frau, die sich nicht zu fein ist, sich zu dem ‚niederen Volk‘ herabzubeugen“. Würden wir das auch heute noch beim Sprechen des Glaubensbekenntnisses nachbeten? Es ist ohnehin für uns in seiner Sprache fragwürdig geworden.

Abschreibfehler haben manchmal sogar den Sinn entstellt. Hinzu kommt, dass unsere deutsche Bibel bei Übersetzungen verschiedene Sprachen durchwandert hat. Jedesmal ging womöglich etwas vom Ursprünglichen verloren. Von Luther stammt die Erkenntnis: „... wenn ich jünger wäre, so wollt ich diese Sprache (gemeint ist das Aramäische, die Sprache Jesu - GK) lernen, denn ohne sie kann man die Schrift nimmer recht verstehen

⁸¹ Von (lat.) litera = der Buchstabe.

[...] Darum haben sie (die Schriftforscher o. ä. – GK) recht gesagt: „Die Ebräer trinken aus der Bornquelle, die Griechen aber aus den Wässerlin (der Septuaginta⁸² – LXX - GK), die aus der Quelle fließen; die Lateinischen aber aus den Pfützen“ (das ist die Vulgata, die lateinische Bibelübersetzung). Sie geht auf Hieronymus zurück und ist seit dem Tridentinum⁸³ für die katholische Kirche die authentisch und verbindlich geltende Bibelübersetzung - GK)⁸⁴. Woraus „trinken“ wir heute?

Es muss also interpretiert werden! Das ist nicht leicht, öffnet aber einen großen Freiheitsraum. Wohl auch deshalb hat Luther darauf bestanden, dass nicht nur Kinder des Adels, sondern auch die des „gemeinen Volkes“ (heute: des allgemeinen Volkes) Schulbildung erhalten. Nicht ohne Grund hat die Katholische Kirche ihren Gliedern das Bibellesen m. W. bis ins vorige Jahrhundert hinein untersagt. Das geht natürlich in der Zeit des mündigen Bürgers nicht mehr.

Zu den einzelnen Seminarstunden in Frankfurt gehörte es, dass Röhrig uns im Unterricht besuchte, und das nicht nur während einer Stunde. Er wollte sehen, wie die 6. Stunde verläuft, wenn man abgespannt und müde ist. Dafür übernahm er aber auch selbst mindestens eine Stunde, bei der wir sehen konnten, dass er nicht nur Theoretiker war. In der anschließenden Besprechung, die meistens in der jeweiligen Wohnung des Besuchten oder „Prüflings“ stattfand, wurde gnadenlos, aber liebevoll kritisiert. – In diesem Seminar lernte ich auch das Ehepaar Cordes kennen. Wolfgang war mir schon seit einem Mitarbeiterkursus in Haus Heliand bekannt. Hier begann eine Freundschaft, die – wenigstens mit Lore Cordes – bis heute hielt.

Aus der Zeit am Düsseldorfer Oberseminar erinnerte ich mich an Kollegen, die neben ihrem Unterricht eine *außerschulische Arbeit* aufgebaut hatten. Schüler, die besonderes Interesse zeigten,

wurden zu regelmäßigen Zusammenkünften eingeladen, möglichst nicht in der Schule. Einen ähnlichen Versuch wollte auch ich starten. Bei der Planung unseres Hauses hatten daher Dora und ich das große Wohnzimmer im Erdgeschoss durch eine schallisierende Fallwand von dem kleineren Esszimmer abtrennbar gemacht. Damit hätte die Möglichkeit bestanden, diesen Veranstaltungen eine mehr persönliche Note zu geben.

Diesen Plan besprach ich mit PB, der ihn entschieden als Arbeit des Werkes ablehnte. Warum – das sagte er mir nicht. Diskutiert wurde bei ihm sowieso nicht. Ich kann heute nur vermuten, dass er als ein Mann der Ordnung auf das Prinzip der Jugendarbeit im Rahmen der jeweiligen Kirchengemeinde festgelegt war und jede übergemeindliche Gruppierung ablehnte. Oder fürchtete er, dass ich mir selbst eine Konkurrenz zu meiner Gemeindejugendarbeit schaffen könnte? Vielleicht war ihm die ganze Tätigkeit an der Berufsschule überhaupt suspekt? Da fehlte ihm nämlich der missionarische Impuls – und den lehnten wir für unseren Religionsunterricht ab. Schlug etwas aus seiner Vergangenheit durch? Schließlich hatte er vor dem Krieg in der Arbeit der Höheren Schüler begonnen, und die lagen ihm – wenn ich es recht sehe – auch jetzt noch besonders am Herzen. Zur Arbeit innerhalb der Gemeinde waren wir ja in der Hitlerzeit geradezu gezwungen worden, weil eine bündische Form in Konkurrenz zur Hitler-Jugend nicht mehr erlaubt war. Diese Zeit war jetzt zum Glück vorbei und daher kein Grund mehr gegeben, nicht auch in anderen Formen zu arbeiten.

Mir aber war sowieso, nicht zuletzt durch die neue theologische Ausrichtung in Düsseldorf, die Richtigkeit eines *Ver-spruches* immer fragwürdiger geworden. Wie kann man, zumal als 17-Jähriger, eine so weitreichende Verpflichtung eingehen? Nun galt zwar für den Mitarbeiter-Ver-spruch die Einschränkung: ... „für die Dauer meiner Zugehörigkeit zur Mitarbeiterschaft verspreche ich...“ Damit gab es durchaus die Möglichkeit, gegebenenfalls auszuscheiden. Nur haben wir in dem Alter natürlich nicht so exakt juristisch gedacht. Es lag also auf dem Verlassen der Mitarbeiterschaft, wenn nicht ein zwingender Grund (z.B. Wegzug) vorlag, immer ein gewisser Makel. Das wurde

⁸² griech. Übersetzung d. Alten Testaments (3. - 1. Jahrh. vor Chr.)

⁸³ Konzil von Trient, 1545 – 63.

⁸⁴ Tischreden WA, Band I, S. 525 f. – zitiert nach Pinchas Lapide, Er predigte in ihren Synagogen, Jüdische Evangelienauslegung, GTB Siebenstern, 4. Auflage, S. 20.

nicht *expressis verbis*⁸⁵ erklärt, aber doch von Seiten der Leitung billigend hingenommen.

Die Lage war natürlich bei der Bruderschaft eine andere. Als Erwachsener einen Lebensverspruch zu leisten ist eine völlig andere Sache. Da gibt es wohl den einzigen Lebensverspruch der Ehe „bis dass der Tod euch scheidet“; und der ist problematisch genug. Wenn ich meine Arbeit im Raum der Kirche als Auftrag Gottes verstehe, kann ich mich ja nicht auf eine ganz bestimmte Form festlegen, etwa wie in meinem Fall die Jugendarbeit, noch dazu mit der Bedingung: „nur im Rahmen des Jugendwerkes“. Da sind allein durch biologische Voraussetzungen (Alter usw.) schon Grenzen gezogen. Oder soll ich, wenn mir eine andere Arbeit für mich sinnvoller erscheint, aufgrund des Lebensverspruches auf Jugendarbeit sagen: „Lieber

Gott, ich bin gebunden; such dir einen anderen!“?

Verbieten konnte mir niemand, außerschulische Arbeit ohne Bindung zu betreiben. So machte ich einen Versuch. Leider zeigte sich aber bald, dass dies mit erheblicher Mehrarbeit verbunden war, und die konnte ich nicht mehr verkraften. Allein die Vorbereitung der einzelnen Schulstunden nahm meine ganze Kraft in Anspruch. Sogar die Gemeindejugendarbeit musste ich eines Tages aufgeben. Das vertrug sich jedoch nicht mit meinem Verspruch als Mitarbeiter und in der Heliand Bruderschaft. Daran wurde ich aber nun erinnert, und zwar mit dem Unterton der Untreue. Ich erklärte also angesichts der Starrheit PBs. meinen Austritt auch aus der Heliand-Bruderschaft.

⁸⁵ (lat.) ausdrücklich

Ein Haus wird gebaut

Inzwischen war unser 2. Kind zur Welt gekommen: Elisabeth (Bild 33). Sie wurde am 6. März 1960 geboren, und wir freuten uns ganz besonders, dass uns mit ihr – gemäß unseres geheimen Wunsches - ein Mädchen geschenkt wurde. Die Geburt verlief verhältnismäßig komplikationslos, was ihre Ankunft zu einer ganz besonders großen Freude werden ließ. Ihren Vornamen wählten wir im Gedächtnis an meine liebe Mutter, die nach dem schweren Bombenangriff auf Hanau nun schon 15 Jahre tot war, und nach ihren zwei Taufpatinnen, Tante Elisabeth Reuling und Cousine (schwäbisch: Bäsle) Elisabeth Reininghaus (später Ilg).

Allmählich wurde unsere Dachwohnung in der Dorotheenstraße zu eng. Familie Sprank hatte uns zwar in unserem Stockwerk ein zu ihrer Wohnung gehörendes kleines Zimmer abgetreten, aber es war sehr winzig und daher für uns nur eine geringe Entlastung. Außerdem drängte die Kirchengemeinde als Eigentümerin des Hauses darauf, dass wir uns möglichst bald eine andere Wohnung suchten, da die Räume anderweitig gebraucht werden sollten. Von Seiten der Stadtverwaltung Bad Homburg war keine Hilfe zu erwarten, eine preiswerte Wohnung zu erhalten.

Da aber normale Mieten für uns zu hoch waren, entschlossen wir uns dazu – so merkwürdig das klingen mag - ein Haus zu bauen. Ein freundlicher Beamter in der Stadtverwaltung, zuständig für den Sozialen Wohnungsbau, überprüfte unsere finanziellen Verhältnisse. Es stellte sich heraus, dass wir zwar wenig Bargeld hatten, aber als „junge Familie“, als Erben meiner bombengeschädigten Eltern und ich als Angestellter im Öffentlichen Dienst günstige Darlehen erhalten könnten. Baugrund – der teuerste Teil unseres Vorhabens – stand mir zur Verfügung, da ich - mehr aus Jux und Dollerei - mich schon früher in die Wartelisten für Erbbaugrundstücke der Homburger und der Gonzenheimer Kirchengemeinde eingetragen hatte.

Nun wurde, o Wunder!, zeitgleich ein Grundstück frei, auf dem ein Kindergarten gebaut werden sollte. Da sich aber dieser Platz nach einer anderen als der erhofften

Stadtentwicklung nicht mehr eignete, wurde er für private Bauwillige freigegeben. Es sollte wegen der Größe ein Doppelhaus erstellt werden. Nächster Anwärter auf der Warteliste war ich, nach mir der Organist der Gemeinde. Der aber wollte ein Einzelhaus. Mir war das gleich, wenn ich nur endlich eine Wohnung für meine Familie bekommen konnte. Ehe der Pfarrer, Dekan Schmidt, noch weitere Anwärter suchte, fragte er mich, ob ich das Gelände auch alleine bebauen würde. Ein besseres Angebot konnte er mir kaum machen, und da der jährliche Erbbauzins extrem gering war, sagte ich freudig zu. So schlossen wir am 19. September 1960 den Vertrag ab.

Als wären der glücklichen Zufälle nicht genug, ergaben sich noch weitere: In dem von mir geleiteten Jungmännerkreis saß ein angehender Architekt. Er musste im Rahmen seines Studiums den Nachweis erbringen, ein Einfamilien-Wohnhaus entworfen und den Bau bis zum Einzug des Bauherrn geleitet zu haben. Das war zwar für mich ein Wagnis; da ich mir aber schon bei der Planung einiges an Mitarbeit zutraute, begannen wir unbesorgt.

Ein weiterer „Zufall“ kam hinzu, und nun musste ich wieder Albert Schweitzer zitieren; man kann es aber unter „Der Nachholbedarf ...“ nachlesen. Das Richtfest stand bevor; da brachte Hermann Schröder, ein weiteres Mitglied desselben Jungmännerkreises, einen Artikel der BILD-Zeitung. Dort wurde von einem Installateur berichtet, der für seine Meisterprüfung ein Einfamilienhaus suchte, in dem er den praktischen Teil ausführen konnte – und das völlig kostenlos. Nur das Material musste ich selbstverständlich stellen. Ein mir befreundeter Installateur in Bad Homburg, der sich für diese Angelegenheit stark interessierte, übernahm die Aufsicht am Bau.

Es wurde schon das Erdgeschoss gemauert, da kam mein Gefangenschaftsfreund Carl-Ernst Schulz aus Leipzig mit Frau und Kind und suchte nach der Flucht aus der DDR über die „grüne Grenze“ bei uns Unterschlupf. Cornelius, Tis genannt, war 4 Jahre alt und somit für Werner und Elisabeth ein willkommener Spielkamerad.

Unsere kleine Wohnung war zwar für 7 Personen reichlich eng, aber es zeigte sich, dass oft da, wo es knapp ist, um so leichter Lösungsmöglichkeiten gefunden werden als im umgekehrten Fall. Zum Glück hatten wir ja im Gefangenenlager gelernt, uns mit Wenigem zu begnügen. Carl Ernst, der sich in der DDR mittlerweile vom Maurerlehrling zum Architekten hochgearbeitet hatte, fand sehr schnell eine Anstellung in einem Frankfurter Architektenbüro.

Natürlich besprachen wir auch mein Bauvorhaben und – gerade noch zur rechten Zeit, bevor das Obergeschoss gemauert und von den Zimmerleuten das Dachgebälk vorbereitet wurde – bewahrte er uns vor einem folgenschweren Fehler. Aus Gründen der Sparsamkeit waren im Oberstock außer zwei größeren Zimmern zwei Kammern vorgesehen mit je einer einengenden Dachschräge und je einem relativ kleinen Fenster. Da hatte Carl Ernst die gute Idee: Zwei große Gauben zauberten zwei wunderschöne Zimmer herbei. Das war auch insofern von großer Wichtigkeit, weil sich inzwischen unser 3. Kind angemeldet hatte. Mit ihm winkte uns weiteres zinsgünstiges Geld, das Familienzusatz-Darlehen. Nun gewannen wir sogar noch ein Gastzimmer, denn das größere sollten sich – je nachdem Nummer 3 männlich oder weiblich sein würde – zwei Jungen oder zwei Mädchen teilen. Für das andere Kind war dann eines der kleinen vorgesehen.

Die Vorbereitungen auf die Geburt zeigten uns allen, dass eine Veränderung für unsere Familie Schulz unvermeidlich war. Carl-Ernst hatte schon vor der Flucht die Zusage auf die Architektenstelle in Frankfurt, zu der er auch täglich mit dem Schnellbus von uns aus fuhr. Nun erhielt er mit seiner Familie eine kleine Wohnung im Gemeindehaus der Reformierten Gemeinde im Frankfurter Stadtteil Sachsenhausen – nur leider auch nicht auf Dauer, weil die Gemeinde eines Tages die Räume dringend benötigte. Um dem zigeunerhaften Umherziehen ein Ende zu bereiten, nahm er eine Arbeitsstelle im äußersten Norden Deutschlands, in Schleswig-Holstein, an – und kam doch wieder nach einiger Zeit nach Frankfurt zurück. Endlich hatte er eine Wohnung in Langen gefunden. Schließlich bekam er

bei der Lufthansa die Anstellung, die ihn voll befriedigte, und die er bis zum Rentendasein halten konnte.

Am 18. Juni 1961 kam dann unser Wilhelm zur Welt (Bild 34). Trotz *Kaiser Wilhelm* wählten wir für ihn diesen Namen zu Ehren meines lieben Vaters. Weitere „Wilhelme“ als Taufpaten standen nicht zur Verfügung. So übernahmen dieses Amt seine Tanten Agnes Reininghaus und Anni Wurmer geb. Knopf (meine Cousine aus Hanau) sowie meine Freunde aus Gefangenschaftszeiten Carl-Ernst Schulz und Christian Erasmus.

Am 13. August fand die Taufe in der Erlöserkirche statt. Gefeiert wurde im Garten hinter dem Haus, der uns wie ein weiteres Zimmer zur Verfügung stand. Wir waren eine fröhliche Taufgesellschaft. Erst am nächsten Tag erfuhren wir, welch historischer Tag dies war: Die Grenze zwischen den beiden Teilen Deutschlands wurde durch Mauer und Stacheldraht von der DDR-Regierung geschlossen. Es war besonders für Berlin, wo die Grenze mitten durch Wohngebiete der Stadt ging, ein überaus schmerzliches Ereignis. Schulzens, Gäste bei der Tauffeier, waren besonders betroffen. Wie gut, dass sie rechtzeitig Leipzig verlassen hatten! Wie aber würde es möglich sein, ihre Eltern in Zukunft auch nur zu besuchen, geschweige denn, sich dort länger aufzuhalten?

Der Neubau machte inzwischen gute Fortschritte. Bis in die späte Nacht hinein war ich der Lehrbub unseres Klempners. Seine Fachkenntnisse waren nicht berühmt, sodass ich manchmal zum Meister avancierte. Wir hatten ja nicht nur die Wasser-, sondern auch die Gasleitung zu installieren. Zum Glück arbeitete mein „Chef“ handwerklich zuverlässig. Es waren aber einige Probleme bei der Führung der Leitungen zu bewältigen, und da war er schwach. Im Gast-WC konstruierte er ein wahres Hirschgeweih aus Leitungsrohren, mit dem er schließlich die Prüfung nicht bestand. Da es technisch in Ordnung war, verkleideten es später die Stuckateure schamhaft mit einem Rabbitzkasten.

Nun gab es auch noch Krach. Die verpatzte Prüfung veranlasste ihn, sofort die Arbeit niederzulegen und er verlangte für die geleistete Arbeit einen angemessenen Lohn.



*Bild 33
Elisabeth ist da!*



*Bild 34
... und Wilhelm!*

Mit meinem Angebot war er nicht zufrieden. Er drohte mit dem Rechtsanwalt. Ein Jurist, der früher meine Jugendkreise besucht hatte, schaltete sich ein. Es gelang ihm, eine gütliche Vereinbarung zu treffen. Aber die Fertig-Installation musste nun mein Homburger Fachmann übernehmen. So waren wir also gerade noch mit dem berühmten blauen Auge davongekommen.

Im Frühjahr 1962 arbeiteten die Dachdecker und Maler. Dora steckte im Garten die ersten Kartoffeln, nachdem ich vorher den stark mit Unkraut überwachsenen Garten umgegraben hatte (mit dem Spaten!). Dabei halfen mir einige Mitarbeiter aus den Jugendkreisen, denn jetzt begann mein Kreuz zu streiken; ich musste sogar ein paar Tage das Bett hüten, und das, wo der Tag des Einzugs bevorstand. Da wir es mit der Kirchengemeinde, die uns zum Auszug drängte, nicht verderben wollten, bestellten wir den Möbelwagen. Das Parkett im Ess- und Wohnzimmer war noch nicht gelegt, da rollte er schon in Richtung Flurstraße 10, unserer neuen Anschrift.

Aber noch stand uns viel Arbeit bevor: Im Garten wurden Apfel-, Birnen-, Zwetschgen- und Pfirsichbäume (Bild 35) gepflanzt. Da stand mir mit Rat und Tat der Kollege Welz unserer Schule bei, der die Gärtner unterrichtete. Von ihm lernte ich auch den fachmännischen Baumschnitt. Am Feldweg hinter unserem Anwesen wurden ca. 60 Meter Drahtzaun erstellt mit einem Tor samt Pergola. Zur Straße hin war noch alles offen. Dort fertigte ich – alles in Handarbeit! (Trennscheibe gab es noch nicht) – zwei Tore und ein Türchen aus Vierkantrrohr und Flacheisen als Eingang zum Haus, zur Garage im Kellergeschoss und zum Kfz-Abstellplatz. Wozu hatte ich schließlich als Lehrling das Schlosser- und Schweißerhandwerk gelernt und war geübt im Umgang mit Säge, Feile und Elektro-Schweißgerät?

Wie schon so oft habe ich meinem Bruder im Stillen gedankt, dass er darauf gedrängt hatte, nicht das Abitur anzustreben, sondern mich mit der Mittleren Reife zu begnügen und dafür die harten Jahre einer Lehre auf mich zu nehmen. Hinzu kam, dass bei meiner damaligen Einstellung zum Nationalsozialismus ich bei Kriegsbeginn das Angebot, Offizier zu

werden, bestimmt angenommen hätte. Wer weiß, ob ich da den Krieg überlebt hätte? In die Berufsschule wäre ich als Religionslehrer nie gegangen, ohne dort schon als Lehrling hinein „gerochen“ zu haben.

Einen weiteren Helfer möchte ich jetzt unbedingt näher würdigen: Hermann Schröder (Bild 36). Nach Herkunft und Schulbildung war er im Jungmännerkreis eine Ausnahme. Ich weiß gar nicht mehr, wann und wie er in meinen Gesichtskreis getreten ist. Weil er sich später von mir abgewandt hat, kann ich ihn auch nicht mehr fragen. Er hatte eine Schlosserlehre in einer Oberurseler Firma begonnen. Das war es wohl, was ihn für mich interessant gemacht hatte. Leider ist er im Kreis der vorwiegend Gymnasiasten nie recht „warm“ geworden. Seine Art ist schwierig zu beschreiben. Ich möchte es so tun, dass er es womöglich selbst lesen könnte. Er ist nämlich das, was man eine „ehrliche Haut“ nennt. Sein Verhältnis zu seiner Mutter war recht problematisch, obwohl er ihr bis zu ihrem Tod – jahrelang – die Treue gehalten hat.

Jedenfalls bot er mir irgendwann einmal seine Hilfe beim Hausbau an. Er war handwerklich ungemein geschickt und konnte eigentlich alles. Er freundete sich sehr schnell mit unseren Kindern an und war zunehmend bei uns zu Gast. Was er alles am Haus gebastelt hat, kann ich gar nicht mehr aufzählen. Nach seiner bestandenen Gesellenprüfung besuchte er eine Technische Schule und entschloss sich, als Schiffingenieur zur See zu fahren. So schipperte er längere Zeit durch die weite Welt. Unser Haus war dabei so etwas wie seine Heimat, mit der er Verbindung hielt und in das er immer wieder, wenn er in Urlaub kam, interessante Geschenke aus den verschiedensten Ländern mitbrachte: mal ein jüdisches Gebetbuch in Silber gefasst oder ein Holzschiff aus Kolumbien oder einen aus Ebenholz kunstvoll gefertigten Brieföffner und einen Götzen aus Afrika. Als er von der Seefahrt genug hatte, wurde er reisender Beratungsingenieur in der Technik des Feuer- verzinkens.

Er hielt sich später zu einer kleinen Gruppe von Ehemaligen, die ihn in seiner Art nie recht akzeptierten, warum, ist schwer zu beschreiben. Ich meine, ihn recht gut verstanden zu haben. Hier stan-

den sich nämlich gegenüber: einerseits Pfadfinder, ehemalige höhere Schüler, die aufgrund ihrer Schulbildung einen eignen Weg des Weltverständnisses hinter sich hatten. Auf der anderen Seite hatte Hermann ein ganz anderes Leben von unten herauf kennen gelernt, von dem die „Höheren“ wiederum kaum eine Ahnung haben konnten. Seine Erfahrungen waren seine „Universität“ – die hohe Schule des Lebens. Es gehörte in einem solchen Fall auf beiden Seiten sicher viel Einfühlungsvermögen, gegenseitiges Verständnis und Bescheidenheit dazu, um miteinander auszukommen. Es bestände ja sogar in einem solchen Fall die große Chance, voneinander zu lernen. Dazu ist es aber anscheinend nie gekommen – leider!

Groß war die Freude, als wir zu Ostern 1962 mit einer kleinen Briefkarte ein Riesen-Geschenk angekündigt bekamen. Es war ein Fiat 600. Thomas Schmidhofer, ein Freund aus Gefangenschaftszeiten, hatte sich durch eine neue Stelle in der Schweiz beruflich verbessert. Er schrieb, auf einer Fahrt zu Verwandten

sei deutlich geworden, dass das „Fahrzeug für uns zu klein geworden“ sei - die Familie war also größer geworden! Verkaufen durfte er den Wagen dort nicht; er musste wieder zurück nach Deutschland. Also bot er ihn mir zum Geschenk an. Der Zeitpunkt konnte kaum günstiger sein! Nun war ich zu allem noch beweglicher geworden, und für meine Familie passte er wie angemessen.

Immer mehr verlor das Gelände um das Haus den Charakter eines Baugrundstückes. Den Außenputz fertigte Malermeister Färber aus der früher benachbarten Löwengasse, der auch in der Berufsschule bei den Malerlehrlingen praktischen Unterricht erteilte. Er berechnete mir nur die Arbeit und das Gerüst. Der Putz und die Farbe wurden von einer Firma kostenlos gestellt. Sie wollte ihre neu entwickelten Materialien erproben, um mein Haus späteren Bauherren als Muster vorführen zu können. Der Putz hält noch heute nach über 40 Jahren! Gerne hätte ich aus Dank Reklame gemacht. Aber es erschien bis heute kein Interessent.



Bild 35
Garten mit Obstbäumen



Bild 36
Hermann Schröder

Flurstraße, ein Kinderparadies

Unser Wohnviertel war ein Häuserquadrat von ca. 90 x 90 m, bestehend aus der Feld-, Acker- und Flurstraße, seitab von dem Durchgangsverkehr in der „Langen Meile“. Sie wurden nur von Anliegern oder Besuchern benutzt. Ein Schild „Kinderspielstraße“ war nicht nötig, hier musste sowieso jeder langsam fahren. In einem der vier Ecken verborgen, mit einem Straßenanteil von knapp sieben Metern, lag unser Grundstück, ideal im Winter bei Schnee und Eis: vor unserem Haus war schnell gesäubert und geräumt!

Das Grundstück – 809 Quadratmeter groß (abzüglich der Fläche des Hauses) – bot also viel Gartengelände (Bilder 37 und 38). Der hintere Hausausgang dorthin ging auf eine mit Steinplatten belegte Terrasse. Mitten im Rasen entstand aus vier alten Eisenbahnschwellen (Bild 39) ein großer Sandkasten und aus Rohren von einem Abbruchbau zusammengeschrubt und – geschweißt ein circa sieben Meter hohes Schaukelgerüst mit Reck und Kletterstange. An deren Spitze zeigt noch heute ein Wetterhahn (Bild 40), woher der Wind weht. Eine Überlaufleitung brachte Regenwasser aus dem großen Behälter am Regenfallrohr und am Wasserhahn in die Mitte des Gemüsegartens. Auch beim Duschen ging nichts verloren, sondern floss durch einen Rost in das Sammelbecken.

Beete mit Beerensträuchern unterteilten die große Rasenfläche und den Nutzgarten, in dem Dora ihrer Leidenschaft für Gemüse und Blumen frönen konnte. Jetzt zeigte sich, was sie schon als Kind im Elternhaus und später im Studium als Hauswirtschafts- und Sportlehrerin (offiziell: Technische Lehrerin) gelernt hatte. Ihr Ziel hat sie glänzend erreicht: nicht nur die eigene Familie weitgehend mit selbst produzierten Lebensmitteln zu versorgen, sondern auch an Nachbarn und an Freunde weitergeben zu können. Noch war das Wort Ökologie nicht im Schwang. Aber man wusste es zu schätzen, wenn die Herkunft des Essens bekannt war, „ebbes Oigenes“ (schwäbisch: etwas Eigenes) auf dem Tisch zu haben. Und das nicht nur aus Sparsamkeit, obwohl das ja auch keine

schlechte Eigenschaft der Schwaben ist. Es machte einfach Spaß, zu pflanzen, zu säen, das Wachsen zu beobachten und dann ernten zu können.

Dora hatte nach Wilhelms Geburt den Dienst am 30. September 1962 quittiert (Bild 41). Mittlerweile war nämlich in Hessen endlich das Gesetz verabschiedet worden, das die Abfindung ausscheidender Beamten regelte. Dora wollte später nicht mehr in den Schuldienst zurück, auch nicht, wenn die Kinder einst groß sein würden. Also ließen wir uns „auszahlen“. Es war ein nettes Sümmchen und ersparte uns die 1. Hypothek, bei der die Zinsen und die Rückzahlung eine beträchtliche Belastung geworden wären. Nun war auch die „Mammi“ nicht mehr nötig. Der Abschied fiel ihr sehr schwer. Besonders die Kinder waren ihr ans Herz gewachsen, und auch die ließen sie sehr ungern ziehen. Immer wieder kam sie in der Folgezeit zu Besuch oder sprang gern zum Babysitten ein.

Zur Arbeitserleichterung nahmen wir nach einiger Zeit eine Haushalt-Schülerin ins Haus, die mir die Kollegin von der Haushalt-Abteilung empfohlen hatte. Mit Erika Kraft waren wir sehr zufrieden. Auch die Kinder mochten sie sehr, obwohl sie sich recht gut durchzusetzen wusste. Praktisch waren wir nun eine sechsköpfige Familie.

Insbesondere für unsere Kinder war die Flurstraße 10 ein wahres Paradies. Sogar eine kleine eigene Rodelbahn (Bild 42) hatten wir am Hang der Terrasse. Was haben wir für schöne Kindergeburtstage mit Topfschlagen und Sackhüpfen auf dem Rasen gefeiert! Ein Planschbecken und die Dusche sorgten – wenn nötig – für Abkühlung. Im Sandkasten fuhr eine alte – von Hand betriebene - Spur-0-Eisenbahn durch Tunnels. Sie war der Vorläufer unserer späteren Lehmann-Gartenbahn. Und immer wieder konnte man von den Beerensträuchern oder von den Obstbäumen eine süße Frucht naschen. Am Turngerät hingen die Waghalsigsten und kletterten bis zum Wetterhahn empor. Später in der Schule beim Sport zahlte es sich aus, wenn man manche Übung am Reck längst spielend gelernt hatte.

Auf der Straße konnte man spielen und herumtollen. Seifenkistenrennen fanden statt. Ein Holländer (Bild 43), den Großvater Vogel vor vielen Jahren für seine vier Kinder von einem Handwerker in Botenheim hatte anfertigen lassen, war nach seiner Restaurierung ein begehrtes – weil seltenes – Fahrzeug. Gleichaltrige Nachbarskinder waren noch in der Schulzeit und im Gymnasium Spielkameraden. Gleich „um das Eck herum“ war ein Sportplatz. Neben und hinter unserem Gelände befand sich eine Gärtnerei mit einer verwilderten Baumschule und einer Eibenhecke. Darin konnte man herrlich herum klettern und Versteck spielen. Was machte es aus, wenn immer wieder mal der Gärtner Pippert – von den Kindern kurz „Pippi“ genannt – mit großem Geschrei auftauchte: „Geht ihr von mei'm Ackä runnä!?“ Das erhöhte nur den Reiz! In seiner Art – und mit seiner großen Zahnücke – war er ein echtes Original.

Im Kindergarten war von unseren Kindern nur Werner, obwohl die Voraussetzung dazu sehr gut war. Er war in der Nähe unserer Dorotheenstraßen-Wohnung, die Leiterin war Schwester Gertrud, eine Diakonisse, die wir über Eva Reuling kennen gelernt hatten, und mit der wir gut befreundet waren. Warum Werner immer ablehnender wurde, ist uns nie ganz klar geworden. Er hatte immer wieder Ausreden. Mal war es zu langweilig, dann waren ihm die Lichtschalter und Türklinken zu hoch.

Und außerdem hatten wir ja zu der Zeit unsere Frau Lempp! Viele notwendige Verrichtungen wurden, wenn möglich, gemeinsam bewältigt; „Sitzen“ war eine lästige Pflicht (Bild 44) – schöner war dagegen das Baden. („Immer zu dritt! Bild 45) Werner war daheim sehr umgänglich, konnte sich lange Zeit mit sich selbst beschäftigen und spielen. Seine Lego-Sammlung wurde immer größer. Eines Tages erhielt er eine Packung Lego-Steine, von denen jeder einen anderen Buchstaben des Alphabets trug. Da fing er

an zu buchstabieren und fragte immer wieder: „... und wie heißt *der* Buchstabe?“ Schließlich legte er „H“ neben „S“ und strahlte über sein erstes Wort, das er gefunden zu haben meinte: „Has“! Mamma hatte nämlich auf seine Fragen immer wieder statt des Buchstabenlautes den Namen genannt, also bei „H“ – „das ist ein „Ha“. Das Ergebnis war, dass er gerade 5 Jahre alt war, da begann er schon zu lesen (Bild 46).

Elisabeth hatte bald eine Vorliebe für Tiere. Katzen oder Hunde wollten wir „Alten“ nicht im Haus haben. Also versuchten wir es zuerst mit einer Schildkröte (Bild 47), die unsere Freunde Cordes von einer Griechenlandreise mitgebracht hatten. Ob es ihr bei uns nicht gefiel? Es gelang ihr immer wieder, irgendwo eine Lücke in unserem Zaun zu finden. Was sollten wir tun? Ich bohrte ihr schließlich ein Loch ganz hinten in ihren Panzer. Eine lange Schnur durch dieses Loch begrenzte ihren Aktionsradius. Aber eines Tages war sie dennoch verschwunden. Nun versuchten wir es mit Meerschweinchen. Die fanden bei Elisabeth mehr Zustimmung, denn mit denen konnte man wenigstens kuscheln; das war ja bei der Schildkröte schlecht möglich.

Am Turngerüst entwickelten Elisabeth – und später auch die Brüder – beachtliche Leistungen. Vor allem an der Reckstange hingen sie bald wie die Affen im Zoo. Am meisten beliebt waren natürlich die Schaukel und die Ringe. Elisabeth war wohl die erste, die die Kletterstange anging und es bis zum Wetterhahn schaffte.

Wilhelm begeisterte sich vor allem für Autos. Diese Vorliebe hat er wohl bis zum heutigen Tag behalten. Sie bestimmten auch seinen Berufswunsch, doch das zu berichten ist Zukunftsmusik. Er war bei allen beliebt und ein lustiges, kleines Kerlchen. Seine Kusinen Elisabeth und Dorothee Reininghaus, die öfter in den Ferien bei uns zu Gast waren, hatten ihn besonders in ihr Herz geschlossen.

Bild 37
Wasserfreuden im Garten



Bild 38
Die Liegewiese

Bild 39
In der Sandkiste



*Bild 40
Turn- und Schaukelgerüst
mit Wetterhahn*



*Bild 41
Dora mit den drei Kindern
(Bad Homburg, Dorotheenstraße)*

*Bild 42
Schlittenfahren
am Haus*



*Bild 43
Hinter dem neuen Haus
- Fahrspaß mit dem
historischen Holländer*



*Bilder 44 und 45
„Immer zu Dritt“*



Bild 46
Werner liest



Bild 47
Elisabeth mit Schildkröte

Kindermund ...

Viel Freude hatten wir bei allen Dreien an ihrer Sprachentwicklung. Wenn wir an ihren Geburtstagen den Song intonierten „Viel Glück und viel Segen auf all' deinen Wegen....“, merkten wir lange nicht, dass bei dem künftigen Technikfan Wilhelm die Rede von Sägen und Wägen war. Kein Wunder: Je mehr Wagen und Autos er besaß, desto besser war es. Und Werkzeug konnte man ja auch nicht genug haben. Elisabeth hatte ihre Not, Schiff und Fisch auseinander zu halten: zu essen gab es bei ihr Schiff und auf dem Wasser schwamm der Fisch. Ist ja auch nicht leicht! Wenn Werner betete (er war zu dieser Zeit noch kein Schulbub, ging das so: „De – de – de – de - Amen!“, wobei das „ä“ bei Amen zwischen a und o lag. Wenn wir Gäste beim Essen hatten und mit „Fröhlich sei das Mittagessen!“ (Abendessen, bzw. Frühstück) begannen, unterschlug er einfach die ersten Buchstaben von fröhlich, und das hieß dann: „Ölig sei....!“

Wer das eine oder andere sagte, weiß ich schon gar nicht mehr genau. Wenn ich noch einige Beispiele nenne, so hoffe ich, dass ich die Autoren nicht verwechsle. Als beim Lesen der täglichen Losungen der Brüdergemeinde ein Liedvers aufforderte: „Kommt, lasst uns fallen auf die Knie...!“, fragte Elisabeth ganz empört: „Warum sollen wir auf die Knie fallen, das tut doch weh?“ (Noch war ihre letzte Wunde dort nicht ganz verheilt.) Sie verstand auch nicht den ‚knetigen Gott‘ (gnädigen Gott). Als ihr erster Schultag (Bild 48) nahte, meinte sie ganz entsetzt: „Ei, ich kann doch noch gar nicht lesen und schreiben!“ Sie hatte aber dann doch bald ihre „AIGENE RÄSCHTSCHREIBONG“. Ob von ihr der Karton stammte, der eines Tages auf meinem Schreibtisch lag: „HENTE HOCH!!“ – doppelt unterstrichen?

Als Wilhelm zum ersten Schulgang (Bild 49) den Schulranzen aufsetzte, meinte er zu seiner Mutter ganz traurig: „Jetzt, wo wir uns so aneinander gewöhnt haben, muss ich in die blöde Schul!“ Als Jüngster von unseren Dreien hatte er es besonders genossen, mit der Mutter daheim ganz allein zu sein, während seine beiden Geschwister in der Schule waren. Er durfte ein Jahr zuvor als Einziger mit Vater und Mutter nach Österreich fahren,

wo ich auf der romantischen Burg Finstergrün bei einer Jungmänner-Freizeit mitarbeitete. Auf der Hinfahrt unternahmen wir am Tauernpass eine Bergtour auf die Seekarspitze (2350 m) – es war übrigens meine erste Bergwanderung. Am Gipfel angekommen, fragte Wilhelm angesichts eines gewaltigen Geröllfeldes: „Wer hat denn die vielen Steine hier herauf transportiert?“ Wir wussten nicht, worüber wir mehr lachen sollten, über das „transportiert“ oder über die Frage nach den vielen Steinen. Als ihm einmal Dora Milch im Tee anbot, meinte er, das sei doch etwas für kleine Kinder. „Nein“ – erwiderte sie, – „der Großvater trinkt auch Milch im Tee, und der Großvater ist doch ein....?“ – „Schwab“, war da Wilhelms Antwort, ehe sie noch sagen konnte „alter Mann“.

Zum Schluss noch einige Beispiele aus der Knopf'schen Kinderstube: Einer der Jungen ruft: „Ich bin der Herodes!“, Elisabeth antwortet: „...und ich bin die Frau Rodes!“ – Wilhelm fragt stark interessiert: „Wird eigentlich ein Neger rot, wenn er lügt?“ – (Intelligente Frage!) – Elisabeth singt: „Danket, danket dem Herrn, d'Emma ist sehr freu-eund-lich...“ (die Emma war die Gemeindeschwester in Fichtenberg und bis heute unserer gesamten schwäbischen Verwandtschaft sehr eng verbunden. Sie hat übrigens in diesem Jahr – 2008 – ihren 102. Geburtstag gefeiert – bei beachtlicher Gesundheit für dieses Alter.

Kindermund hat für meine Selbsteinschätzung beachtliche Folgen gezeitigt: Ich habe mich lange Zeit meines Lebens selbst immer jünger gefühlt als mein reales Alter. Dies fand ein Ende durch folgenden Erlebnis: Auf dem Weg hinter unserem Haus wurden gerne Hunde „ausgeführt“. Als ich beobachtete, dass Kinder einem großen Hund regelmäßig den schmalen Grünstreifen längs unseres Zaunes für sein Geschäft zuwies und dies beim Mähen äußerst unangenehme Folgen hatte, bat ich sie, in Zukunft doch einige Meter weiter zu einem Feldstück zu gehen. Sie taten das auch. Eines Tages hörte ich, wie sie sich selbst ermahnten: „Nicht hier, das hat uns doch der alte Mann verboten!“ – Von da an war ich von meiner Einbildung geheilt.

... und „kluge“ Reden der Alten:

Der Großvater – Doras Vater – mag den „Reigen“ anführen: Natürlich war er nach alter schwäbischer Sitte nicht der Opa, sondern der Großvatter. (die 2 „t“ sind kein Schreibfehler, der der Korrektur entgangen ist). Seine berufliche Laufbahn begann als Lehrer in der einklassigen Volksschule in Botenheim bei Brackenheim in der Nähe von Heilbronn. Schulanfänger bis Schulabgänger saßen bei dieser Schulform in einer Klasse: Die älteren Schüler wurden als Hilfen beim Unterrichten der jüngeren eingesetzt. Der Begriff „Learning by doing“ war damals noch nicht erfunden, wurde aber tag-täglich praktiziert und erforderte das besondere Geschick des Pädagogen. Viele seiner kurzen Äußerungen verrieten den Erzieher: „Aus einer Verlegenheit eine Gelegenheit machen.“ Mit „Lustig und a´ Freud´ am Gschäft!“ feuerte er seine Kinder zur Arbeit an. „Was der Mensch wert ist, das widerfährt ihm“. „Viele Händ´ / machet schnell e End““. Beliebte waren bei ihm bekannte Sprichwörter wie: „Ohne Fleiß kein Preis!“ Der Ausdruck seines Erstaunens war sehr kurz: „Mei, mei!“ – Seine Prinzipien und Lebensweisheiten waren oft zu hören: „Mit dem Alten `s Neu´ erhalten!“ (ein neues Kleidungsstück z. B. wurde geschont, indem nun erst recht das alte aufgetragen werden musste). „Oimol guat g´läbt denkt oim lang!“ kam nach einem guten Essen noch vor dem Dankgebet. Hochdeutsch wechselte bei ihm immer wieder mit dem Schwäbischen. „Je länger er lag, desto fauler er ward“ – war die Warnung an den Faulpelz. „Keiner geht leer!“ – war seine Aufforderung besonders an die Kinder, wenn nach dem Essen der Tisch abgeräumt wurde. „Ich bin ein Sonnenkind und keine Schattenmorelle!“ sagte er oft, und es störte ihn nicht, dass die Sauerkirschensorte eigentlich „Chateau morelle“ hieß.

Die Familie hatte in Botenheim ihre Wohnung im ersten Stock des Schulgebäudes, das heute ein Heimatmuseum beherbergt. In der großen Pause kam der „Herr Lehrer“ hoch in die Wohnung und erhielt das von seiner Frau zubereitete Frühstück. Sie war eine geschickte Hausfrau. Sie hatte auch mit vier Kindern – alle im Schulhaus geboren – genug zu tun. Wahrscheinlich stand irgendwann einmal unter der Rubrik „Die Hausfrau von heute“ im „Blättle“, dass die Frau nicht immer in Arbeitskleidung vor ihrem Mann erschei-

nen, sondern sich immer wieder auch einmal ein wenig herausputzen solle. So band sie sich eines Morgens vor der 10-Uhr-Pause über ihr besseres Kleid die schöne weiße Spitzenschürze um, die sonst frisch gewaschen und gebügelt die ganze Zeit im Schrank lag. Der Ehemann war höchlich erstaunt und meinte in seiner trockenen Art: „No, hascht du nix zum do?“⁸⁶

Nichtsdestotrotz war er ein guter Ehemann und Vater und half noch als pensionierter Rektor in dem Doppelhaus in Heilbronn mit umgebundener Haushaltsschürze bei der Küchenarbeit. In dem kleinen Garten hinter dem Haus arbeitete er unermüdlich, und wir kamen oft aus dem Staunen nicht heraus, was er alles an Obst und Gemüse nicht nur für die eigene Küche herbei schleppte, sondern auch marmeladeneimerweise per Frachtgut an die Familien seiner Töchter versandte.

Ich weiß auch nicht, warum ich mit Sprüchen von Dora kaum aufwarten kann. Sie zitierte oft ihren Vater. Als eigene Bemerkung von ihr ist mir nur im Gedächtnis, dass sie oft meinte – wenn sie etwas zum Essen aus dem Kühlschrank holte: „Das muss man eigentlich noch nicht essen, das ist noch gut.“ Dabei meinte sie selbstverständlich nur die Reihenfolge, in der dies und jenes vor dem Verderb bewahrt werden sollte. Aber wir hatten unseren besonderen Spaß an der zum Schein ernst genommenen Äußerung.

Leichter fällt es mir, mich selbst zu zitieren; denn an einem meiner runden Geburtstage haben Werner und Wilhelm zum Spaß der fröhlichen Runde unter dem Titel „Gesammelte Worte des großen Vorsitzenden G. K.“ einen lustigen Sketch vorgetragen. Das Manuskript ist noch vorhanden. Die schönsten Blüten daraus folgen hier: Ein alter Bekannter ist zu Besuch gekommen: „Komm alter Schluri, jetzt iss erst mal was!...Sei net so sparsam mit der Butter, du machst mir ja des Messer kaputt!“ – Pause – „Willst Du noch etwas?“ – „Nein, danke!“ .- „Es ist auch nix mehr da!“ – „Gucke mal da, was ich aus der alten Nachttischlampe von der Frau Schneider gemacht habe – man meint nicht, dass e Menschenhand dran war!“ usw. usw.

⁸⁶ „Na, hast du nichts zu tun?“



*Bilder 48 und 49
Erste Schultage*



Die 60er Jahre - Studienfahrt nach Israel

In meinem bisherigen Bericht hat das 6. Jahrzehnt eigentlich schon längst begonnen. Aber dieser Zeit gebührt eine besondere Beachtung. In der Schule war ich ja nun kein Neuling mehr. An Diskussionen über die Probleme des Religionsunterrichtes an Beruflichen Schulen (BRU an BS) konnte ich mich schon beteiligen, vielleicht auch hier und da mal eine „Lippe riskieren“. Dies geschah vor allem in der Arbeitsgemeinschaft (ArGe), ein Zusammenschluss evangelischer Religionslehrer an BS, eingerichtet von der Kirchenleitung, genauer von den Katechetischen Ämtern. Ihnen oblag die Aufsicht über den RU an allen Schulen – was den Inhalt des Unterrichts betraf; disziplinarisch unterstanden wir ja der Schulbehörde, also dem Direktor. Obwohl Bad Homburg – und damit auch der dort stattfindende RU – eigentlich zum Visitationsbezirk Südnassau gehörte, besuchte ich die Arbeitsgemeinschaft im nahen Frankfurt, natürlich mit kirchenamtlicher Genehmigung. Die Zusammenkünfte fanden in etwa monatlichem Abstand statt und waren nicht das, was viele Religionslehrer (RL) eigentlich wünschten. Es ging da ziemlich lahm zu. Für den RU fiel inhaltlich, und vor allem was seine Stellung innerhalb der Schule betraf, nur wenig ab. Da waren wir aus der Referendariatszeit bei Pfr. Udo Röhrig besseres gewohnt.

1963 war eine Studienreise nach Israel geplant. Sie sollte eigentlich wegen des Klimas dort im Frühjahr oder Herbst stattfinden, wurde aber wegen des in dieser Zeit zu großen Stundenausfalls von der Schulbehörde nicht genehmigt und musste auf die Zeit der Sommerferien verlegt werden. Einige der bereits angemeldeten Teilnehmer traten aus gesundheitlichen Gründen zurück; für mich war dies nach meinen Erfahrungen in Krieg und Gefangenschaft kein Problem. Zu meiner Freude nahmen Wolfgang Cordes und seine Frau Lore (Bild 50) ebenfalls teil. Noch andere Ehefrauen waren mit von der Partie. Leider konnte meine Dora wegen der Kinder nicht dabei sein.

In Genua gingen wir an Bord der „Agamemnon“, ein beachtlich großes Passagierschiff. Wir fuhren durchs Tyrrhenische Meer an vielen, uns dem Namen nach bekannten (Caprea, Elba) und unbekanntem Inseln vorüber. Die attraktive Rauchfahne des Stromboli war noch sichtbar, als vor uns die Meerenge von Messina erschien. Und dann waren wir schon im Mittelmeer, wenn es zunächst auch noch Ionisches Meer heißt. Unvergesslich war der enge Kanal von Korinth. Hier und da hätte man fast meinen können, von Bord des Schiffes an Land springen zu können, wenn die begrenzenden Steilufer nicht zu hoch gewesen wären. Von Piräus aus hatten wir Landgang nach Athen. Es war natürlich nur eine Kostprobe, was uns da in der kurzen Zeit geboten wurde. Aber hier ist ja nicht der Platz für einen ausführlichen Reisebericht. Auch im Hafen von Rhodos ankerten wir. Motorboote brachten uns an Land. Wir schlenderten durch die Stadt zur Kreuzritterburg. Es ist schon Orient: Minarette und Bazare! Am nächsten Morgen wachten wir in Zypern auf. Im Hafen Limasol wurden einige Güter umgeladen – und weiter ging's.

Eine israelische Familie stand am Bug des Schiffes und konnte es kaum abwarten, bis das Karmel-Gebirge vor uns auftauchte: Endlich am Ziel! Das herrliche Panorama, Israels Hafenstadt Haifa, breitete sich vor uns aus. *Uns jedoch* war ein wenig bange ums Herz: Wie würden wir hier als Deutsche empfangen werden? Unser vierter Kabinengast, ein Israeli, mit dem wir uns gut verstanden hatten, verabschiedete sich von uns tröstlicherweise mit Kuss: „Shalom⁸⁷!“

Unvermeidliche Formalitäten; auch die gingen zu Ende, und wir saßen endlich im Bus zu unserem Standquartier „Haus Rosenschein“ in Naharya, ca. 20 km nördlich von Haifa, unmittelbar am Strand gelegen. Natürlich begannen viele von uns den nächsten Tag mit einem Bad im Meer.

⁸⁷ Der israelische Gruß: Frieden.

Mit unserem Reiseleiter Jossi, einem jungen, gut deutsch sprechenden, dynamischen Israeli, standen wir am Anfang einer unbeschreiblich schönen und hoch interessanten dreiwöchigen Rundreise.

Er fragte uns: „Seid ihr katholisch oder evangelisch?“ Wir ließen ihn wissen, dass wir weniger an den sogenannten „Spuren Jesu“ interessiert seien, sondern vor allem eine Begegnung mit dem jüdischen Volk wünschten und das Land kennenlernen möchten. Er war sichtlich erleichtert, und er hat uns diesen Wunsch in bewundernswerter Weise erfüllt. Es ist unmöglich, das Erlebte hier auch nur annähernd wiederzugeben.

Jossi erzählte uns daraufhin die Geschichte von dem Touristen, der meinte, er wolle Israel kennenlernen und gefragt wurde: „Und was machen Sie am Nachmittag?“ Das ist natürlich tief gestapelt. Denn so klein dieses Land ist: in umgekehrter Weise groß und unerschöpflich sind seine Wunder, und ich habe noch keinen Menschen getroffen, der dort war und nicht begeistert zurückgekehrt wäre. Ob es mir gelingt, weiter zu geben „wie es war“, wie wir es damals erlebt haben?

Damit mir nicht neuere Erkenntnisse oder Erlebnisse dieses „Damals“ verfälschen, zitiere ich am Besten aus meinem Bericht, den ich nach Rückkehr vor dem Lehrerkollegium meiner Schule gegeben habe. Zum Glück habe ich das Konzept in meinen Akten gefunden. Es besteht auf diese Weise nicht die Gefahr, dass etwas von meiner zweiten Israelreise 1987 oder von dem, was inzwischen über die Entstehung und das Verhalten dieses Staates bekannt geworden ist, in meinen jetzigen Bericht einfließt.

Als Erstes habe ich darauf hingewiesen, dass es sich nicht um eine übliche Auslandsreise gehandelt hat: nicht wegen der Bezeichnung *Heiliges Land* - auch wenn von hier Impulse ausgegangen sind, die die ganze Menschheit betreffen. Die Tatsache der *Existenz* dieses Staates ist es, was den Besucher fasziniert: Einem der ältesten Völker unseres Planeten gelingt es - wo andere Staaten untergegangen sind - „sich neu zu konsolidieren.“ Das „Da- und So-Sein“ dieses Staates ist das Wunder schlechthin in dem Sinn, wie

Ben Gurion⁸⁸ erklärte: „Wer als Politiker nicht an Wunder glaubt, ist kein Realist“. Darüber zu berichten ist schwer, wenn man nicht in den Verdacht kommen will, ein Philosemit⁸⁹ zu sein.

Das ehemals fruchtbare Land, „darin Milch und Honig fließt“ (2. Mose 3) hat etwa die Größe von Hessen, es war in den vergangenen Jahrhunderten furchtbar verkommen. Die Türken hatten es z. B. durch eine Baumsteuer fast völlig entwaldet. Die Wiederaufforstung war vor allem ein Problem des fehlenden Wassers. Eine allgemeine Berieselung der jungen Pflanzen war nicht möglich, da bei dieser Methode zu viel Wasser verdunstet wäre. So wurden „zeilenweise“ Schläuche verlegt, in denen jede Pflanze durch ein kleines Loch ihr „individuelles“ Wasser erhielt.

Andererseits mussten im oberen Jordantal, dem Huletal, ausgedehnte Sumpflandschaften entwässert werden. Jetzt ist dieses Gebiet schon lange die Kornkammer Israels. Pionierarbeit wurde vor allem geleistet durch die Gründung von Kibbuzim⁹⁰, Produktionsgemeinschaften, in denen z. T. (besonders in den sozialistisch organisierten) sogar das Privateigentum aufgehoben war. Ihnen wurde besonders hohe Effizienz nachgesagt: 4% der Kibbuzbevölkerung erbringe 60% der landwirtschaftlichen Erzeugnisse des Landes.

Da der größte Teil der nach Israel massenhaft einwandernden Juden weder handwerklich noch landwirtschaftlich gebildet war, musste er den Beruf wechseln. Man kann ja ein Land nicht allein mit Geistesarbeitern aufbauen. Zum Glück haben viele dies als eine Chance aufgefasst, mit ihrer Hände Arbeit ihr tägliches Brot zu verdienen.

⁸⁸ David Ben Gurion, 1886 – 1973, israel. Politiker, wanderte 1906 nach Palästina aus, organisierte 1935 – 48 die illegale Einwanderung jüd. Flüchtlinge, vor allem aus Deutschland. Israel. Ministerpräsident u. Verteidigungs-Min. (1948-53 u. 55-66).

⁸⁹ Angehöriger einer geistigen Bewegung, der gegenüber Juden und ihrer Religion eine unkritisch positive Haltung einnimmt.

⁹⁰ (hebr.) Mehrzahl von Kibbuz, ländliche Siedlung in Israel mit kollektiver Wirtschafts- und Lebensform.



*Bild 50
Israelfahrt
Lore und
Wolfgang Cordes*

Ein großes Problem war schon damals das Verhältnis der Juden zur palästinensischen Bevölkerung. Es wurde der ernsthafte Versuch gemacht, sie zu integrieren und eine gewisse Gleichberechtigung herzustellen. Wenn dies auf Dauer gelänge, wäre es ein gewaltiger Erfolg. Die angrenzenden nichtjüdischen Länder machten dies nämlich mit den Flüchtlingen (also ihren eigenen „Verwandten“) nicht. Im Gegenteil: Nach dem Krieg im Anschluss an die Staatsgündung Israels wurden diese in Lagern gesammelt, in denen großes Elend herrschte. Der verständliche Wunsch dieser Menschen, möglichst bald in ihre Heimat zurückkehren zu können, wurde nicht erfüllt. Mit Absicht wurde das Elend von den arabischen Anrainerstaaten instrumentalisiert mit dem Gedanken auf den noch so fernen Tag hin, an dem Israel wieder von der Landkarte verschwunden sein würde. Ganz offen lautete deren Parole (übrigens noch heute): Wir werfen die Juden ins Meer.

Dass dieses Land in theologischer Hinsicht für uns von besonderem Interesse war, braucht ja wohl nicht extra begründet zu werden. Hier kamen wir nicht zu kurz, dafür sorgte schon unser Reiseleiter Jossi, oft auch in lustigen Bemerkungen. In Jerusalem konnten wir leider nicht in die Altstadt und in den Felsendom, denn es war – wie bei uns Berlin – damals eine geteilte Stadt; ein wesentlicher Teil gehörte zu Jordanien. Aber vom Berg Zion hinab hatte man einen recht guten Überblick über das Gebiet, dessen Zugang uns versperrt war. Dort oben steht die Dormitions-Abtei, in der nach katholischer Tradition Maria „entschlafen“ sein soll. Als liegende Statue wird sie den Besuchern noch heute unter einem Baldachin in dem geräumigen Rundbau gezeigt. Ganz unbekümmert von so viel „Heiligkeit“ hatten sich in den Fensterbögen unter dem Kuppeldach israelische Soldaten hinter Sandsäcken verschanzt, weil dieser Ort für sie zur Beobachtung der palästinensischen Seite strategisch günstig war; mit Schießereien war immer mal wieder zu rechnen. Wir wurden deshalb an anderer Stelle auch dringend gewarnt, nicht hinüber zu winken oder auffällig zu fotografieren.

Nahe der Dormitions-Abtei liegen noch weitere „heilige Stätten“. Im Unterge-

schoss des Zionsmünsters, wie die Kreuzfahrer die frühere byzantinische *Hagia Zion* umbenannt hatten, wird der *Saal der Fußwaschung* gezeigt (heute als Synagoge benutzt), von dem man auch die ursprüngliche *Krypta des Hlg. Stephanus* besuchen kann. Durch einen Irrtum gilt sie heute als *Davidsggrab* und wird von Juden, Muslimen und Christen verehrt und dementsprechend auch interessierten Touristen gezeigt. Für die frühe Christengemeinde galt dieser Bau als *Haus des Johannes*, in welchem das „letzte Abendmahl“ gehalten wurde - und *Maria mit den Aposteln lebte*. Folglich wird im Obergeschoss auch das *Pfingstwunder* angenommen (Apg. 2). Jossi, dem das alles als „unhistorisch“ (wenn nicht als Schlimmeres) erschien, erklärte uns denn auch eher salopp – halb deutsch, halb englisch: „Here came der Heilige Geist gelanded“.

So kann man also auch von der „Ausgießung des Heiligen Geistes“ reden. Viele von uns hat es erheitert, andere schwebten unbeirrt in „höheren Regionen“. Aber den meisten wurde gerade hier auf dem Zionsberg und bei so unterschiedlichen Reaktionen etwas von der Vielschichtigkeit der Glaubensprobleme dreier Religionen klar und deren geschichtliche bzw. durch Traditionen geprägte Hintergründe. Niemand aber konnte auch nur annähernd vorhersehen, zu welchen Verwicklungen, Feindschaften und Terror-Szenarien es noch kommen würde.

Wehmütig schauten wir von hier oben auf die für uns unerreichbare *Altstadt* mit dem *Felsendom*, der *Aqsa-Moschee* und der *Klagemauer*, die erst 1967 wider in israelische Hand gelangte. Aber das kleine Land hatte noch genug anderes für uns zu bieten, von dem immer zu wenig sein wird, was ich hier berichten kann.

Auch nach *Mea Shearim*, dem Wohnviertel der orthodoxen Juden, führte uns Jossi, wobei er darauf hinwies, da könnten wir endlich einmal richtige⁹¹ Juden sehen! In ähnlicher Weise machte er uns vor dem Besuch von *Tel Aviv* auf dort zu sehende „untypisch“ blonde Mädchen aufmerksam, die aber trotzdem Jüdinnen seien.

⁹¹ Juden mit Pajoks (lange Schläfenhaare) und durchweg schwarzer Bekleidung (Kaftane).

Ein Erlebnis besonderer Art war die Fahrt durch den *Negev* zum *Roten Meer*. Im *Kibbuz Sede Boqer*⁹² servierte man uns stolz hier mitten in der Wüste produziertes Obst und kühle Getränke. Unvergesslich auf der Weiterfahrt die Riesen-Gelände-einbrüche *Hamakhtesh Hamagdhol* und *Maktesh Ramon*, wahre Mondlandschaften! Nicht zu vergessen auf der Weiterfahrt: *Timna*, die *Kupferbergwerke* und „*Säulen Salomos*“.

Endlich waren wir in *Elat* – am *Roten Meer*. In der Jugendherberge sollten wir übernachten (angeblich „air conditioned“ – aber nicht für alle!). Wir, die auf den zivilisatorischen Vorzug verzichten mussten, pendelten die ganze Nacht zwischen Unterkunft und Strand und tranken und tranken in unglaublichen Mengen in der Kantine, was man uns gerade an Flüssigem anbot. Wunderschön war am nächsten Tag eine Fahrt auf dem Meer in *Booten mit Glasboden*, sodass man durch das klare Wasser hindurch die merkwürdigsten Fische und herrliche Korallenriffe beobachten konnte – ein farbenprächtiges Schauspiel.

Am *Toten Meer* wanderten wir von *En Ged*⁹³ hinauf zur *Davidsquelle*, in deren Becken man schwimmen (und zugleich trinken!) konnte. Am Abend lagen wir zu dritt, das Ehepaar Cordes und ich, im Sand des Strandes und bewunderten still den unvergleichlich klar leuchtenden Sternenhimmel über uns – ein unvergessliches Erlebnis!

Ein Höhepunkt war das Zusammensein mit dem jüdischen Religionswissenschaftler und Schriftsteller *Schalom Ben-Chorin*⁹⁴. Als Dichter und theologischer

⁹² Geburtsort David Ben Gurions.

⁹³ Ein israelischer Kibbuz; im AT erwähnter Rückzugsort Davids auf der Flucht vor Saul. (1. Sam. 24, 1 u. 2)

⁹⁴ *1913 in München, Studium der Literaturgeschichte und vergleichende Religionswissenschaft; nach mehrmaligen Verhaftungen durch die Gestapo emigrierte er 1935 nach Jerusalem. Verschiedene Auszeichnungen u. a.: Leo-Baeck-Preis (1952), Buber-Rosenzweig-Medaille (1982), Das Große Bundesverdienstkreuz (1983) und der Bayerische Verdienstorden (1986); Professorentitel von der Landesregierung Baden-Württemberg (1986) u. Ehrendoktorwürde von der Universität München (1988). Sogar in unserem eg

Denker gehört er zu den maßgebenden Vorkämpfern für ein besseres Verhältnis zwischen Juden und Christen, zwischen Israelis und Deutschen.

In der *Synagoge der Hadassah-Kliniken* hat *Marc Chagall 12 Fenster* je einem Stamm Israels (= 12 Söhne Jakobs) gewidmet. Die Farbenglut dieser Fenster und ihrer Bilderwelt zu beschreiben ist unmöglich. Man erkennt in ihnen die tiefe Verwurzelung des Künstlers in der Tradition seines Volkes und seine Verbundenheit mit der Bibel und ihrer Gestalten. Übrigens kann man etwas von diesem Erlebnis ahnen, wenn man nach Mainz fährt und in der Kirche St. Stephan die ebenfalls von ihm gestalteten Fenster betrachtet – vorausgesetzt, man erwischt einen Tag mit Sonnenlicht!

An einem freien Nachmittag fuhr ich mit Lore und Wolfgang Cordes von *Naharija* aus nach *Haifa*, um ein jüdisches Ehepaar zu besuchen, dessen Adresse wir von Freunden in Deutschland hatten. Wir wurden sehr freundlich aufgenommen, und es entstand schnell eine Atmosphäre des gegenseitigen Vertrauens. Wir erfuhren viel aus ihrer Vergangenheit. Beide lebten bis zur Heirat 1938 in Deutschland. Sie war vorher vom evangelischen zum jüdischen Glauben übergetreten. Noch im selben Jahr gelang es ihnen, nach Palästina auszureisen. Die Eingewöhnung war für ihn schwer, da er nur im Bauhandwerk eine Arbeit finden konnte und körperliche Arbeit nicht gewohnt war.

Wir unterhielten uns so angeregt, dass wir gar nicht merkten, wie die Zeit vergangen war. Als wir aufbrechen und zur Bushaltestelle gehen wollten, meinte unsere Gastgeberin, es sei Sabbath, und da verkehre kein öffentliches Verkehrsmittel mehr. Was tun? Am Busbahnhof, zu dem sie uns begleitete, war gähnende Leere. Zum Glück gelang es ihr, einen palästinensischen Großraumtaxi-Fahrer aufzutreiben, der sich bereit erklärte, uns nach *Naharija* zu bringen. Es wurde eine abenteuerliche Fahrt! Auf schlechter Straße legte er ein tollkühnes Tempo vor. Fahrgäste, die immer wieder zu- und ausstiegen, kassierte er ohne die Geschwindigkeit zu verlangsamen ab, zählte die

(Landesteil 541) findet sich ein Lied von ihm: „Freunde, dass der Mandelzweig...“

Geldscheine, lenkte dabei den Wagen mit den Ellenbogen und unterhielt sich lautstark mit ihnen. Wir waren heilfroh, als wir endlich vor unserer Pension hielten und aussteigen konnten! Ein Glas Karmel-Sabbatwein entschädigte uns dann noch ein bisschen.

Es war fast schon der Abschluss der eindrucksvollen Reise, als wir in *Yad Vashem*, der Gedenkstätte für die unter dem Nationalsozialismus ermordeten Juden, uns um die lodernde Flamme versammelten und eine Reiseteilnehmerin das jüdische Bekenntnis, das *Schmah Jisrael*, in hebräisch vortrug: „Höre, Israel, der Herr, unser Gott, der Ewige ist einzig! Einzig ist unser Gott, groß unser Herr, heilig sein Name! (5. Mose 6, 4 - 9⁹⁵).

gMeine Heimkehr war weniger erfreulich: Dora musste das Bett hüten, denn sie

hatte unerträgliche Beschwerden an der Wirbelsäule. Zum Glück war Hermann Schröder, unser treuer Familien-Helfer, als „Erste Hilfe“ zur Stelle; der in der Zeit meines Fernseins am und im Haus überaus fleißig gewerkelt hatte. Bald waren auch ihre Schwester Gudrun und Schwager Peter aus Württemberg angereist und hatten die Pflege der Patientin und Versorgung der Kinder übernommen. So war sie auch schnell wieder auf den Beinen. Nun hatten wir beide dasselbe Leiden, denn auch bei mir waren die Arbeiten beim Hausbau nicht ohne Folgen geblieben. Immer wieder einmal „schoss“ die berühmte Hexe. Chiropraktische Behandlungen – immer zu zweit! – hatten wenigstens bei Dora Erfolg. Kuren über die BfA⁹⁶ seit 1966 konnten bei mir nur wenig helfen.

⁹⁵ zitiert nach dem jüdischen Gebetbuch Sidur Sefat Emex.

⁹⁶ Bundesversicherung für Angestellte.

Die Vergangenheit meldet sich: Der Auschwitz-Prozess.

Am 20. Dezember 1963 begann in Frankfurt a. M. der Auschwitz-Prozess. 20 Angeklagte mussten sich wegen Massenmordes an den Juden im Konzentrations- und Vernichtungslager Auschwitz verantworten. Es war der größte Schwurgerichtsprozess und zugleich das bedeutendste NS-Verfahren der deutschen Justizgeschichte – ein Meilenstein in der Aufarbeitung der NS-Vergangenheit. Er endete mit relativ milden Urteilen. Es ging um eine Opferzahl von mindestens 28910 Menschen, an deren Tod laut Anklage die Beschuldigten unmittelbar beteiligt waren.

Während die Nürnberger Prozesse die Führungsclique vor Gericht gebracht hatten und der Eichmann⁹⁷-Prozess 1961 in Jerusalem ein Schlaglicht auf den Typus des Einzeltäters warf, wurde mit dem Auschwitz-Prozess erstmals das tatsächliche Vernichtungsgeschehen in einem der zentralen Lager aufgearbeitet, in aller Breite, mit allen Details, mit konkreten Gesichtern.

Es ist dem hessischen Generalstaatsanwalt Fritz Bauer zu danken, dass der von ihm geplante Prozess trotz der erheblichen Widerstände, vor allem von Staatsbeamten, stattfand, die ihr Interesse am Scheitern des Verfahrens offen zum Ausdruck brachten. Der Reporter der Frankfurter Rundschau, *Thomas Gnielka*, hatte ihm das Ergebnis seiner Recherchen übersandt, die Mordlisten und Aktenvermerke, auf denen der Lagerkommandant

zu jedem einzelnen der aufgezählten Opfer auch die Namen des jeweiligen Täters verzeichnet hatte. Bauer ging es in erster Linie nicht um die Bestrafung einzelner Schuldiger; er wollte den Gesamtkomplex vor Gericht bringen, indem er die von den Nationalsozialisten beabsichtigte „Endlösung der Judenfrage“ zum Gegenstand des Verfahrens machte. Das Schicksal der in Auschwitz ermordeten Juden war ihm „der eigentliche Verhandlungsgrund“ (Protokoll, 21. 10. 1963). Er war davon überzeugt, dass nur aufgeklärt und geschichtsbewusst, in Kenntnis der Massenvernichtung, eingedenk der deutschen Untaten, mit der unvergänglichen, die Gegenwart beeinflussenden Vergangenheit noch verantwortlich zu leben war.

Die Botschaft des Prozesses schrieb der *Stern* über eine damalige Serie von Portraits der Angeklagten: „Die Mörder sind wie du und ich“ - das heißt doch wohl, dass sich deutsche Gesellschaft und NS-Täterschaft nicht säuberlich voneinander trennen ließen. Sichtbar wurde die „Anatomie des SS-Staates“ (Gutachter v. Krausnick, Buchheim, Broszat und Jacobsen). Die Verbrechen in den Lagern und der Holocaust – so das unabweisbare Ergebnis der historischen Forschung - waren „spezifische Bestandteile der nationalsozialistischen Herrschaft“ (Buchheim). So hat die Zeitgeschichtsschreibung in aufklärerischer Absicht Eingang in den Prozess gefunden und das Strafverfahren selbst hat Zeitgeschichte geschrieben.

Gegen alle Widerstände in der Justiz und alle Schuldabwehr in der deutschen Öffentlichkeit ist so durch das Verfahren das von Deutschen begangene Menschheitsverbrechen wesentlicher Teil unseres historischen Gedächtnisses geworden. Man sollte meinen, dass der Prozess auch das Ende der „Schlussstrich-Mentalität“ geworden ist. Leider kann man davon bis heute nicht reden. Immer wieder geht dies aus Pressemeldungen hervor.

⁹⁷ Eichmann, Adolf, *1906, SS-Obersturmbannführer, Handelsvertreter, ab 1939 Leiter des Judenreferats im Reichssicherheitshauptamt, organisierte im Zuge der *Endlösung der Judenfrage* den Transport jüd. Menschen in die Vernichtungslager (Konzentrationslager). E. flüchtete nach dem Krieg nach Argentinien, wurde von dort von einem israelischen Kommando nach Israel entführt und in einem Prozess am 15. 12. 1961 in Jerusalem zum Tode verurteilt (Hinrichtung am 31. 5. 1962).

Studienfahrt nach Rom 1965

Der im Oktober 1958 zum Papst gewählte Johannes XXIII⁹⁸ erwies sich trotz seines hohen Alters sehr bald als fortschrittlich und für Reformen aufgeschlossen. Besonders klar wurde dies, als er das II. Vatikanische Konzil am 25. Januar 1962 ankündigte.

Es wurde gerätselt, was wohl den neuen Papst veranlasste, ein Konzil einzuberufen. War es die äußere Gefährdung aus dem weltpolitischen Raum, die eigentlich alle Kirchen betraf? Man musste da vor allem an die Verhältnisse hinter dem Eisernen Vorhang denken. Aber auch in Südamerika und anderswo sah man sich Entwicklungen gegenüber, die die Christenheit nicht gleichgültig lassen konnten. Es zeigte sich aber bald, dass es wohl mehr die eigentümlich scharfe Kritik war, die insbesondere die römisch-katholische Kirche aus ihren eigenen Reihen erfuhr. Es waren vor allem Laien⁹⁹, die ihr mit großer Leidenschaft entgegen traten, ohne sich von ihr trennen zu wollen. Gewarnt wurde vor einer gewissen Schizophrenie, durch die Menschen, die sich zur Kirche bekennen, genötigt seien, gleichzeitig in zwei geistigen Räumen zu leben, dem Raum der Kirche und dem der modernen Welt.

Es äußerte sich der Wunsch, die Kirche solle endlich und neu ins Gespräch mit der Gegenwart eintreten. Auch solle sie dem die kirchliche Lehre immer noch bestimmendem Denken des Mittelalters absagen. Es sei hohe Zeit, sich mehr an der altchristlichen, biblischen Epoche zu orientieren. Dann sei es auch möglich,

ohne Angst vor einer Reformation endlich ein Gespräch mit der Moderne zu beginnen. Damit verbunden war die Forderung nach einer neuen Bewertung des „Laien“ in der Kirche – also die Anerkennung seiner Mündigkeit. Mit einem Wort: Man erwartete ein Reformkonzil.

Da immer noch nach den kirchenrechtlichen Bestimmungen das Konzil nur ein Beratungsorgan des Papstes war, ohne den Beschlüsse nicht in Wirkung gesetzt werden konnten, erhoffte man sich auch eine Aufwertung der Stellung der Bischöfe und ihrer Bedeutung für das Lehramt der Kirche.

Schließlich ersehnte man ein Ende des Ärgernisses der Trennung der christlichen Kirchen, vor allem weil dieses geplante Konzil ein *oekumenisches* werden sollte. Ermutigt wurde man als bekannt wurde, dass Beobachter der nicht-römisch-katholischen Kirchen zugelassen werden sollten. Die Entwicklung des *Ökumenischen Rates der Kirchen in Genf* hat hier wohl eine Rolle gespielt. In ihm haben sich ja christliche Denominationen zusammengeschlossen unter einem ähnlichen gemeinsamen Nenner wie im 19. Jahrhundert die Vereine des damaligen CVJM: *Jesus, wie ihn die Heilige Schrift bezeugt – nicht mehr, aber auch nicht weniger!* Das Sekretariat für die Einheit der Christen stand unter der Leitung des deutschen Kurienkardinals Bea S. J.

An der Vorbereitung – nicht aber am Konzil – sollten sachverständige Laien und Gelehrte aus allen Ländern und Sprachen beteiligt sein. Das klang großmütig – aber warum nicht am Konzil selbst? Bei der Lösung wichtiger Probleme werden in aller Welt Wissenschaftler und Gutachter bis zur Entscheidung bei den Beratungen hinzu gezogen. Womit wurde diese Ausnahme begründet?

Die Christenheit aller Konfessionen sah also mit gebremster Hoffnung nach Rom, auch dann noch, als Johannes XXIII. während der ersten Session am 3. Juni 1963 verstarb. Man hoffte, dass die Weichen schon in der Vorbereitung so gestellt waren, dass man entscheidende Abschwächungen kaum zu befürchten brauchte.

⁹⁸ *1881 – 1963 (3. 6.), vorher Angelo Guiseppe Roncalli, Kardinal und Patriarch von Venedig.

⁹⁹ Eine Bezeichnung von Christen in der römisch-katholischen Kirche ohne Priesterweihe; für alle anderen christlichen Gemeinschaften eine durch das dort geltende *allgemeine Priestertum* eigentlich unmögliche Bezeichnung. Außerdem hat das Wort durch Bedeutungsveränderung seinen ursprünglichen Sinn längst verloren. Heute heißt es fast schon *Nichtwischer*. - Ich bleibe jedoch bei diesem Begriff, da er (nur!) im Raum der römischen Kirche sachlich gerechtfertigt ist.

Der Leiter unseres Referendariats, Pfr. Udo Röhrig, organisierte zwei Studienfahrten nach Rom. Bei der zweiten, vom 29. September bis 10. Oktober 1965, nahm ich teil, und diesmal war meine Dora mit von der Partie. Zu unserer Freude war auch das Ehepaar Cordes dabei, zu dem sich inzwischen eine gute Freundschaft entwickelt hatte. Unterkunft fand unsere Studiengruppe, die vor allem aus Religionslehrer/Innen bestand, im Kloster der Oblaten-Augustinerinnen in der Altstadt Trastevere. Bei ihnen fanden wir eine überaus freundliche, wenn auch „moralische“¹⁰⁰ Aufnahme. Stadtbesichtigungen wechselten mit Vorträgen oder mit Veranstaltungen, die mit dem Konzil zu tun hatten. Rom für sich wäre schon eine Reise wert gewesen. Dies festzustellen, bedeutet ja eigentlich, Eulen nach Athen tragen. Für viele – auch für Dora und mich – war es das erste Mal, die Ewige Stadt zu besuchen. Eine Besonderheit war natürlich die Gleichzeitigkeit des Konzils.

Der erste von insgesamt neun Vorträgen wurde gehalten von dem offiziellen Beobachter des Oekumenischen Rates der Kirchen in Genf beim 2. Vatikanischen Konzil, Pfr. Dr. L. Vischer. Er informierte uns persönlich über den seitherigen Verlauf. Dabei nahm er Bezug auf drei Konzilstexte. Besonders interessierte uns das 1. Schema „Die religiöse Freiheit“, der Gesamtkomplex des Schemas „Kirche in der Welt“ und die Mission; es ist für die oekumenische Arbeit von besonderer Wichtigkeit. In dem Text ist es leider nicht so weit gegangen wie in der ursprünglichen Formulierung. Beim 2. und 3. fehlt die Erwähnung der anderen christlichen Kirchen. In der nachfolgenden Diskussion wurde deutlich, dass eine Gemeinsamkeit aller christlichen Kirchen noch lange nicht in Sicht war.

Ein ganzer Tag, ein Samstag, stand uns zur freien Verfügung, wo wir uns vor allem in Rom und in dem Altstadtteil Trastevere umsahen. Am darauffolgenden Sonntag nahmen wir am Gottesdienst der

¹⁰⁰ Moralisch deswegen, weil wir in getrennten Stockwerken untergebracht wurden, selbst Ehepaare. Jedoch war der entgegengesetzte Effekt die Folge: Allein wegen der gemeinsamen Koffer (Toilettenbeutel!) gab es zu unserer Belustigung ein ständiges Hin und Her.

Waldenser-Gemeinde teil, einer der protestantischen Kirchen Roms. Der anschließende Vortrag von Prof. D. Vinay von der Waldenser Fakultät zeigte uns die Probleme der christlichen Kirchen in der Minderheit gegenüber der röm. katholischen Kirche. Seit Johannes XXIII. habe sich manches geändert. Die Evangelischen würden in Arbeit und Leben jetzt nicht mehr nur zur Kenntnis genommen, sondern als Gesprächspartner gesucht. Leider fühlten sich die Evangelischen zu klein und zu schwach angesichts der so plötzlich eingetretenen neuen Situation.

Außer den weiteren Vorträgen, in denen es unter anderem um die *Judenfrage*, die *Lage der kath. Kirche in Südamerika* und die *Mission* ging, haben wir natürlich in mehreren Führungen viele Sehenswürdigkeiten der Heiligen Stadt besucht. Ich muss gestehen, dass wir, d. h. Dora und ich, eines Tages kapitulierte und schon nicht mehr recht wussten, was dies die Kirche Maria in Cosmedin, S. Maria in Monticello oder S. Maria Maggiore. Wir „seilten“ uns daher eines Nachmittags von der Gruppe ab und fuhren zum Lido, dem Strand der Römer. An diesem Badetag haben wir zwar die Führung durch die Sixtinische Kapelle und einen Vortrag versäumt. Wir waren aber dadurch in den folgenden Tagen umso aufnahmefähiger. Das zeigte sich bestimmt bei der Teilnahme an der prunkvollen Feier der Messe am Beginn der Konzilssitzung des 7. 10. in der Aula von Sankt Peter, für uns Protestanten ein Ereignis besonderer Art.

Am 9. Oktober, nach 10 Tagen der schönsten und interessantesten Erlebnisse, sagten wir den Augustinerinnen Lebewohl und vergaßen auch nicht, uns von unserem „Sankt Neon“ zu verabschieden. Es war die Statue in einer Mauernische, die zu unserer Freude als Heiligenschein eine Neon-Glasröhre trug. Dieser leuchtete - wie praktisch! - zugleich die dunkle Treppe aus. Den weiteren Verlauf des Konzils konnten wir nun mit besonderer, durch die Studienfahrt geweckter Anteilnahme, verfolgen. Dabei halfen uns die „Unterrichtungen zum Konzil“, Berichte, herausgegeben vom Konfessionkundlichen Institut in Bensheim (Bergstraße).

Schulalltag

Israel- und Romreise fanden natürlich breite Erwähnung im Unterricht, zumal die Ereignisse um dieses Land und das Konzil durch Presse und Rundfunk das besondere Interesse der Bevölkerung geweckt hatten. Wir waren ja gehalten - gemäß der Konzeption unseres Religionsunterrichtes - solche Themen zu behandeln.

Der 2. Israel-Arabische Krieg (1956) war noch in Erinnerung, da spitzten sich Anfang der 60er Jahre die Auseinandersetzungen erneut zu. Sie fanden ihren Höhepunkt im sog. Sechstage-Krieg 1967. In ihm gelang es Israel, den Gazastreifen, die Sinai-Halbinsel, die Golanhöhen, Westjordanien (die *Westbank*) und den jordanischen Teil Jerusalems zu besetzen. Immer wieder kam in diesen Tagen im Religionsunterricht die allgemeine Judenfrage hoch und veranlasste zu Fragen und Vorwürfen.

Sehr schwierig war die Behandlung des Auschwitz-Prozesses und des Holocausts allgemein. Ein kleiner Teil der Klassen wurde leicht devot¹⁰¹: Durch die Schuld, die wir auf uns geladen hatten, waren sie bereit, alles, was jüdisch war, zu verklären und sich selbst als Deutsche zu verachten. Diese Jugendlichen hatten dann oft Probleme mit der eigenen Identität. Der Hauptteil wollte schlichtweg mit diesem Thema nicht mehr konfrontiert werden. Vom trotzigem „ich bin ja nicht schuldig – was geht das *mich* an?“ - reichte die Palette bis zu antisemitischen Tendenzen. Bei der oft plakativen Konfrontation mit Leichenbergen und Gaskammern kam leicht zu kurz, wie sehr im alltäglichen Leben Ausgrenzung und Diskriminierung die Verfolgten gequält hatten.

Heute, zumal durch die Mischung von Schülern verschiedener Nationalitäten und Hautfarben in einer Klasse, ergeben sich auch andere Herausforderungen für den Unterricht. Es geht da nicht mehr in erster Linie um Historie. Für den heutigen Alltag muss aus der Vergangenheit gelernt werden. Wichtig werden: Zivilcourage, Menschlichkeit, Achtung vor dem Fremden

– warum nicht sogar Feindesliebe, und wenn sie nur als Mitempfinden mit dem Feind verstanden wird.

Immer wieder zeigte sich der große Vorteil, dass ich für meinen Unterricht ein eigenes Klassenzimmer hatte. Ich musste also nicht, wie viele meiner Kollegen in anderen Schulen, als „Handlungsreisender in religiösen Fragen“ durch die Klassen ziehen; sie kamen zu mir. Ich konnte den Raum auch speziell für meine Bedürfnisse einrichten. Tonbandgerät (damals noch etliche Kilo schwer) und Dia-Projektor mit Leinwand und Verdunkelung des Raumes konnten jederzeit eingesetzt werden. Natürlich gab es auch noch die gute, alte Tafel mit Kreide und Schwamm.

Die Versorgung des katholischen RU durch einen Kaplan war wenig befriedigend, da dieser nicht nur öfter wechselte, sondern auch durch seinen Gemeindedienst immer wieder verhindert war. Dann musste ich seine Schüler zusätzlich zu meinen übernehmen. Es war zwar in der Regel nur ein Drittel der jeweiligen Klasse. Da aber zum RU meistens zwei Klassen zusammen gefasst und dann in die zwei Konfessionen geteilt wurden, hatte ich nun zwei Klassen zu versorgen. Ich war daher froh, als es unserem Direktor gelang, endlich einen hauptamtlichen Lehrer für den katholischen RU zu finden. Es war Wendelin Allgaier. Er war etwas älter als ich und stammte aus dem Schwarzwald, wo er als Bauernbub in soliden, einfachen Verhältnissen aufgewachsen war.

Mit ihm verstand ich mich sofort sehr gut. Wir nannten uns gegenseitig „Halbbruder“. Er hatte seine Priester-Ausbildung abgebrochen. Als ich seine Frau kennenlernte, wusste ich warum. In der katholischen Kirche war es offenbar üblich – wie leider auch bei uns – einen Theologen, der sich irgend etwas hatte „zuschulden“ kommen lassen oder in Ungnade gefallen war, als Religionslehrer in die Berufsschule zu schicken. Wir empfanden das als eine grobe Missachtung unserer Schule und unseres Standes, obwohl es oft nicht gerade die Schlechtesten waren, die da zu uns kamen.

Überhaupt ist es unverständlich, welch zweifelhaften Ruf die BS in der

¹⁰¹ unterwürfig, ein übertriebenes Maß an Ergebenheit zeigend.

Öffentlichkeit hatte. Sie ist ja längst nicht mehr die alte *Sonntagsschule*¹⁰². Seit Mitte der 20er Jahre entwickelte sie sich Schritt für Schritt zu einem modernen Schulsystem ähnlich der Gesamtschule und ist nicht mehr nur für *Auszubildende* – „Azubi“ – zuständig. In ihr kann man über die Berufsfachschule (BFS) die Mittlere Reife erwerben und schließlich in der nach Berufsfeldern gegliederten gymnasialen Oberstufe sogar das Abitur erlangen. Die Zeiten sind vorbei, wo zum akademischen Studium nur der Weg über die Lateinsprache des klassischen Gymnasiums führte. Heutzutage durchlaufen über 80% aller Jugendlichen die Beruflichen Schulen. Außerdem können hier sogar Erwachsene über die Technikerschule die Qualifikation eines Technikers erwerben.

Mit Allgaier veranstaltete ich gelegentlich gemeinsame Unterrichtsstunden. Aber nicht nur mit ihm, auch mit Lehrern verschiedener Fachrichtungen, so z. B. mit dem Lehrer der Malerklasse Wolfgang Jost zusammen. Obwohl er sich als Atheist verstand, brachte er in den Religionsunterricht seiner Klasse die Kruzifix-Metallplastik eines mit ihm befreundeten Künstlers aus Bad Homburg mit, und es gab eine lebhaftige Diskussion. Oft kam es auch vor, dass ein Klassenlehrer empfahl, ein Problem, das sich in seinem Unterricht ergeben hatte und nicht rein fachlicher Natur war, besser im Religionsunterricht zu diskutieren; es stammte oft aus dem zwischenmenschlichen Bereich oder war psychologischer Art.

Vorgänge in der Weltpolitik gaben immer wieder Anlass zu Diskussionen, so zum Beispiel die den Weltfrieden bedro-

¹⁰² Sie fand tatsächlich sonntags statt und war eine kirchliche Veranstaltung für Lehrlinge. Interessant ist es dabei zu wissen, dass die Lateinschulen zu einer Zeit entstanden waren, als Latein die in ganz Europa an allen Universitäten allein verwendete Sprache war. Sie war also so etwas wie eine studienvorbereitende Schule, die ihre Bedeutung durch einen ideologischen Überbau halten wollte, als sie ihre ursprüngliche durch das Aufkommen der Landessprachen an den Universitäten einbüßte. Die Studenten verloren dadurch allerdings auch die Freizügigkeit, beispielsweise dieses Semester in Upsala und das nächste in Rom oder Lissabon oder Prag zu studieren.

hende *Kuba-Krise* 1962. Durch die auf der Insel stationierten sowjetischen, weit reichenden Raketen sahen sich die USA ernsthaft bedroht. Präsident J. F. Kennedy verlangte Abbau und Rückführung aller Raketen und Abschussrampen und verhängte eine Seeblockade. Die Welt sah sich schon wieder am Rande eines Krieges. Chruschtschow, der damalige Präsident der Sowjetunion, lenkte zum Glück Ende Oktober ein. Über den UN-Generalsekretär kam es dann zur Beilegung des Streits.

Der Fall erregte auch deshalb die westliche Bevölkerung, da es dem sowjetischen Kosmonauten Juri Gagarin¹⁰³ in einem Raumschiff am 12. April 1961 zum ersten Mal gelungen war, die Erde zu umrunden. Man traute den Russen von da an fast alles zu. Es war damals ein Erfolg ohnegleichen, und Gagarin triumphierte: „Ich war im Himmel und habe mich genau umgesehen. Es gab keine Spur von Gott“. Eine für ihn typische Bemerkung dazu wurde damals von Papst Johannes XXIII. erzählt: „Das hab´ ich mir doch gedacht!“ Es war ein gutes Thema für den RU! Die Antwort war nicht schwer: Wäre er Engländer gewesen, hätte ihm ohnehin dieser Irrtum gar nicht passieren können, denn es wäre ihm sofort aufgefallen, dass er ja nur im *sky* war und nicht im *heaven*. Leider haben die Russen und wir im Gegensatz zur englischen Sprache für den Himmel Gottes und den Himmel über uns nur ein und dasselbe Wort, obwohl sie für etwas völlig Verschiedenes stehen. Genau so unsinnig könnte ein Angler erklären: „Nun habe ich den ganzen Tag geangelt und doch keinen einzigen Vogel gefangen!“

Ein Ereignis – nicht politischer Art – bewegte 1963 vor allem in der Bundesrepublik die Gemüter. Am 24. Oktober waren eine halbe Million Kubikmeter Wasser und Schlamm aus einem durchgebrochenen Klärteich in die Eisenerzgrube von Lengede eingedrungen, in der gerade 129

¹⁰³ 1934 – 1968 (Tod durch Flugzeugabsturz). Er war zum Helden der Sowjetunion schlechthin geworden. Es gab seitdem keine russische Stadt ohne Gagarin-Straße; Sonderbriefmarken und Medaillen trugen sein Bild. Beim Start soll er die lapidare Äußerung gemacht haben: „Pajéchal!“ („Na, denn mal los“).

Kumpel arbeiteten. Die Rettungsanstrengungen der folgenden 14 Tage, das sensationelle Aufspüren und Herausholen von elf Bergleuten ist als „Wunder von Lengede“ in die Geschichte der Bundesrepublik eingegangen. Es war nämlich gelungen, ein Rohr von der Erdoberfläche aus bis zu den Eingeschlossenen vorzutreiben, durch das eine erste Verständigung möglich wurde. Durch ein zweites mit entsprechendem Durchmesser konnten dann die 11 Überlebenden ans Tageslicht geholt werden. „BILD“ ließ sich beinahe zu der blasphemischen Schlagzeile hinreißen: „Gott hat mitgebohrt“ (die Chefs des Blatts machten dann doch noch ein „Gott hat mitgeholfen“ daraus). Wenn das nicht

auch ein Thema für den Religionsunterricht war?!

In diesem Jahr erschütterte noch eine weitere Nachricht die ganze Welt: John F. Kennedy wurde am 22. November in Dallas ermordet. Als dekoriertes Kriegsheld des Zweiten Weltkrieges war er der bisher jüngste Präsident der USA. Die Wahl hatte er gewonnen mit dem Appell, die Herausforderungen einer veränderten Welt als Chance anzunehmen. In der Kuba-Krise behielt er die Nerven. Unvergessen ist sein Ausspruch bei einem Besuch in Berlin nach dem Mauerbau: „Ich bin ein Berliner!“. An seiner Seite stand damals Willy Brandt als Regierender Bürgermeister der geteilten Stadt.

Kurze Familienchronik

Ist es ein Glück, dass ich seit 1959 zum Jahreswechsel Rundbriefe nicht nur geschrieben, sondern auch gesammelt habe? Damals war es eine Notlösung, weil es nicht mehr möglich war, allein in der großen Familie – Knopf, Vogel, Reininghaus und Reuling – den Briefkontakt aufrecht zu erhalten, vom Freundeskreis ganz zu schweigen. Die Zahl der Empfänger wurde immer größer, man sieht es an der Vervielfältigungstechnik: Zuerst waren es Durchschläge auf der Schreibmaschine, dann kamen die Wachsmatrizen, dann der Kopierer und jetzt der Computer mit den Ausdrucken.

Aber nun entsteht die Frage, was soll hier berichtet werden? Ich lasse mich halt nur inspirieren und entschieße mich zu einer möglichst homöopathischen Auswahl. LeserInnen dieses Berichtes brauchen also nicht zu fürchten, dass ich nun alles wiedergebe, was in den Rundbriefen berichtet wurde. Es sind auch nicht nur FamilienDönemens, an die ich mich durchweg gerne erinnere, sondern immer wieder auch Stellungnahmen zu anderen Ereignissen, vor allem auch politischer und kirchenpolitischer Art. Die werden, wenn sie mir für diesen Bericht wichtig genug erscheinen, wieder auftauchen, denn sie sind ja auch ein Teil meines Lebens und haben mich oft genug aufgeregt – zum Glück manchmal natürlich auch gefreut.

Fange ich also im Jahr 1966 an: Doras Vater blieb nach dem Tod seiner Frau, unserer lieben Mutter und Großmutter, allein im Haus in der Heilbronner Gellertstraße wohnen. Jede seiner Töchter hätte ihn gerne aufgenommen. Aber er fühlte sich noch rüstig genug, zusammen mit Sohn Walter daheim zu bleiben, obwohl das Verhältnis Vater-Sohn äußerst problematisch war. Aber er wollte es so haben. In der Stadt Heilbronn waren ja noch Freunde und in der Umgebung seine Verwandtschaft, mit der er Verbindung halten wollte - vor allem mit seiner Schwester Luise, unserer geliebte „Dote“¹⁰⁴.

¹⁰⁴ = Patentante, Dete = Patenonkel (schwäbische Mundart).

In Dürrenzimmern betrieb sie mit ihrem Mann, dem Sohn Willi und dessen Frau eine Metzgerei. Dort machten wir gerne – möglichst mit dem Großvater – Besuche und halfen auch gelegentlich bei der Weinlese. Jedes Mal tischte die gute Dote ein umfangreiches Vesper auf. „Esset Wurscht, esset Wurscht!“ ermunterte sie uns immer wieder, „des Brot müsset mer kaufe!“ Das ließen wir uns auch nicht zweimal sagen. Nicht nur die Kinder genossen es. Als die Buben nach der Toilette fragten, führte Onkel Willy (der wahrscheinlich ihrer Zielgenauigkeit misstraute) sie hinaus an den Misthaufen und sagte: „Da rollet na!“ (das „a“ wird im Schwäbischen an dieser Stelle ja wie das französische „a“ als Nasallaut gesprochen). Und „na“ heißt so viel wie „hier hin“. Ins Hessische übersetzt heißt das also: „Da pinkelt hin!“ Die Buben verstanden nicht – oder trauten sie sich nicht? Sollten sie gar auf dem Misthaufen Purzelbäume schlagen? Das Hallo war groß, als die Mutter als Dolmetscherin auftauchte und übersetzte.

Mein Hausarzt, Mitglied unseres Kirchenvorstandes in Bad Homburg-Gonzenheim, empfahl mir, wegen möglicher Gesundheitsschäden während Kriegsdienst und Gefangenschaft durch Kuren meinen Zustand zu stabilisieren. Er war zugleich auch Vertrauensarzt der BfA. Ich stellte daraufhin sofort einen Antrag, der auch genehmigt wurde. Im Oktober 1966 war ich in Bad Sooden-Allendorf an der Werra. Die Kur bekam mir sehr gut, besonders im Hinblick auf meine Beschwerden mit dem Bronchial-Asthma und dem Rückgrat. Von da an ging ich alle zwei Jahre zur Kur, meist nach Bad Rappenu in der Nähe von Heilbronn. Dieser Kurort war sehr günstig: Er war zwar nicht sehr bekannt und schon gar nicht berühmt, aber sehr wirksam. Er existierte noch nicht lange; als aufstrebendes Unternehmen war man dort besonders bemüht, konkurrenzfähig zu sein.

Für mich persönlich war die Lage im Kraichgau schon deswegen interessant, weil rings herum Doras Verwandte wohnten: in Heilbronn die Eltern und in den Dörfern Angehörige von Doras Vater und Mutter. Da machte ich immer wieder

Besuche und half im Herbst in der Weinlese. Das war anstrengend – und sehr lustig. Aber auch von der Verwandtschaft bekam ich Besuch: Dorothee Reininghaus (Doro, eine meiner Nichten) war Lehrerin in einer Grundschule nahe Obrigheim am Neckar (bekannt durch das dortige Atomkraftwerk). Im Thermalbad gingen wir gemeinsam schwimmen, und meine Mitpatienten beneideten mich um den reizenden „Kurschatten“.

An einen dieser Doro-Besuche erinnere ich mich, bei dem wir Probleme ihres Religionsunterrichtes besprachen. Sie musste sich nämlich eine Unterstufen-Klasse mit dem Ortspfarrer teilen - eine an sich schon unmögliche Zumutung. Schlimm wurde es, als der Pfarrer in einer Klasse die Himmelfahrt Christi wie folgt erklärte: Er stellte einen Stuhl auf den Tisch des Lehrerpodiums. Dann ließ er einen Schüler über einen Stuhl auf den Tisch – und dann vom Tisch auf den darauf stehenden Stuhl klettern. Als er oben war, erklärt er der (staunenden?) Klasse, so sei Jesus zum Himmel emporgestiegen. Spannend für Doro wurde die Sache, als die Schüler in *ihrer* Religionsstunde fragten, wie das mit der Himmelfahrt sei.

Was sollte sie da sagen? Wenn ich mich recht erinnere, riet ich ihr zu einem klärenden Gespräch mit dem Pfarrer. Als der uneinsichtig war, blieb ihr nichts anderes übrig, als es abzulehnen, sich weiterhin mit ihm die Klasse zu teilen. Zum Glück ergab gerade die Notwendigkeit einer Stundenplan-Änderung die Möglichkeit, das „Problem“ auf elegante Weise zu lösen. Es war also nicht nötig, dass man in Nachbarschaft eines Atomkraftwerkes zur Klärung von Glaubensproblemen ins tiefste Mittelalter zurückfiel.

An die Grundschulzeit *meiner* Kinder habe ich nur wenig Erinnerungen. Ich betrachtete dies als ein gutes Zeichen. *Werner* hat einmal seine Mutter in erhebliche Aufregung versetzt, als er eines Morgens erklärte: „Heute gehe ich nicht in die Schule!“ Ich weiß nicht mehr, wie Doro mit dieser Situation fertig geworden ist. *Elisabeth* hat sehr schnell ihre eigenwillige RECHTSCHREIBONG überwunden und ging recht gerne in die Schule. Von *Wilhelm* ist aus dieser Zeit nichts Einschlägiges vermerkt. Leider gilt das für die Drei nicht mehr von der Zeit auf dem Gymnasium. Aber davon später!

Studenten-Unruhen

- Aufstand gegen die Nachkriegs Weltordnung -

Die „68er“

Obwohl schon vor dem 2. Weltkrieg von Vietnam die Rede war, hat dieses Problem damals wahrscheinlich im Wesentlichen nur die Franzosen beschäftigt. Sie erlitten in den 50er Jahren eine empfindliche Niederlage, als ihr Expeditionskorps in Dien Bien Phu eingeschlossen wurde und kapitulieren musste. So richtig bekannt wurden die Verhältnisse in Vietnam erst, als die amerikanische Regierung Frankreich im Rahmen ihrer antikommunistischen Eindämmungspolitik Finanzhilfe gewährte und Militärberater entsandte. Es waren offensichtlich nicht nur ein paar Berater, denn 1964 griffen die USA aktiv in den Vietnamkrieg ein durch massive Bombenangriffe auf den Nordteil des Landes. Die Brutalität des Kampfes nahm in starkem Maße zu: weite Gebiete wurden durch Entlaubung von Wäldern schwerstens betroffen. Noch heute leiden dort unzählige Menschen an Vergiftungen durch die dabei verwendeten chemischen Stoffe. Auf vietnamesischem Boden wurden mehr Bomben geworfen als im 2. Weltkrieg insgesamt!!

Dies war die Zeit, in der Jugendliche, insbesondere Studenten, in der Bundesrepublik und auch in vielen westlichen Staaten auf die Straße gingen und gegen diesen Krieg protestierten. Bei uns kam noch massive Kritik nicht nur an der Regierung, sondern an der ganzen Gesellschaft hinzu. Manchmal war es auch weniger ein Aufstand als eine geistvolle Clownerie. So sagte z. B. der Student Teufel als Angeklagter vor Gericht auf die Aufforderung des Richters aufzustehen: „Wenn es der Wahrheitsfindung dient!“ Zunächst relativ gesittet, aber zunehmend aggressiv ging es gegen die Verhältnisse an den Universitäten unter dem Motto: „Unter den Talaren der Muff von tausend Jahren“. Ihre Vorgänger waren wohl eine Minderheit unter den Jugendlichen, die „Halbstarken“ genannt. Diesen Namen hatten sie von dem Film

mit Horst Buchholz (dem deutschen James Dean)¹⁰⁵ als Freddy in der Hauptrolle. Bei ihren Demonstrationen wendeten sie sich nunmehr mit Steinen gegen „Bevormundung“ der Erwachsenen-Gesellschaft.

Man hatte nämlich auf vielen Gebieten des gesellschaftlichen Lebens am Kriegsende da wieder angefangen, wo man zuvor aufgehört hatte. Natürlich fehlte es zunächst an allen Ecken und Enden an Fachkräften. Die durch Krieg und Emigration entstandenen Lücken mussten aufgefüllt werden. Es wäre eine Chance gewesen, manche Entwicklungen ganz neu aufzunehmen, zumal ja die alte Ordnung offensichtlich nicht in der Lage war, das Verhängnis der Nazi-Regierung zu verhindern. Veränderungen mussten gewagt werden. Am deutlichsten war dies in der Politik. Selbst in höchsten Regierungsstellen tauchten alte Nazis auf; z. B. hatte Adenauer Hans Globke zuerst als Ministerialdirektor, dann ab 1953 als Staatssekretär in seiner Regierung. Dessen zweifelhafte Vergangenheit im Dritten Reich als hoher Beamter im Innenministerium und als Kommentator der Nürnberger Rassengesetze war allgemein bekannt. Und es gab viele „Globkes“, gerade auch in der im Aufbau begriffenen Bundeswehr.

Besonders schlimm und auch als grobe Ungerechtigkeit wurden diese Verhältnisse empfunden, weil andererseits gleich nach dem Krieg die von den Siegermächten initiierte Entnazifizierung stattgefunden hatte, bei der selbst der harmloseste Parteigenosse mit empfindlichen Strafen belegt worden war. So konnte z. B. mein Schwiegervater nach Kriegsende seine Rektorenstelle an einer Heilbronner Grundschule nicht weiter

¹⁰⁵ Amerikanischer Schauspieler, * 08. 02. 1931, bekannt u. a. durch die Filme „Jenseits von Eden“ u. „...denn sie wissen nicht, was sie tun“, Idol der Jugend seiner Zeit, + 1955 bei einem Autounfall.

behalten, weil er als „belastet“ galt. Was hatte er eigentlich getan? Er hatte, um anderen Mitgliedschaften in der NS-Zeit wie SA¹⁰⁶, SS¹⁰⁷, Partei usw. zu entgehen, sich zur Mitarbeit bei der NSV (Nationalsozialistische Volksfürsorge, einer Organisation zur Betreuung armer, alter, kranker oder behinderter „Volksgenossen“) bereit erklärt. Es ging – um es einfach zu sagen – nach der Methode: Die Großen lässt man laufen, die Kleinen fängt man ein.

Während also auf der einen Seite der Wohlstand wuchs und immer mehr satte Bürger (Spießbürger?) produzierte, regten sich zunehmend auch politisch Wache, die einen ehrlicheren Neuanfang wünschten. Ulrike Meinhof (1934 – 1976) veröffentlichte am Anfang in der „Stimme der Gemeinde“¹⁰⁸ Artikel, in denen sie die Verhältnisse in Staat und Gesellschaft sachlich kritisierte. Sie galt als eine der begabtesten Journalisten der Republik, war seit 1961 mit dem Herausgeber von „Konkret“, Klaus Rainer Röhl, verheiratet und – o Schreck! - heimliches Mitglied der verbotenen KPD¹⁰⁹. Zweifellos hat sie sich in der Folgezeit – vielleicht auch, weil sie fast nur auf Ablehnung stieß - in atemberaubendem Tempo radikalisiert.

Ich möchte diese Vorgänge nicht billigen – aber verstehen. Meine beiden Söhne nahmen Ende der 70er Jahre an den Demonstrationen am Frankfurter Flughafen gegen den Bau der Startbahn West teil, durch den erhebliche Teile des Frankfurter Stadtwaldes abgeholzt werden sollten (was ja auch tatsächlich dann geschah). Sie kamen völlig aufgelöst nach Hause und meinten: „Das solltet ihr einmal

erleben: Da kommen Polizisten in großer Masse auf dich zugestürmt, Helme auf mit Gesichtsmasken, Knüppel schwingend, Wasserwerfer richten ihren Strahl auf dich, der dich fast umwirft! Und warum? Weil wir verhindern wollen, dass unsere Natur immer brutaler der Technik weichen muss“. Elisabeth, die Tochter, beteiligte sich an Unternehmungen Jugendlicher gegen offensichtliche Ungerechtigkeiten in der Bad Homburger Kommunalpolitik. Auch sie wurden fast wie Kriminelle behandelt.

Ulrike Meinhof mag Ähnliches – oder noch Schlimmeres – erlebt haben; sie „verfasste daraufhin zunehmend erbarmungslose Agitprop¹¹⁰-Texte z. B. über ‚Pigs‘ (Polizisten)¹¹¹“, bis ihr Name nach Ablauf von einigen Jahren zusammen mit dem von Andreas Baader den Titel der (Baader-Meinhof) -„Bande“ gab. Sie verstand sich inzwischen als Revolutionärin.

Diese nunmehr kriminelle Vereinigung agitierte unter dem Namen „Rote Armee Fraktion“ (RAF) nicht nur politisch, sondern sie verübte Brand- und Mordanschläge an prominenten Persönlichkeiten aus Staat und Wirtschaft. In Prozessen wurden sie z. T. zu langjährigen – ja zu lebenslänglichen - Haftstrafen verurteilt. Gelegentlich glückten den noch in der Freiheit verbliebenen „GenossInnen“ sogar Befreiungsversuche. Einen gewissen Rückhalt fanden sie an der DDR, da sie sich kommunistisch gebärdeten; aber ganz koscher waren sie denen „drüben“ auch nicht. (Das geht aus Akten hervor, die nach der Wiedervereinigung bekannt wurden) – man benutzte sie eben, wie es gerade passte. Was sollten sie übrigens auch machen, als sich politisch links einzuordnen, da die Parteien, deren Arbeit sie kritisierten, politisch rechts oder in der Mitte standen?

Sicher wird es mir nicht gelingen, in der mir gebotenen Kürze das gesamte Phänomen zu schildern. Mir geht es hauptsächlich darum, einen Eindruck zu vermitteln von den damaligen Verhältnissen in unserer Bundesrepublik, soweit sie mein Leben berührten. Wir Deutschen

¹⁰⁶ Abk. für Sturmabteilung, die uniformierte polit. Kampf- und Propagandatruppe der NSDAP (Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei).

¹⁰⁷ Abk. für Schutzstaffel, 1925 entstandene Sonderorganisation zum persönlichen Schutz Hitlers und anderer NS-Funktionäre, unter ihrem Reichsführer Heinrich Himmler, 1934 Hitler direkt unterstellt. Sie erhielt während des Krieges ganz neue Aufträge (z. B. Gestapo - Geheime Staatspolizei-, Bewachung der KZ, kasernierte militärische Truppe).

¹⁰⁸ Damals periodisch erscheinende Zeitschrift, herausgegeben m. W. von der BK (Bekennende Kirche), deren Vorsitzender längere Zeit Martin Niemöller war.

¹⁰⁹ Kommunistische Partei Deutschlands.

¹¹⁰ Kurzwort aus Agitation und Propaganda (marxistisch) Beeinflussung der Massen-

¹¹¹ z. T. zitiert aus „Der Spiegel“, 39/2003, S. 54.

konnten uns natürlich nicht aus dem politischen Weltgeschehen der 60er und 70er Jahre ausklinken. Es war bestimmt vom „Kalten Krieg“, der Auseinandersetzung zwischen dem kapitalistischen Westen, bzw. der USA - und dem kommunistischen Osten, Sowjetrußland . Die Grenze in Europa ging leider mitten durch Deutschland: hier die Bundesrepublik und dort die DDR. Ansätze, uns aus diesem Streit heraus zu halten, gab es durchaus. Vielleicht wäre manches anders verlaufen, wenn man mit Leuten wie Ulrike Meinhof sofort das Gespräch gesucht hätte, statt gleich mit dem „Knüppel“ drauf zu hauen. Denn ihre Kritik war weithin durchaus berechtigt.

Wir sollten auch nicht vergessen: Es war die Springer-Presse, die erheblich zur Radikalisierung der 68er Bewegung und zur Polarisierung der Gesellschaft beigetragen hat. Sie zeichnete ein Bild der protestierenden Schüler und Studenten, das der damalige Vorsitzende der CSU, Franz Josef Strauß, noch verschärfte, indem er sie Schmeißfliegen und Ratten nannte. Es gab eigentlich nur wenig dialogfähige und -willige unter den Politikern, Professoren und Richtern. So wurden die jungen Erwachsenen immer stärker in die Rebellion getrieben. Wer das nicht bedenkt, geht fehl in der Beurteilung der damaligen Ereignisse.

U. U. hätten wir uns, wenn wir den Status eines neutralen Staates (den sogar Adenauer eine Zeit lang durchaus für sinnvoll gehalten hat) angestrebt hätten, auch das Geld zur Wiederbewaffnung für wichtigere Dinge sparen können. Gustav Heinemann hat ja einen solchen Versuch gewagt. Aber die Losung damals, mit der Wahlen gewonnen wurden, hieß: „Keine Experimente!“ Außerdem hatte bereits das Wort „Kommunist“ bei uns Deutschen den Geruch von Kriminalität. Zur sachlichen Auseinandersetzung waren nur Wenige bereit oder fähig. Für die Kirchen war „der Kommunist“ wegen seiner antichristlichen und atheistischen Einstellung weithin von vorne herein kein Gesprächspartner.

Hinzu kam, dass sich in der Welt die Schere zwischen armen und reichen Ländern immer mehr öffnete. Während bei uns und vor allem im westlichen Bereich die Menschen im Wohlstand immer dicker wurden (krankhafte Fälle natürlich ausgenommen), starben sie – und vor allem

Kinder - in der damals so genannten Dritten Welt in beängstigender Zahl vor Hunger und Auszehrung. Man gab Milliarden für Waffen aus – übrigens auch in den armen Staaten. Die vereinbarte Prozentzahl der Hilfe für die Not in der Welt dagegen wurde selten oder nie erreicht und cariativen, völlig überforderten Hilfsorganisationen zugeschoben.

Der steigende Wohlstand verdeckte die Notwendigkeit, Veränderungen zu wagen. Es ging uns ja zunehmend gut! Was sollte das viele Problematisieren? Verdrängen war die Methode, mit der man nicht nur mit der Vergangenheit, sondern auch mit den großen Weltproblemen meinte fertig werden zu können: Ein Leben in Ordnung, Arbeit und Anstand, zu Hause im Schoße der Familie – das durfte nicht gestört werden durch allzuviel Aufbruch.

In diese Zeit fiel der Besuch des Schahs von Persien in Berlin. Es war am 2. Juni 1967. Die Wahrheit um den Glamour-Kaiser aus dem Orient hatte sich herumgesprochen: die Diktatur des Reza Pahlevi, die Verfolgung Andersdenkender, Prunk und Reichtum am Hof des „Soraja- und Farah Diba-Ehemannes“. Und das alles angesichts unbeschreiblicher Armut und Not bei seinen „Untertanen“.

Viele Jugendliche, vor allem Studenten, empfanden den Widerspruch der Freiheit, die der Westen zu verteidigen vorgab zu den Repressalien, die dafür geduldet und ausgeübt wurden. Und diese Ungereimtheiten erlebten sie am Tage des Besuches des Herrschers aus Persien in besonderer Weise bei dem Polizei-Einsatz vor der Deutschen Oper in Berlin. Bis zu diesem Tag waren Studenten-Demonstrationen m. W. verhältnismäßig gewaltlos verlaufen. Nun aber hatte der Polizeipräsident (Ritterkreuzträger!) das Bild einer stinkigen Leberwurst ausgegeben, in die man mittig hinein stechen müsse, um mit ihr – den Demonstranten also! - fertig zu werden. Und diese Empfehlung haben seine Polizisten wörtlich befolgt: Eingezwängt zwischen Absperrzäunen und der Phalanx der stürmenden Polizisten verlor offenbar der Polizist Kurras die Nerven, zog seine Pistole und „stach in die Leberwurst“. Die Kugel traf den Studenten Benno Ohnesorg tödlich. Dieser Schuss ließ bei den meisten Demonstranten den Eindruck entstehen, dass „es ohne

Gewalt“ nicht gehe. Der Schütze behauptete im späteren Prozess, er sei mit einem Messer bedroht worden und habe vorher einen Warnschuss abgegeben. Ein Zeuge für diese Darstellung wurde nicht gefunden. So wurde er freigesprochen. Durch den Tod Benno Ohnesorgs entstand aus den „Tupamaros“¹¹²-West Berlin“ die „Bewegung 2. Juni“. Mit diesem merkwürdigen Namen sollte zum Ausdruck gebracht werden, dass nicht sie – die Demonstranten – die Ersten waren, die tödliche Gewalt bei Demonstrationen anwendeten.

Einige Veränderungen mussten wir in unserem Land ohnehin vornehmen. Die neue demokratische Grundordnung ließ viele Bürger erkennen, dass es hier und da so nicht weiter gehen konnte. Die Ideologie der alten Werte hatte abgewirtschaftet, und das gründlich! Treue, Gehorsam, womöglich noch unbedingter, hatten uns in den Wahnsinn des 3. Reiches hinein geführt, dessen „Früchte“ noch überall zu sehen waren. Da waren die Trümmer unserer ehemals reizvollen Städte vielleicht noch nicht einmal das Schlimmste; sie sind ja auch zum großen Teil noch schöner „auferstanden“. Die Zerstörung und Demontage unserer Fabriken und Industrien hat sich z. T. als Chance erwiesen: Wir konnten (oder mussten) z. B. da ganz neu anfangen. Mancher Engländer hat uns darum beneidet; dort musste man mit den alten Maschinen und Werkzeugen konkurrenzfähig sein. Warum haben wir uns diese Tatsache nicht zum Beispiel dienen lassen in den ideellen, weltanschaulichen und auch in den religiösen Bereichen unseres Lebens? Ansätze dazu gab es durchaus.

Insofern lagen unsere Jugendlichen – und vor allem die Studenten – mit ihrer Kritik keineswegs so verkehrt. Zu ihrem „Sturm und Drang“ hätte die Weisheit und Erfahrung der Alten hinzu treten müssen. Knüppel und Polizeigewalt waren dazu die untauglichsten Mittel. Sie trieben die vielleicht hoffnungsvolle Bewegung in die Isolation, in der sie Modelle entwickelte, die nicht mehr realitätstauglich waren.

¹¹² (span.) die Mitglieder der links gerichteten Guerilla-Bewegung Uruguays, genannt nach dem peruanischen Indianerführer *Tupac Amaro*..

Das hat natürlich auch unseren Schulalltag mehr als nur empfindlich gestört. Das Schlagwort hieß: Antiautoritäre Erziehung. Leider wurde gemäß deutscher Gründlichkeit oft das Kind mit dem Bade ausgeschüttet. Nichtautoritäre Erziehung wäre besser gewesen, aber längst nicht richtig. Denn ohne Autorität geht es auch nicht; sie muss aber wohl begründet und nicht angemaßt sein.

Es war gewiss nicht nur „Das kleine rote Schülerbuch“¹¹³, das manchen Stein ins Rollen brachte; dazu war seine Verbreitung nicht groß genug. Aber gewisse Parolen (es stammte übrigens aus Dänemark) griffen – auf welchem Weg auch immer – unsere Schüler auf. Da steht z. B. zum Thema „Religionsunterricht“ u. a.: „Wenn ihr 12 Jahre alt seid darf euch niemand zum religionsunterricht oder zum wechsel des religionsunterrichts zwingen.“ (Die Kleinschreibung ist original, GK). [...] Wenn ihr 14 Jahre alt seid, könnt ihr euch jederzeit selbst schriftlich abmelden. [...] Niemand, auch nicht die Eltern, braucht eine abmeldung zu begründen. [...] Ihr könnt fordern, dass die religionsstunden am anfang oder am ende des Schultages liegen.“

Das sind Ratschläge, deren Absicht unschwer zu erraten war, vor allem, wenn man die weiteren Kapitel las. Da wurde klar, dass man den Religionsunterricht im Bündnis mit der reformbedürftigen Gesellschaft sah. Das war schade, obwohl es leider vielfach stimmte. Eigentlich sollten wir Christen Fackelträger sein, die der Gesellschaft auf ihrem Weg in die Zukunft vorausgehen; aber wir waren leider zu oft Schleppenträger für veraltete Lebensformen.

Und darum sei es hier einmal deutlich gesagt: Konfessionsgebundener Religionsunterricht gehört eigentlich auch nicht in die moderne staatliche Schule. Sie ist nicht der Ort der missionarisch zu informierenden Schüler. In dieser Hinsicht habe ich die Konzeption des RU in der BS für richtig gehalten; sie wurde nur leider nicht konsequent genug durchgeführt: Die Aufgabe des Lehrers in diesem Fach ist diakonischer Art. Aber dazu habe ich mich schon in diesem Bericht weiter oben geäußert.

¹¹³ verlag neue kritik kg Frankfurt

Veränderungen forderten viele außerparteiliche Gruppierungen, die nicht zur RAF gehörten, sondern eher am Rande existierten. Es war eine bunt zusammen gewürfelte Gesellschaft von Pazifisten¹¹⁴, politisch Linken (links von der SPD), StudentInnen, SchülerInnen, Werk tätigen und Intellektuellen. Die „Rebellion“ hatte eigentlich schon in den 50er Jahren begonnen. Am 12. April 1957 wandten sich nämlich 18 Wissenschaftler mit der sog. Göttinger Erklärung an die Öffentlichkeit. In ihr sprach sich die Elite der bundesdeutschen Atomphysiker¹¹⁵ gegen die atomare Bewaffnung der Bundeswehr aus. Die Regierung unter Bundeskanzler Konrad Adenauer antwortete empört: „Vertrauensbruch“, die Herren hätten keine Ahnung von Politik. Heisenberg beklagte in vertrautem Kreis, dass für die Politiker, die die wichtigsten Zukunftsentscheidungen zu treffen hätten, die „Grenzen zwischen friedlicher Atomenergie und atomarer Waffentechnik fließend“ seien. „Es war interessant, dass der ganze Arbeitskreis der Meinung war: Nationale Atomwaffen wollen wir nicht“ (v. Weizsäcker). In ihrem Brief baten die Atomforscher dringend um ein Gespräch. Das Treffen, das - durch Strauß lange Zeit verzögert - endlich stattfand, wurde von den Teilnehmern später als Katastrophe bezeichnet. Auf einer Pressekonferenz (5. 4. 1957) belehrte Adenauer die Journalisten: „Unterscheiden Sie doch die taktischen und die großen atomaren Waffen“, [...] „die taktischen Waffen sind nichts weiter als die Weiterentwicklung der Artillerie...“¹¹⁶ Das aber ist genau so unsinnig, wie wenn man sagt: Das Maschinengewehr ist weiter nichts, als die Weiterentwicklung von Pfeil und Bogen.

Ich schreibe dies alles mit einer gewissen Erbitterung, weil damals von diesen Vorgängen, vor allem die Wiederbewaffnung betreffend, wenig oder gar

nichts bekannt geworden war. Erst heute, wo Archive geöffnet und ehemals geheime Akten veröffentlicht werden dürfen, kommt die Wahrheit ans Licht.

Die oben genannten Gruppen demonstrierten auch gegen *Atomenergie*, eben (nicht zuletzt) auch wegen ihrer Gefährlichkeit. Zwar hatte es die Katastrophe von Tschernobyl noch nicht gegeben; aber es war und ist bekannt, dass Atommeiler wegen des unbegrenzten Schadens, der durch sie verursacht werden kann, mit Haftpflicht gar nicht versichert werden können. Wenn ein Bürger ein noch so kleines Kraftfahrzeug auf unseren Straßen fahren will, muss er eine Haftpflichtversicherung abschließen. Wie sieht das aus bei den Betreibern von Atomkraftwerken? Wer soll für den Fall eines Unglücks haften? Mittlerweile sollten wir am Beispiel Tschernobyl erkennen, welche Schäden – und wie lange – entstehen können: 22 Jahre danach soll jetzt das zerstörte Werk in einem neuen „Sarg“ aus Stahl und Beton von der Umwelt abgeschirmt werden: ein wahnwitziges Vorhaben. Wie lange wird es halten? Und was wird dann??

Und wohin soll man mit den *radioaktiven Abfällen*? Kein stillgelegtes Bergwerk und kein Salzstock scheinen dafür geeignet. Bei denen, die dafür evtl. in Frage kämen, lehnen die Länder, in denen sie sich befinden, rundweg ab, fordern aber gleichwohl Atomkraftwerke (nach der Weise: „Heiliger St. Florian, beschirm mein Haus - zünd andre an!“ Diese Abfälle sind ja auch überhaupt nicht zu recyceln, d. h. sie können weder in einen Zustand verwandelt werden, in dem sie als ungefährliche Stoffe in den Kreislauf der Natur oder der Herstellung von Waren überführt werden, noch kann die lebensgefährliche Strahlung in absehbarer Zeit unwirksam gemacht werden. Unsere Kinder und Kindeskinde werden mit den gesamten Folgen belastet, eine wahrhaft „edle“ Verhaltensweise! Wie soll dereinst einmal ein Atom-Kraftwerk abgebaut werden? Wer soll das bezahlen angesichts der Tatsache, dass der „Rückbau“ (schönes Wort!) mehr kosten wird, als die Erstellung eines solchen Kraftwerkes? Atomstrom ist z. Zt. nur deshalb billiger, weil er subventioniert wird, d. h. der Bürger zahlt über die Steuern – und „sauber“ ist er bei den dargestellten Problemen schon gar nicht! Ein

¹¹⁴ Pazifismus = weltanschauliche Strömung, die jeden Krieg als Mittel der Politik ablehnt, Pazifist = Anhänger des P.

¹¹⁵ u. a. der Physiker und Philosoph Karl Friedrich von Weizsäcker, die Nobelpreisträger Werner Heisenberg und Otto Hahn.

¹¹⁶ Informationen betr. der „Göttinger Erklärung“, aus „Frankfurter Rundschau“ v. 12. 4. 1997, S.5, „Die Rebellion der Gewissenhaften“ von Karl-Heinz Karisch.

Atomkraftwerk pustet zwar keine giftigen Gase in die Atmosphäre wie beispielsweise ein Kohlekraftwerk; aber wenn etwas passiert, dann ist der Schaden auf Jahrhunderte hinaus unermesslich. Eine wahrhaft saubere Energie!!

Demonstriert wurde also damals gegen alle möglichen Fehlentwicklungen (und es wird zum Glück auch heute noch demonstriert). Das waren die braven Bürger aus der Weimarer Zeit nicht gewohnt. Sie, denen man heute den Vorwurf macht, sie hätten sich gegen Hitler und seine Politik nicht genug gewehrt, sollten Verständnis haben für eine Jugend, die sich zum Glück anders verhalten wollte. Weisheit aber war noch nie ihre erste Tugend gewesen.

Man wird sich wundern, dass ich – der ich durch diese „Unruhen“ nicht nur in meiner Arbeit im RU, sondern geradezu existentiell bedroht war – mich heute nicht entschiedener gegen solche Entwicklungen stelle. Das liegt daran, dass ich diese Zeilen mit einigem Abstand im Jahr 2008 schreibe. Man erinnert sich in diesen Tagen - vor allem in Presse und Fernsehen - an die Zeit vor 40 Jahren. Neu aufgewühlt wurde die Erinnerung durch das Gnadengesuch eines der damaligen Terroristen, Christian Klar.

So schwer erträglich es für das spontane Rechtsempfinden der bundesdeutschen Bürger sein mag: „Es hätte Gründe für Gnade gegeben – grundsätzliche wie politische“, und man hätte an diesem <Fall> dokumentieren können, dass wir immer noch das sind, was die meisten Bürger sein wollen: ein christlicher Staat. Oder soll gelten, was CSU-Generalsekretär Söder so plakativ zu formulieren beliebte: <Keine Gnade für den Gnadenlosen>?“. Die Frage in der deutschen Öffentlichkeit war: Wird der Bundespräsident Gnade vor Recht ergehen lassen – auch wenn viele Menschen die Ablehnung fordern?. „Das Recht setzt Strafe ins Verhältnis zur Schwere der Schuld, und es zieht die Fähigkeit eines Täters zur Einsicht und Umkehr mit ins Kalkül“. Es geht hier nicht um Milde. Sie gehört zur Reue des Täters; und die liegt im Fall Klar nicht vor. „Gnade unterscheidet sich vom geschriebenen Recht gerade dadurch, dass sie *ohne Vor- oder Gegenleistung* gewährt wird. Sie ist schon von ihrer Definition her `unverdient`, weil unabhängig

von Reue oder Umkehr. [...] ... sie macht ihrem Namen erst Ehre, *wenn gerade der Gnadenlose sie erfährt*. Der Vertreter einer ‚christlichen‘ Partei sollte das wissen, denn diese Definition hat ihre Wurzeln in der Theologie.“¹¹⁷

Die Gnade lässt sich also zutiefst christlich begründen: Sie folgt aus der Erkenntnis, dass es Gottes Güte ist, die den Menschen zur Umkehr bringt (Römerbrief Kapitel 2, Vers 4), und nicht Strafe, Drohungen, Gewalt. Dort wird zwar das Wort Buße verwendet; es heißt aber nichts anderes als Umkehr. Wenn bei der Schwere eines Verbrechens überhaupt noch etwas hilft, dann ist es letztlich die Gnade; natürlich nicht sofort nach Verkündung des Urteils (Christian Klar hat ja lange Jahre Haft verbüßt). Sie auszusprechen ist kein Zeichen von Schwäche; sie kann sich nur der Starke erlauben. Daher ist sie in unserem Recht auch nicht Sache irgend einer untergeordneten juristischen Dienststelle, sondern des höchsten Amtes im demokratischen Staat. Bei uns ist dies der Bundespräsident. Und deswegen ist der Kommentar mit Recht überschrieben „Vertane Chance“.

Der Staat hat damit auch versäumt, seine Souveränität zu dokumentieren. Er hat damals, vor 30 Jahren, besondere Gesetze für die RAF-Täter erlassen, weil er sie mehr fürchtete als all die anderen Täter. Dies ist nun Schnee von gestern. Die Begnadigung wäre ein Akt der gesellschaftlichen Befriedung gewesen. Hoffentlich ist der Grund des Versäumnisses nicht Populismus¹¹⁸.

Interessant ist ja auch, dass weithin vergessen wird, wie durch die gesamten Vorgänge - trotz der massiven kriminellen Auswüchse, die kein vernünftiger Mensch rechtfertigen möchte - hier und da doch mehr Freiheit, Offenheit, Demokratie und mancher zivilisatorische Fortschritt ausgelöst worden ist. Solche Töne hört man – zum Glück sage ich - auch in unseren Kirchen. Ich gebe zu, dass dies heute leichter zu sagen ist als damals, als die Schüler uns z. T. in Scharen davonliefen.

¹¹⁷ Zitate von Stephan Hebel aus der Frankfurter Rundschau vom 08. 05. 2007.

¹¹⁸ Versuch, die Gunst der Massen durch Anbietern zu erlangen.

Sie wurden hier und da sogar von ihren Vorgesetzten dazu ermuntert. Argumente aus vergangenen Tagen tauchten jetzt wieder auf: dass sie in der BS Schreiben, Lesen und vor allem Rechnen lernen, das war den Chefs und Meistern natürlich recht. Aber wozu RU? Anders herum argumentierten sie vor allem dann, wenn ihr Lehrling mal klaut oder betrog. Jetzt auf einmal meinten sie: „Wozu geht der Kerl (oder das ‚Weibsbild‘) in den RU?“ Da hatte die Frage allerdings einen ganz anderen Klang, denn sie meinten, da hätten wir versagt, und es sei doch vor allem unsere Aufgabe, denen Moral beizubringen. Dabei kam es sogar oft vor, dass wir bei manchen Streitfragen, die während der Lehrzeit aufkamen, die „Stifte“ ermutigen mussten, sich ja nicht *alles* gefallen zu lassen.

Jetzt aber kamen die Azubis und meinten, sie seien längst älter als 14 Jahre, also „religionsmündig“, und da könnten sie doch aus dem RU austreten. Das durften sie auch; da sie aber noch der

Schulaufsicht unterstanden, mussten sie ersatzweise in einen anderen Unterricht gehen. Das passte ihnen selbstverständlich auch nicht, denn da blieb ihnen nichts anderes übrig, als in dieser Klasse mitzuarbeiten. Dann gingen sie doch lieber in den RU.

Die Lage änderte sich dramatisch, als das Alter für die Schul-Aufsichtspflicht von 18 auf 14 Jahre herabgesetzt wurde. Jetzt musste man nicht mehr in den Ersatzunterricht; man hatte eine Freistunde. Die Schüler meldeten sich auch gar nicht mehr ab; sie blieben ganz einfach weg. Wenn dann – wie in Bad Homburg – auch noch schräg über die Straße eine Gastwirtschaft ist, was lag dann näher, als sich dort eine Pause zu gönnen? Gegen eine Freistunde war selbst der interessanteste Unterricht machtlos. Ich hatte zwar die meisten meiner Kollegen auf meiner Seite. Jetzt aber war ihre Geduld zu Ende. Fachunterricht in einer mehr oder weniger alkoholisierten Klasse, das brachte sie auf Palme. Aber was sollte man tun?

Ein Ausweg?

Günther Stiller, ein Kollege, der in Offenbach unterrichtete und der als Vikar einmal bei mir hospitiert hatte, kam auf den Gedanken, angesichts dieser Schwierigkeiten das Fernsehen im RU einzusetzen (anstelle der seitherigen Methoden, ein Thema am Anfang der Stunde „anzustoßen“). Eine tolle Idee! Ich war zwar nicht umsonst ein Jahr lang am Oberseminar in Düsseldorf auf die Kunst hin trainiert worden, möglichst schnell am Stundenanfang die Aufmerksamkeit der Schüler zu gewinnen. Da gab es phantastische Kurzgeschichten von aktuellen Schriftstellern wie Heinrich Böll, Günter Eich u. a. Mit dem Tonbandgerät konnte man eine kurze Szene vorspielen, ein Bild mit dem Diaprojektor vorstellen oder eine Bildvergrößerung an der Wandtafel aufhängen usw. usw. Aber das neueste Medium, das Fernsehen, im Unterricht einzusetzen, das hatte bis dato kaum ein Lehrer gewagt.

Aber - wo das nötige Geld dazu auftreiben, um eine solche Technik erst einmal anzuschaffen? Hier war Günther ganz groß! In der Schweiz gab es beim Ökumenischen Rat der Kirchen eine Stelle, die gebrauchte Video-Recorder anbot. Es ist ja bis heute verjährt, deshalb kann ich offen davon berichten: Eines Tages hatte Günther dort mehrere Geräte samt Monitoren organisiert. Das Geld dazu hatten wir an mehreren kirchlichen Stellen aufgetrieben. Und was das Tollste war: Ohne Zollgebühr kam er damit über die Grenze.

Das war natürlich eine Sensation: Fernsehen im Religionsunterricht der Berufsschule! Zunächst noch in schwarz-weiß – später in Farbe – mussten zuerst einmal Mitschnitte hergestellt werden. Die Bänder, ½ Zoll breit, waren noch sündhaft

teuer. Bald hatten wir je eine Anlage daheim in unserem Haus *und* in der Schule. Meine Frau nahm – vor allem an Vormittagen - Sendungen auf, die wir aus den Programmheften vorher ausgesucht hatten. Dann wurden Szenen herausgeschnitten, die wir den jeweiligen Klassen als „Aufreißer“ vorspielten. Es gab auch hier und da sehr interessante Kurzfilme, bzw. Zeichentrickfilme. Sie mussten aber kurz sein, damit noch Zeit blieb, nicht nur zum Besprechen: man musste auch zu einem Ergebnis gelangen. Das alles kam einem Hochseilkunststück im Zirkus gleich.

Es war natürlich auch der Reiz des Neuen: „Beim Knopf gibt es Fernsehen!“ Es gelang uns jedenfalls, die „Bande“ zu fesseln. Es meldeten sich bei mir nur ca. 10% ab, während an anderen Schulen im Land ganze Klassen geschlossen verschwanden. Damit konnten wir selbstverständlich nicht einverstanden sein. In der Arbeitsgemeinschaft wurde das Problem diskutiert, aber sie war auf keinen Fall der adäquate Verhandlungspartner gegenüber der staatlichen Schulbehörde. Es war auch nicht ihre Aufgabe. Es ging übrigens nicht nur um den Religionsunterricht. Für manche Kollegen/Innen stand auch ihr Beruf – und damit ihre Existenz - auf dem Spiel. Natürlich engagierten sich die Fachreferenten der evangelischen Kirchenleitung und des katholischen Episkopats. Es wurde verhandelt, aber man kam zu keinem Ergebnis. Dieser Zustand war unhaltbar: Es gab noch nie einen Lehrer, der allein auf das Interesse seiner Schüler aufbauend seinen Unterricht aufrecht erhalten musste. Bei allem Elend waren wir – da wir es hier und da doch schafften – aber auch noch stolz.

Hilf dir selbst, dann ... *- (die Verbandsgründung).*

In dieser Situation beschloss ein kleiner Kreis von 13 KollegInnen und Kollegen auf Anregung von Klaus Schuler, dem späteren 1. Vorsitzenden, einen Verband zu gründen. Er sollte neben der *Gewerkschaft für Erziehung und Wissenschaft (GEW)* oder dem *Gewerbelehrer-Verband (glb)* bei Regierung und Kirche unsere Interessen vertreten. Unter den „Gründern“ war auch das Ehepaar Cordes. Leider war es nicht möglich, diesen Schritt gemeinsam mit den Katholiken zu tun. Es gelang uns aber, in diesem Verband nicht nur für Mitglieder des Gebietes der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau (EKHN), sondern auch für die der Evangelischen Kirche von Kurhessen/Waldeck (EKKW) zuständig zu sein.

Am 16. September 1967 fand die Gründungsversammlung des Südbezirkes (Gebiet der EKHN) statt. Der Nordteil (Gebiet der EKKW) konstituierte sich später. Wir waren zahlenmäßig nicht viel: Bezirk Süd hatte an die 40 Mitglieder (in ihm war ich Vorsitzender) und der Nordbezirk (Vorsitzender Pfarrer Max Rümpler, Fulda) um die 30. Den Gesamtvorsitz hatte Klaus Schuler in Weinheim, ein ungewöhnlich rühriger und für diese Aufgabe geeigneter Kollege. Wir beantragten den Status des „Eingetragenen Vereins“, um in jeder Weise aktiv werden zu können.

Es war eine schwere Aufgabe, die wir uns da gestellt hatten. Wir befanden uns zwischen Kirche und Staat, von keiner Seite recht anerkannt; leider muss gesagt werden: am wenigsten von den Kirchen. Das war schmerzlich, aber nach unseren bisherigen Erfahrungen kaum anders zu erwarten. Ich war Anfang der 60er Jahre in den *Gesamtkirchlichen Ausschuss für den Religionsunterricht (GKA)* berufen worden, einem Gremium von Religionslehrer/Innen aus allen Schulformen, das beratende Funktion hat für die in der Kirchenleitung vorhandenen Fachreferate im Bereich der EKHN. Den Vorsitz führte der Oberkirchenrat für das Schulreferat. Das war für mich eine interessante Aufgabe, zumal die Beruflichen Schulen so etwas wie ein

Aschenputtel-Dasein auch in der Kirche führten. Es hatte sich dort offensichtlich noch nicht so richtig herumgesprochen, welche Veränderungen im beruflichem Schulwesen inzwischen eingetreten waren.

Dieser Ausschuss war also nicht der Ort, ein Umdenken zu bewirken. Durch unsere Verbandsgründung wurde man in Darmstadt – dem Sitz der KL – in aller Deutlichkeit daran erinnert, bisher zu wenig für die Beruflichen Schulen getan zu haben. Es war höchste Zeit, endlich bei den Schulbehörden vorstellig zu werden und die Erfüllung des Begriffes *Ordentliches Lehrfach* für den RU einzufordern. Wir waren um so mehr von der Berechtigung dieses Verlangens überzeugt, als unser Unterricht längst nicht mehr unter dem Verdacht stand, Mission in der Schule zu betreiben. Ob aber diese unsere Konzeption bei kirchlichen und staatlichen Behörden in ihrer Bedeutung für die dort vorhandenen Jugendlichen bekannt war? Denn diese Form als Lebenshilfe passte doch besonders gut in das Curriculum¹¹⁹ der Beruflichen Schulen!

Das hatte bereits die GEW verstanden, denn sie veranstaltete jetzt Tagungen, wo es um diese Frage ging. Auch der Gewerbelehrer-Verband (glb) setzte sich für den RU ein; aber dies tat er mit der typisch konservativen Begründung, dass der christliche Glaube nun einmal die Grundlage unserer demokratischen Grundordnung sei. Wir jedoch (und die GEW) argumentierten, dass das Problem des Menschlichen gerade in einer Zeit in die Schule gehört, in der Arbeit (und Freizeit ?) drohen, unmenschlich zu werden. Das war ja auch eine der Begründungen, mit der Jugendliche – vor allem Studenten – auf die Straße gingen und demonstrierten. „Wer sich nicht wehrt, lebt verkehrt“, war eine Losung der Gewerkschaftsjugend. (Diesen Spruch habe ich von mei-

¹¹⁹ (lat.- engl.): auf einer Theorie des Lehrens u. Lernens aufbauender Lehrplan: Lehrprogramm.

nem Sohn Wilhelm gelernt, der eine Zeit lang dort arbeitete).

Endlich, nach langem Hin und Her, zeigte sich der Kirchenpräsident der EKHN, Helmut Hild, bereit, selbst auf adäquater Ebene, also mit dem Hessischen Kultusminister, die Angelegenheit des RU, speziell den der Beruflichen Schulen, zu besprechen. Er ließ sich auch vorher von uns noch einmal kurz informieren, nahm aber nur die Kirchenräte der Kirchenleitung (für den RU) ins Ministerium mit. Schon das erregte unseren Verdacht. Warum war da nicht mindestens ein Praktiker dabei?

Der Verhandlungstermin im Kultusministerium war schon längst vorbei, und wir wussten immer noch nicht das Ergebnis. Als ich dem KP lange danach gelegentlich einer Tagung in der Arnoldshainer Akademie begegnete, versicherte ich ihm – wahrscheinlich nicht gerade im allerfreundlichsten Ton –, wie sehr uns das Problem auf den Nägeln brenne. Wir seien daher verwundert, immer noch nicht informiert worden zu sein. Er wies mich barsch ab mit der Bemerkung: „So spricht man nicht mit dem Kirchenpräsidenten!“, und ließ mich einfach stehen. Ich dachte damals nur: „... und das in der Kirche, in der „alle Glieder *eines Leibes* sind“ (1. Korinther 12, 27). Besser wäre gewesen, wenn ich ihn auf diesen unseren Glauben begründenden Tatbestand hingewiesen hätte.

Heute nehme ich an, dass er mir ohnehin nicht freundlich gesonnen war, wie überhaupt unser Verband an „höchster“ Stelle ein Ärgernis war. Auf der vorausgegangenen Tagung der Kirchensynode der EKHN mit dem Hauptthema Religionsunterricht, an der ich als „normaler“ Synodaler teilnahm – von meinem Dekanat Bad Homburg gewählt und nicht in meiner Eigenschaft als Religionslehrer –, ging es zum Teil hoch her. Natürlich hatte ich mich an der Diskussion beteiligt. Es gelang mir dabei, zusammen mit anderen Synodalen für das Religionspädagogische Studienzentrum in Schönberg/Taunus die Einrichtung eines Referates auch für Berufliche Schulen neben den anderen Schulformen durchzusetzen. Es war ein Finanzproblem, oder – so vermute ich – entsprach es nicht den Absichten der Kirchenleitung? Das Geld musste natürlich an einem anderen Etat-

posten eingespart werden. Ob ich da irgend einem Mitsynodalen „auf den Fuß getreten“ bin oder sogar dem Kirchenpräsidenten selbst? Es war nämlich nicht einzusehen, dass ausgerechnet die Schule, die von den meisten Jugendlichen unseres Landes besucht werden, dort nicht durch eine Fachkraft im Kreis der Referenten vertreten war.

Hoch her ging es eigentlich immer, wenn es in der Synode bei den Etat-Beratungen ums Geld ging. Zwar war es nun gelungen, in Schönberg (Kronberg) mit dem Religionslehrer Pfarrer Wolfgang Dietrich aus der EKKW eine Referentenstelle für die Beruflichen Schulen einzurichten. Dazu war aber auch Geld für die sachlichen Ausgaben nötig. Nun ist es aber nie so gewesen wie am Familientisch, wo jeder bekommt, bis er satt ist. Was der eine bekommt, muss oft der andere hergeben. Und wer gibt gerne her?

Da uns nie ein Ergebnis des Gespräches in Wiesbaden (Sitz der Hessischen Regierung) mitgeteilt wurde, muss ich annehmen, dass dort gar nicht über „unser“ aktuelles Problem gesprochen worden ist. Diese Vermutung wurde gestützt durch einen Brief von Klaus Schuler an mich, den ich jetzt beim Aktenstudium wieder aus der damaligen Zeit entdeckte. In ihm steht Folgendes: „... dass es in diesem Gespräch in erster Linie um allgemeine bildungspolitische Dinge ging. [...] Ich kam mir vor wie einer, der mit einer akuten Blinddarmentzündung ins Krankenhaus kommt und zusehen muss, wie sich die Herren Ärzte mit allgemeinen medizinischen Fragen beschäftigen, während dessen mein Blinddarm zu platzen droht“.

Eine wichtige Frage, mit der wir uns im Verband beschäftigten, war die der Ausbildung künftiger RL an Beruflichen Schulen. Da damit unsere Besoldung zusammenhing, verdächtigte man uns sofort, es ginge uns nur ums Geld. Natürlich sahen wir auch nicht ein, dass wir in einem nicht leichten Fach und mit mehr Unterrichtsstunden als unsere Kollegen neben uns, finanziell viel schlechter als sie gestellt waren. Uns ging es aber vor allem um eine bessere Ausbildung unseres Nachwuchses. An einer akademischen waren wir weniger interessiert. Wichtiger erschien uns eine vorausgehende Tätigkeit in irgend einem Beruf, um das Milieu

kennenzulernen, aus dem unsere Schüler/Innen kommen. Ideal fanden wir die des Oberseminars in Düsseldorf. Sie war mit 1½ Semestern auch zumutbar für Studierende, die einen Beruf erlernt oder – besser – ausgeübt hatten. Aber so lange jede/r mit ungenügenden Voraussetzungen genommen wurde, nur um irgendwo Lücken zu schließen, brauchten wir uns nicht zu wundern, wenn das Fach, das wir vertraten, unterschätzt wurde – auch in der Frage der Bezahlung derer, die es unterrichteten.

Neben uns existierte noch die Arbeitsgemeinschaft (ArGe), leider in einer gewissen Rivalität. Dazu fehlte eigentlich jede Veranlassung, denn zu ihr gehörte ja automatisch jede/r ReligionslehrerIn. Eine Arbeitsteilung mit uns hätte sehr fruchtbar sein können. Danach hätte sie sich mehr mit örtlichen Problemen (im Bereich eines Visitationsbezirkes) befassen können, um sich da gegenseitig im Hinblick auf den Unterrichtsinhalt zu helfen und Gemeinschaft im kleineren Kreis von Kolleginnen und Kollegen zu pflegen. Um diesen Zustand zu beenden beschlossen wir vom Verband, bei der nächsten Vorstandswahl der ArGe wenigstens den Vorsitz anzustreben. Das war nicht schwer, da wir ohnehin die Mehrheit und die aktiveren Mitglieder hatten. Als Kandidat wurde ich ausersehen und prompt gewählt. Nun bestand Personalunion im Vorsitz der ArGe und dem Teil des Verbandes, der als Bezirk Süd den Bereich der EKHN umfasste. Diese Lösung kam leider durch die Entwicklung der Dinge nicht mehr zum Tragen.

Mit der Zeit zeigte sich nämlich, dass wir als kleiner Verband angesichts der kaum lösbaren Probleme zu schwach waren, auf die Entwicklung unseres RU Einfluss nehmen zu können. Hinzu kam, dass eine ganze Reihe ReligionslehrerInnen das Land Hessen verließen, weil sie in anderen Bundesländern und Landeskirchen bessere Arbeits- und Anstellungsverhältnisse fanden. Dort war es hier und da sogar möglich, ins Beamtenverhältnis übernommen zu werden und damit sicherere Lebensbedingungen zu erlangen.

Auch das Ehepaar Cordes nahm ein Angebot im Raum der Rheinischen Kirche an und erhielt für beide je eine Stelle in Kirn an der Nahe. Lore Cordes hatte inzwischen 3 Semester am Oberseminar

in Düsseldorf absolviert und war somit voll anstellungsfähige Religionslehrerin geworden. Die Verhältnisse in Rheinland-Pfalz waren so verlockend, dass auch ich erwog, das „hessliche Land“ zu verlassen und in der Nähe der Cordes-Familie eine Stelle zu übernehmen.

Verschiedene Faktoren hinderten mich daran: Der Wechsel hätte bedeutet, dass unsere 5-köpfige Familie das neue Haus in Bad Homburg verlassen und in der Nähe oder am zukünftigen Dienort erneut ein Haus hätte bauen oder kaufen müssen. Außerdem waren m. E. die Unterrichtsbedingungen keineswegs so verlockend, wie es zunächst aussah. Selbst in der berufsbegleitenden Schule (also bei den Azubis) mussten Noten gegeben werden. Das war zwar eine gewisse Aufwertung des Faches, veränderte aber die freiheitliche Atmosphäre der ganzen „Veranstaltung“. Es bestand die Gefahr, dass die Schüler/Innen geneigt waren, der besseren Note willen vorsichtiger am Unterricht teilzunehmen. Die Note womöglich als Mittel der Disziplinierung oder als Ausgleich für schlechte Noten in anderen Fächern (wie in der Berufsfachschule oder in der Höheren Berufsfachschule) geben zu müssen, war mir zuwider.

Außerdem zeigte sich, dass durch das Unterrichtsmittel Fernsehen eine bessere Ausgangssituation für die einzelne Unterrichtsstunde entstanden war. Als „Pioniere“ dieser neuen Methode erhielten Günther Stiller und ich vom Land Hessen – ohne dass wir es beantragt hätten – je eine komplette Video-Anlage in Farbe und mit 1-Zoll-Band. Gegenüber der ½-Zoll Anlage, mit der wir seither in schwarz-weiß und Farbe gearbeitet hatten, sah dies zunächst wie ein gewaltiger Fortschritt aus. Wer diese komfortable Anlage dem Kultusministerium empfohlen hatte, erfuhren wir nicht. Sie war für unsere Zwecke überdimensioniert. Zum Glück hatten wir beide verständnisvolle Direktoren. Wir schlugen ihnen nämlich vor, diese Videorecorder zu verkaufen und dafür je zwei Halbzoll-Farbgeräte einzukaufen. Sie stimmten nicht zu und meinten lediglich: „Wir wissen von nichts!“ Als ich über die Dekanats-Synode noch ein teures Aufnahmegerät genehmigt erhielt, mit dem man sogar elektronische Schnitte durchführen konnte, war unsere Technik perfekt.

Ein letzter Grund hinderte mich am Wechsel: Ich war älter als die meisten meiner Religionslehrer-Kollegen im Land. Das Ende meiner Berufstätigkeit war bereits in Sicht, vor allem, wenn ich eine vorzeitige Verrentung anstrebte. So gerne ich meinen Beruf ausübte - er war wirklich die Spitze meiner gesamten Berufstätigkeit - , so war ich doch gewillt, nach den „verlorenen“ Jahren in Krieg und Gefangenschaft trotz eventueller finanzieller Nachteile die Rente früher zu beantragen.

Der Verband litt unter dem Wegzug einer Reihe seiner Mitglieder. Als im Vor-

stand die Auflösung empfohlen wurde, stimmte ich zu. Schon bei der Gründung waren wir, die Gründungsmitglieder, uns darüber einig, dass man den Verband dann auflösen sollte, wenn man Ziele durch andere bestehende Verbände besser oder wirkungsvoller verfolgen könne. Wir empfahlen daher unseren Mitgliedern, in der GEW oder im glb mitzuarbeiten und sich dort für den RU an BS einzusetzen. Damit lösten wir den Verband durch Beschluss einer außerordentlichen Mitglieder-Versammlung mit Wirkung des 1. Januar 1972 auf.

Mein Kirchen-Kampf

Der hatte ja eigentlich schon längst begonnen, wie man aus dem bisher Berichteten erkennen kann. In der Landes Synode bekam ich allmählich heraus, mit wem ich mich verbünden musste, wenn es etwas durchzusetzen galt. Am deutlichsten merkte ich das bei der Diskussion um ein Problem der sog. Dritten Welt. Aus Kirchensteuer-Mitteln sollte eine Spende in Höhe von DM 100.000 über den Ökumenischen Rat der Kirchen nach Südafrika gegeben werden. Sie war vor allem den schwarzen christlichen Gemeinden zuge-dacht, die unter der ungerechten weißen Apartheid¹²⁰-Regierung schwer zu leiden hatten. Der konservative Teil der Synode verlangte die Verpflichtung der Empfänger, dieses Geld nicht für Waffenkäufe zu verwenden. Der andere Teil betrachtete dies als eine unwürdige Bevormundung, die den Geist der Apartheid in sich trage.

Es wurde heiß gerungen, und der Streit ging bis in die einzelnen Kirchengemeinden hinein. Bei uns im Dekanat Bad Homburg musste ich als Vertreter der Gegner dieser Auflage in Gemeindeversammlungen Rede und Antwort stehen. Das hat mich wahrscheinlich die Wiederwahl bei der nächsten Legislaturperiode der Landes-Synode gekostet, denn schon mein wiederholtes Eintreten für die Belange der Beruflichen Schulen fand bei den für das Gymnasium eingestellten Synodalen wohl kaum besondere Zustimmung. In der nächsten Sitzung (am 24. Oktober 1970) fand die endgültige Abstimmung statt, bei der die Ablehnung der Verpflichtung die Mehrheit bekam. Für mich ergab sich – wie oben bereits erwähnt - dabei ein für künftige Auseinandersetzungen nützliches Kennenlernen der einzelnen Mitsynodalen im Hinblick auf ihre konservative oder mehr liberale Einstellung.

Eine große Freude war es für mich, bei den Sitzungen – und besonders bei ihren Vorbereitungen – oft mit einem

¹²⁰ (afrikaans, eigentl. „Gesondertheit“), Bez. für die von der südafrikan. Regierung praktizierte Politik der Rassentrennung zw. weißer und farbiger (also auch sog. Mischlinge) Bevölkerung.

berühmten Mann zusammen zu kommen, der in der jüngsten Geschichte der Kirchen eine große Rolle gespielt hatte, mit *Martin Niemöller*. Er gehörte zum selben Visitationsbezirk¹²¹ (Südnassau) wie unser Dekanat (Bad Homburg). Als ehemaliger KP der EKHN war er nach seiner Pensionierung mit Wohnsitz in Wiesbaden wieder Pfarrer bzw. einfaches Gemeindeglied. Es war interessant für mich, mit ihm über anliegende Probleme zu sprechen und zu beobachten, wie ihm mein Einsatz für Berufliche Schulen offensichtlich gefiel. Er war ja der erste Kirchenpräsident der EKHN nach dem 2. Weltkrieg gewesen und hat dieses Amt entscheidend geprägt. So hat er damals sich dagegen gewandt, dass in der evangelischen Kirche in Deutschland Ämter mit der Bezeichnung „Bischof“ eingeführt werden sollten. Damit hat er sich nicht durchsetzen können. Aber für sich hat er es kategorisch abgelehnt, und zwar mit der Begründung: Dieses Wort bedeute so viel wie Hirte, und er wolle es nicht mit Schafen zu tun haben. Seitdem (bis heute) steht an der Spitze der EKHN ein *Kirchenpräsident*.

Die Gonzenheimer Kirchengemeinde, die weit in das Gebiet der Stadt Bad Homburg hinein reicht, war durch Zuzug nach dem Krieg zahlenmäßig enorm gewachsen und wurde irgendwann in zwei Gemeinde-Bezirke geteilt. Deswegen bekam sie sehr bald einen Vikar, zumal der Gonzenheimer Pfarrer Schmidt zugleich Dekan war. Ende der 60er Jahre genehmigte die Kirchenleitung eine zweite Pfarrstelle, die im Amtsblatt ausgeschrieben werden sollte. Unter den Bewerbern musste der Kirchenvorstand dann wählen.

Dekan Schmidt machte in der entsprechenden Sitzung des Kirchenvorstan-

¹²¹ Im Aufbau der EKHN ist die Basis die örtliche Kirchengemeinde mit ihrem Kirchenvorstand und dem (den) Pfarrer(n), darüber das Dekanat mit Dekanats-Synode und Dekan. Dem Bischofsbereich der lutherischen Kirche entspricht der Visitationsbezirk mit dem Probst an der Spitze. Die Probstes dieser Visitationsbezirke bilden mit dem Kirchenpräsidenten das „Leitende Geistliche Amt“ – die eigentliche Kirchenleitung.

des den Vorschlag, er könne das Verfahren abkürzen, da er einen geeigneten Kandidaten gefunden habe, der sich verändern wolle und demnach zur Verfügung stände. Er stellte ihn uns persönlich vor, und im anschließenden Gespräch, in dem er zu erkennen gab, dass er ihn favorisiere, erhob sich unsererseits kein Widerspruch. Das verstand er als Zustimmung und meldete der Kirchenleitung, der Kirchenvorstand habe sich „einmütig“ für diesen Pfarrer B. ausgesprochen. Uns war von dieser Meldung zunächst nichts bekannt.

Einige Mitglieder, die gerne auf der neuen Pfarrstelle einen jungen, aktiven Kandidaten (gewissermaßen als „Kontrastprogramm“) gesehen hätten, sahen sich im Lande um. Sie besuchten auch u. a. einen jungen Pfarrer, der beschrieben wurde als „bester Mann seines Kurses“, intelligent, geeignet für Arbeit mit Jugend und „mittleren Jahrgängen“, Erfahrung im RU der Oberschule. Diese Gruppe, zu der ich gehörte, kam aber nicht zum Zug, da der Dekan inzwischen in Verhandlungen mit der Kirchenleitung vollendete Tatsachen geschaffen hatte. Das wurde deutlich, als ich den Architekten des neuen Pfarrhauses (ein früherer Besucher eines meiner Jugendkreise) zufällig traf, und der mir erzählte, er habe kürzlich bei einem Rundgang durch das neue Haus mit dem neuen Pfarrer dessen Gestaltungswünsche besprochen (Tapeten u. ä.). Da der Dekan dem KV gegenüber immer noch erklärte, „es sei noch alles offen“, erhoben einige Mitglieder bei der KL in Darmstadt Einspruch, worauf die ganze Angelegenheit platzte. Die Stelle wurde nun ordnungsgemäß im Amtsblatt der EKHN ausgeschrieben.

Leider war nach dieser Affäre mein seither sehr gutes Verhältnis zu Dekan Schmidt empfindlich gestört, und ich frage mich heute, ob unser „Aufstand“ die Sache wert war. Andererseits blieb uns damals kaum etwas anders übrig, wenn wir nach Recht und Gesetz handeln und uns nicht zu einem „Abnickverein“ degradieren lassen wollten. „Unseren“ Kandidaten bekamen wir nicht; er war nach der Kirchenordnung noch nicht wählbar. Obwohl die Stelle innerhalb der EKHN durchaus attraktiv war, meldete sich nur *ein* Kandidat, und den mussten wir nehmen. Mit ihm

kamen wir theologisch und auch sonst vom Regen in die Traufe.

Wir hatten zu dieser Zeit einen recht lebendigen Hauskreis. In ihm wurde interessant diskutiert und in bester Weise gestritten. Dora und ich fühlten uns in ihm entsprechend wohl. Der neue Pfarrer kam hinzu. Da merkten wir gleich: Er war reichlich fundamentalistisch¹²². Mit unserem guten Klima war es vorbei. Unerträglich wurde es, als er von einem Kirchentagsbesuch (Hannover ?) zurückkam und einen merkwürdigen Bericht vorlegte. An der Bibelarbeit einer Mainzer Theologie-Professorin ließ er kein gutes Haar. Es war Luise Schottroff. Zu ihr hatte ich einen guten Draht und bat sie um ihr Manuskript. Mit dem konnte ich bei der nächsten Zusammenkunft beweisen, dass manche Sätze überhaupt nicht gefallen oder falsch zitiert waren. Hätte ich um des lieben Friedens willen schweigen sollen? Mit der Wahrheit nahm es Pfr. M. offensichtlich nicht so genau. Das zeigte sich noch an anderen leicht überprüfbaren Äußerungen zur Organisation des Kirchentages.

Wenn er Frau Schottroff richtig zitiert hätte, so wäre sicher ein fruchtbares Gespräch im Kreis möglich gewesen. Aber an seiner abschließenden Bemerkung: „... von solchen Theologen werden unsere zukünftigen Pfarrer ausgebildet!“, war zu erkennen, dass ihm die ganze Richtung nicht passte. Leider war seit diesem Abend die Atmosphäre im Hauskreis noch schlechter. Auch die sonntäglichen Predigten brachten bei ihm wenig vom Evangelium. Sie waren mehr Droh- als Frohbotschaft.

Mein Vorschlag, bei Predigten und dem gesamten Gemeindeleben sich mehr auf mittlere Jahrgänge einzustellen, wurde mit der Begründung abgelehnt, dann kämen die alten nicht mehr und die mittleren womöglich auch nicht. Das galt auch bei dem neuen Pfarrer für den zweiten Gemeindebezirk. Außerdem meinte ich, es wäre gut, wenn gerade bei Predigten mehr mit Gottesdienst-Besuchern gerechnet würde, die nicht regelmäßig da sind. Dies

¹²² Im amerikan. Protestantismus Ende 19. Jahrh. entstandene Bewegung zur Abwehr des Liberalismus. Sie ist überzeugt, dass z. B. die Bibel unmittelbares Wort Gottes, wörtl. diktiert und daher irrums- u. widerspruchsfrei, ist.

ist gerade der Fall an besonderen Feiertagen wie Weihnachten, Ostern, Ewigkeitssonntag oder Volkstrauertag. Aber auch in jedem normalen Gottesdienst, in dem z. B. eine Taufe gefeiert wird, befinden sich Menschen, die kirchlichem Leben entfremdet sind. Dies ist kaum zu übersehen. Diese Gottesdienstbesucher sollten merken, dass sich in der Kirche doch einiges geändert habe gegenüber der Zeit, in der sie (vielleicht als Konfirmanden?) das letzte Mal anwesend waren. Aber - hat sich wirklich so viel geändert?

Niemöller hat einmal einen – eigentlich traurigen – Vergleich für manche kirchlichen Veranstaltungen geäußert: Sie seien vergleichbar einem Aquarium-Liebhaber, der in regelmäßigen Abständen ins Wasser guckt, mal diesen und jenen Fisch besonders betrachtet und dann weiter seinen täglichen Verrichtungen nachgeht.

Ich habe Gemeinden erlebt, da müssen Vorkonfirmanden und Konfirmanden sich nach jedem Gottesdienst von einem Mitglied des Kirchenvorstandes schriftlich bescheinigen lassen, dass sie anwesend waren. Da in der Predigt meist für sie keine Passage vorkommt, die auf ihr Niveau abgestimmt ist und sie anspricht, langweilen sie sich und müssen gelegentlich von älteren Gottesdienstbesuchern zur Ordnung gerufen werden. Kein Wunder, wenn nicht wenige bei der Konfirmation aufatmen: „Jetzt müssen wir nicht mehr sonntags in die Kirche!“

Vielleicht wundert sich der Leser dieser Zeilen über so viel unangenehme Erfahrungen und auch darüber, dass ich „da immer noch mitmache“. Die Antwort fällt mir nicht leicht. Die Kirche ist für mich kein Verein, aus dem man austritt, wenn einem der ganze Laden nicht mehr gefällt. Außerdem ist es auch nicht *die Kirche*, die ich kritisiere. Dazu habe ich in meinem bisherigen Leben zu viel Positives erlebt und ich verdanke ihr viel.

Das betrifft vor allem die Gemeinde, in der ich getauft und konfirmiert wurde. Zu ihr habe ich immer noch so etwas wie Heimatgefühle, und ein wenig Stolz ist auch mit dabei. Ein Teil meiner Vorfahren haben um ihres Glaubens willen ihre Heimat Ende des 16. Jahrhunderts (Wallonien, Holland, Frankreich) verlassen. Da muss doch etwas dran gewesen sein, wenn ein Mensch zu so etwas bereit ist!

Sie durften sich nach langer und mühsamer Irrwanderung endlich neben der kleinen Stadt Hanau ansiedeln, und zwar unter der Bedingung, dass sie eine größere Stadt errichteten. Das haben sie auch getan, die Neustadt Hanau gebaut und viele handwerkliche und künstlerische Fähigkeiten mitgebracht, von denen die Stadt heute noch zehrt. Vor allem als Kind und Jugendlicher habe ich mich in dieser Gemeinde ausgesprochen wohl gefühlt, und wer kann das von sich sagen?

Außerdem ist die Kirche für mich so etwas wie eine Mutter, die man sich ja auch nicht auswählen kann. Wie bei den leiblichen Eltern gilt dann wohl auch für sie das 4. Gebot: Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren ... Wohlverstanden heißt es „ehren“ und nicht „lieben“. Das läßt sich ja sowieso nicht befehlen. Sie ist schließlich eine menschliche und keine himmlische „Veranstaltung“, und ob Jesus sie gewollt oder gar gegründet hat, da streiten sich heute noch die Geister. Seine Kirche – der Tempel in Jerusalem – war ihm nicht gleichgültig, und er hat mit Kritik nicht gespart. Ja, er hat entgegen seiner sonstigen Gepflogenheit sogar recht unsanft die Händler vertrieben (Matth. 21, 12 ff). Was würde Jesus heute wohl dazu sagen, was sich unsere Kirche im Laufe der Jahrhunderte alles geleistet hat? Merkwürdigerweise wussten gerade da meine Schüler bestens Bescheid und haben es mir auch oft genug vorgehalten. Vor allem beanstandeten sie immer wieder, dass es nicht die Kirchen waren, die z. B. für die Erklärung der Menschenrechte und die Beseitigung des Sklaventums sorgten; ja, die in der Bekämpfung solcher Missstände oft eine zweifelhafte Rolle spielten (vorsichtig gesagt!). Da hatte ich oft keinen leichten Stand im Unterricht, denn zunächst musste ich ihnen zustimmen. Ich gab aber zu bedenken, dass es sicher kein Zufall ist, dass die notwendigen Veränderungen in unserer Welt nicht im Einflussbereich des Islam, des Buddhismus oder sonst wo erkämpft werden konnten. Schließlich ist die Kirche im Laufe der Geschichte doch immer wieder auch der Ort gewesen, von dem Erneuerung und Verbesserung ausging - jedoch wohl nur dann, wenn in ihr Menschen am Wirken waren, die auf Veränderung drängten und darauf aus waren (wie

Luther es forderte), in einer *eclesia semper reformanda*¹²³ mitzuarbeiten. Und was schleppen wir heute noch an Altem aus längst vergangenen Zeiten mit uns herum!

Wie habe ich manchmal gestöhnt, dass ich vor lauter Erläuterungen alter Begriffe und Lebensformen nicht zum Eigentlichen gekommen bin. Natürlich hat Fulbert Steffensky Recht, wenn er meint, dass vom Ritual eine geheimnisvoll-konzentrierende Kraft ausgeht. „Form und Ritual schaffen Realität, die ohne diese nicht zu haben ist“¹²⁴. Wenn aber der Inhalt durch eine noch so gute Form nicht mehr sichtbar wird, so muss eine Änderung ins Auge gefasst werden. Außerdem gibt es ja auch „eine Versklavung des Menschen durch die falsche Formel und das Zeremoniell“¹²⁵. Wer denkt da nicht an die verhängnisvolle Anwendung alter und bewährter Formen und Formeln bei den meisten pompösen Großveranstaltungen der NS-Zeit?

Wir „Alten“ lesen noch die Bibeltex-te gern, wie sie Martin Luther ins Deutsche übersetzt hat. Auch ich selbst mag sie so immer noch am liebsten. Aber wenn ich genau wissen will, „was da steht“, da greife ich selbstverständlich nach einer neuen Übersetzung. Wenn es z. B. um die sog. *Urgeschichte* (1. Mose 1, 1-11) geht, da nehme ich die von Martin Buber und

Franz Rosenzweig: „Die fünf Bücher der *Weisung*“. Dass es hier statt wie früher nicht „Gesetz“, sondern „*Weisung*“ heißt, ist hoch bedeutsam. Denn ein Gesetz ist eine harte Sache; eine Weisung ist ein freundschaftlicher Hinweis. Aus ihm spricht mehr der „Gott meines Alters“ – seine Güte und Liebe, auf die Jesus immer wieder hingewiesen hat.

Junge Leute haben mit der alten Sprache oft große Schwierigkeiten. Es ist auch wichtig zu bedenken, dass es viele Wörter gibt, die im Laufe der Jahrzehnte und Jahrhunderte ihre Bedeutung geändert – nicht nur verloren, sondern sogar ins Gegenteil verwandelt haben. Das klassische Beispiel ist das Wort *Gift*. Noch im Mittelalter freute man sich, wenn man Gift erhielt, denn es *hieß Geschenk, Gabe*. Heute ist es ein Fall für die Kriminalpolizei, wenn man jemandem Gift gibt. In der englischen Sprache hat sich die alte Wortbedeutung erhalten, ebenso im Deutschen bei *Mitgift*. Lessing¹²⁶ soll angesichts dieser Probleme vom „*Garstigen Graben der Geschichte*“ gesprochen haben. Dieser „Graben“ der Bedeutungsveränderung von Wörtern liegt nun einmal zwischen uns und der Vergangenheit, und es ist ganz und gar unsinnig, an diesen alten Wörtern heute noch zu „kleben“, besonders wenn sie in liturgischen Texten auftauchen.

¹²³ (lat.) Kirche, sich immer wieder erneuernd.

¹²⁴ aus „Das Haus, das die Träume verwaltet“ / Fulbert Steffensky - Würzburg: echter-Verlag, 1998.

9. unveränderte Auflage 2006, Seite 97.

¹²⁵ ebenda, Seite 97

¹²⁶ Gotthold Ephraim, 1729 – 1781, dt. Dichter und Kritiker, bedeutender Vertreter der Aufklärung.

Ein Blick in die Politik

Aus dem Bereich der Politik gibt es immer wieder etwas zu berichten, auch wenn es für den RU nicht relevant¹²⁷ war. Noch Ende der 60er Jahre bewegte die Weltöffentlichkeit die Ermordung *Martin Luther Kings* (1968), der als Baptistenpfarrer im Süden der USA durch sein Eintreten für die farbige Bevölkerung und als gewaltloser Kämpfer für die Bürgerrechts-Bewegung bekannt wurde. Er war mehrfach inhaftiert und erhielt 1963 den Friedensnobelpreis.

Eigentlich sollte ich noch etwas in den „60ern“ bleiben. Denn was ist da noch alles passiert! In Kürze wenigstens Folgendes: Nachdem die CDU/CSU im Bundestag die absolute Mehrheit verloren hatte, trat Adenauer im Oktober 1963 zurück. Ihn in aller Breite zu würdigen, ist hier nicht der rechte Ort. Er war ein Fuchs und konnte sehr witzig und schlagfertig sein - aber auch sehr bissig, wenn nicht gemein. Zwei Beispiele: Als Herbert Wehner (SPD) in einer Bundestagsdebatte einmal erklärte, er könne schließlich nicht verlangen, dass man auf alle seine Forderungen mit Ja und Amen antworte, meinte Adenauer, er müsse auch nicht ja und amen sagen, ihm genüge, wenn er ja sage. Willy Brandt sprach er mehrfach mit „Herr Brandt alias Frahm“ an und warf ihm damit indirekt vor, dass er in der NS-Zeit nicht in Deutschland geblieben war. Dabei war ihm bestimmt bewusst, dass es bei dieser Entscheidung für Willy Brandt (bei seiner politischen Vergangenheit) um Kopf und Kragen ging. Der „Alte von Rhöndorf“ lebte noch kurze Zeit auf seinem Wohnsitz hoch über dem Rhein - von dem er diesen Namen hatte - und verstarb im April 1964. Sein Nachfolger im Bundeskanzleramt war *Ludwig Erhard*¹²⁸.

Er war in Adenauers Kabinett Wirtschaftsminister gewesen. Ihm traute der „Chef“ nicht viel zu; dennoch ging er in die Geschichte der Bundesrepublik als der ein, der die von der sog. „Freiburger Schule“ entwickelte „Soziale Marktwirtschaft“ in die Praxis umsetzte. Leider wird sie heute im Zeichen der Globalisierung stark vernachlässigt. Er gilt allgemein als der „Vater des deutschen Wirtschaftswunders“. Aber schon 1966 musste er aufgeben, weil die FDP-Minister seines Kabinetts zurücktraten.

¹²⁷ (lat.-frz.)bedeutsam, wichtig.

¹²⁸ 1897 - 1977, dt. Politiker (CDU), Volkswirt, an der Währungsreform(1948) maßgebend beteiligt, 1949 - 1976 MdB; Vizekanzler 1957 - 63, Kriegsteilnehmer 1916 - 18, vor Ypern schwer verwundet.

Sein Nachfolger wurde *Kiesinger*¹²⁹, der vorher Ministerpräsident von Baden-Württemberg war. In Erinnerung ist mir, dass ihn die „Nazijägerin“ Beate Klarsfeld im November 1968 auf einem Bundesparteitag der CDU eine Ohrfeige gegeben und dabei laut „Nazi, Nazi, Nazi!“ gerufen hat. Sie wurde in Handschellen abgeführt und am selben Abend (!) noch wegen Beleidigung und Körperverletzung zu einem Jahr Haft ohne Bewährung verurteilt. Vier Monate später - die schallende Ohrfeige für den deutschen Regierungschef war längst um die Welt gegangen - wurde diese Strafe von der Berufungsinstanz auf vier Monate mit Bewährung herabgesetzt.

Durch ihre Tat ist bekannt geworden, dass K. jahrelang in Ribbentrops¹³⁰ Außenministerium eine für die Auslandspropaganda zuständige Abteilung geleitet hat und für die Verbindung zu Goebbels Propaganda-Maschine verantwortlich war. Es war ihr durch ihre jahrzehntelange „Jagd“ auf Nazi-Täter zu verdanken, dass sie zusammen mit ihrem Ehemann Serge nicht wenige im Versteck und unter uns lebende ehemalige NS-Schreibtisch-Täter und -Mörder vor Gericht brachte.

Kiesingers Regierung war möglich, da zusammen mit der SPD eine sog. Große Koalition gebildet werden konnte. Außenminister und Vizekanzler war Willy Brandt¹³¹. Als 1969 Gustav Heinemann mit den Stimmen der FDP zum Bundespräsidenten gewählt wurde, zeichnete sich die kommende Wende in der deutschen Politik ab.

¹²⁹ Kurt Georg, 1904 -88, dt. Politiker (CDU), Jurist, 1949 - 58 und 1969 - 80 MdB, 1958 - 66 Min.Präs v. Baden/Württemberg, 1966 - 69 Bundeskanzler, 1967 - 71 Bundesvors. d. CDU.

¹³⁰ Joachim von, *1893, schloss 1939 als dt. Außenminister den Nichtangriffspakt (1939) mit der Sowjetunion, im Nürnberger Hauptkriegsverbrecher-Prozess 1946 zum Tode verurteilt..

¹³¹ Willy, 1913 - 92, früher Herbert Frahm, dt. Politiker (SPD), 1949 - 57 und seit 1969 MdB, Journalist, emigrierte 1933 nach Norwegen, 1936 im Untergrund in Berlin, 1940 Flucht nach Schweden, 1945 Rückkehr nach Deutschland, Wiedereinbürgerung unter seinem Schriftsteller-Pseudonym Brandt, 1957 - 66 Regierender Bürgermeister von Berlin (West), 1964 - 87 Vors. der SPD, 1969 - 74 Bundeskanzler, 1976 - 92 Vorsitzender der Sozialist. Internationale.

Meine „Nebenberufe“

In der Mitte der 60er Jahre erhielt ich gleich zwei nebenberufliche Aufträge als Religionslehrer. In Bad Homburg unterhielten im Hochtaunuskreis arbeitende Obstverwertungs-Fabriken eine kleine Schule für im Bundesgebiet arbeitende Auszubildende in diesem Gewerbe. Dies geschah in Form des Blockunterrichts, d. h. der Unterricht fand mehrere Wochen lang Tag für Tag statt. Laut Gesetz musste auch Religionsunterricht erteilt werden. Die Aufgabe war für mich nicht schwer, da ich aus meinem Repertoire geeignete Stundenentwürfe verwenden konnte. Die Schüler waren erstaunlich hoch motiviert und diszipliniert. Das lag wohl auch daran, dass sie sich dessen bewusst waren, in ihrem Beruf ein Produkt herzustellen, das im Gegensatz zu den alkoholischen Getränken mit gutem Gewissen vertrieben werden konnte. Und das war auch ihr Stolz. Ein nicht geringer Vorteil für mich bestand darin, dass ich - außer der Bezahlung für die gegebenen Stunden - Obstsaft der verschiedensten Art zum Vorzugspreis erhalten konnte.

In Bad Homburg existiert noch heute seit über 100 Jahren (1899) die Maria-Ward-Schule. Ende des Jahrhunderts übernahmen von Aschaffenburg (damals Ausland: Bayern!) kommende „Englische Fräulein“ den Dreikaiserhof, ein stattliches Anwesen am Rand des Kurparks, der hier in ein größeres Waldgebiet übergeht. Es war vorher eine Kurpension, die den Namen von den Besitzern zur Erinnerung an das „Dreikaiser-Jahr 1888“ (Wilhelm I., Friedrich III und Wilhelm II.) erhalten hatte. „Englische Fräulein“ deshalb, weil die Gründerin des Ordens, Mary Ward, Engländerin war und der Orden auch dort bestand. Mit „Engeln“ hat der Name also nichts zu tun, obwohl den Schwestern die Verwechslung nicht gerade unangenehm war.

Diese Schule – heute Berufsfachschule, Realschule und Höhere Handelsschule – nimmt auch evangelische Schülerinnen auf und beweist so ökumenische Offenheit. Ihr Ruf ist weit über Bad Homburg hinaus ausgezeichnet, und es ist schon eine Empfehlung, wenn ein Mädchen bei einer Bewerbung sagen kann: „Ich komme vom Dreikaiserhof“. Natürlich

musste auch evangelischer Religionsunterricht angeboten werden, und so wurde ich gebeten, diesen Auftrag zu übernehmen.

In mehrfacher Hinsicht war dies sehr angenehm. Abgesehen von der Bezahlung (für mich als Bauherr höchst willkommen), war auch hier eine besondere Vorbereitung nicht nötig, da ich Themen aus dem Unterricht an der BS verwenden konnte. Die Gesamt-Atmosphäre gefiel mir nicht besonders, vor allem wegen der strengen Disziplin. Davon konnte ich trotzdem in meinen Stunden eher profitieren, da ich hier und da großzügig sein und mehr Freiheiten gewähren konnte. Die Schülerinnen waren sehr aufgeschlossen, und somit gab es ein gutes Unterrichts-Klima. Auch gelang es mir gelegentlich, die Rechte der Schülerinnen bei Konferenzen zu vertreten. Dennoch war ich im Kollegium der Schwestern „Hahn im Korb“, da ich - außer dem Englischlehrer - der einzige Mann war. Besonders gut verstand ich mich mit der Direktorin Mater Bernada. Mit ihr hatte ich oft sehr gute Gespräche, zumeist über Glaubensfragen. Wen wundert's? Ganz offen erklärte sie mir irgendwann einmal, sie denke sehr oft, der Herr Knopf sei ein prima Kollege; sein einziger „Fehler“ sei: er ist nicht katholisch. Darüber haben wir beide herzlich gelacht. Denn ich wusste, wie es gemeint war.

Einmal im Jahr gingen alle Klassen zum „Exerzitium“, die katholischen Schülerinnen zumeist in irgend ein Kloster. In dieser Zeit veranstaltete ich mit den evangelischen in einem Jugendheim so etwas wie eine „Freizeit“. Natürlich musste eine weibliche Lehrperson dabei sein. Dazu bat ich eine Kollegin aus meiner Berufsschule, für die diese Woche eine angenehme Unterbrechung ihres Unterrichts bedeutete. Auch da war ich wegen des Programms nicht verlegen: Aus der Zeit meiner Jugendarbeit mit Jungen gab es genug, mit dem man auch Mädchen begeistern konnte. In der Adventszeit kam sogar einmal der Nikolaus mit Knecht Ruprecht. Zwei ehemalige Mitarbeiter spielten nur allzu gerne gekonnt und mit Begeisterung diese Rollen. Und es war für alle eine Mordsgaudi.

Für eine Tätigkeit wurde ich von allen, sogar von meiner Frau, beneidet: Wenn zum Schuljahrsende die praktischen Prüfungen in der Haushaltsabteilung stattfanden, dann gehörte ich zu denen, die all die lukullischen Kostbarkeiten beurteilen „mussten“. Dazu wurden auch Honoratioren der Stadt Bad Homburg eingeladen. Und so saß ich dann gelegentlich beim Prüfungssessen neben dem Bürgermeister oder dem Landrat und bremste sie „untertänigst“ (nach eigener Erfahrung!), wenn sie allzu gerne zulangten – und dann womöglich am Ende nicht mehr „konnten“.

Ein wahrer Nebenberuf für mich war der Garten am Haus. Als wir ihn anlegten, ahnte ich nicht, wieviel „G'schäft“ (schwäbisch) mir dieses „Hobby“ einbringen würde. Es artete oft in harte Arbeit aus. Wer einen Garten hat, weiß wovon ich rede. Man sieht leider oft nur das, was man nicht getan hat. Natürlich war die Freude groß, wenn die Erntezeit nahte. Besonders für die Kinder war es schön, ein paar Himbeeren, einen reifen, dicken Pfirsich (Bild 51), Stachelbeeren oder sonst etwas Süßes da zu naschen, wo es gerade wuchs. Im Winter fassten die Obststeigen im Keller kaum all die Köstlichkeiten. Da Dora im Gemüsegarten ähnliche Erfolge erzielte, war unser Haushaltsgeld-Konto nie zu knapp.

Natürlich brachte der Tag auf diese Weise viel Arbeit – besonders für die „Hausfrau“. Wie ich hatte auch sie den Ehrgeiz, möglichst alles selbst zu machen. Mutter von drei Kindern, im Alter so dicht beieinander, war für sie keine Kleinigkeit. Da ich beruflich und durch manche Ehrenämter viel außer Haus war, trug sie so gut wie die gesamte Verantwortung. Kuren, wie ich sie alle zwei Jahre genießen konnte, waren für sie vor allem wegen der Kinder nicht denkbar. Es musste über kurz oder lang eine bessere Lösung gefunden werden. Wenn sie hier und da stöhnte, versprach ich ihr, dass eine gründliche Änderung spätestens beim Beginn meiner Rentenzeit eintreten würde. Und die war ja nicht mehr fern!

In der Schule war das tägliche Durcheinander allmählich zur Ordnung geworden, an die man sich gewöhnen musste. Das Fernsehen im Klassenzimmer brachte nicht die erhoffte Konzentration auf das Wesentliche des Religionsunterrichtes. Es wurde zur Versuchung,

Schülerwünschen nachzugeben und hier und da einen ganzen Film vorzuführen, ohne die in ihm behandelten Probleme zu besprechen. Für die gesamte Schule wurde ich immer mehr zu dem Fernsehfachmann, der auf Wunsch der Kollegen Sendungen mitschnitt, sie dann für ihren Unterricht aufbereitete und ihnen zur Verfügung stellte. Wie schon erwähnt, war das an Vormittagen Doras Sache. Ich aber erhielt für diese Tätigkeit Stundenermäßigung, übrigens auch nach amtsärztlichem Attest aus „gesundheitlichen Gründen“. Schließlich bot ich mit einem ausführlichem Aushang Mitschnitte an, die ich selbst (oder Dora) aus dem wöchentlichen Schulprogramm aus eigenem Gutdünken oder auf Wunsch der Kollegen herstellte.

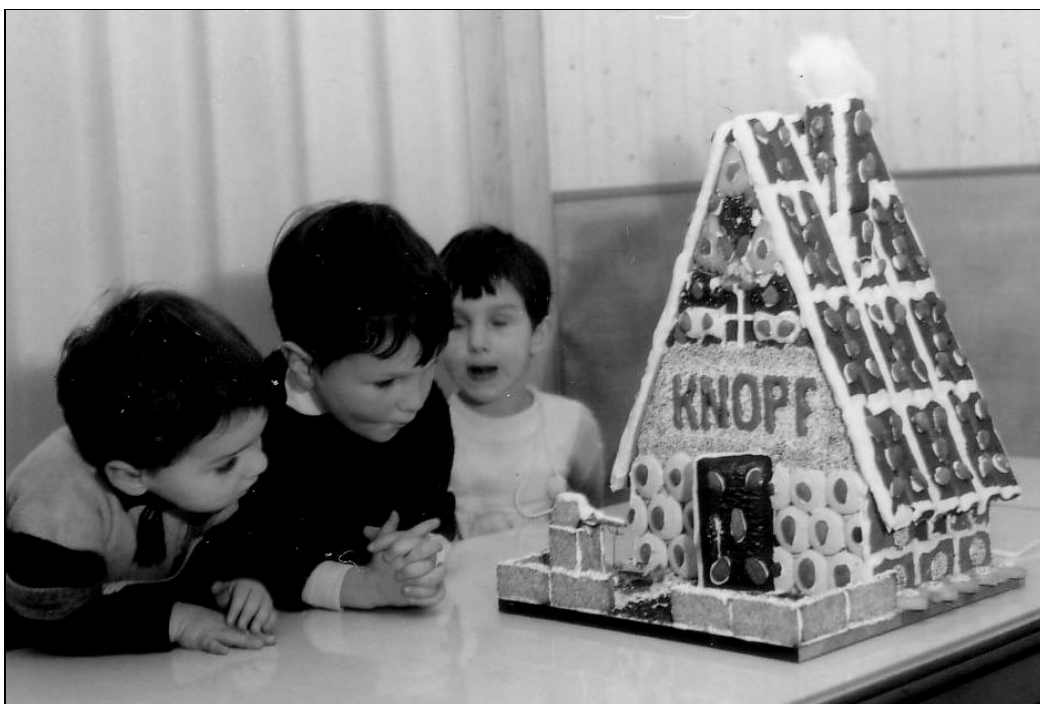
Eine weitere Stundenermäßigung (zwei Wochenstunden) erhielt ich nach einer Wirbelsäulen-Operation, bei der zwei Bandscheiben nach einem Vorfall entfernt und die entsprechenden Wirbel versteift worden waren. Ein Reha-Aufenthalt in einer Spezialklinik in Isny im Allgäu machte mich zwar wieder dienstfähig; aber das Ende meiner Berufstätigkeit deutete sich am Horizont doch schon an.

Zu einer gemeinsamen Vorbereitung der einzelnen Unterrichtsstunden traf ich mich mit Lore und Wolfgang Cordes fast jede Woche bei uns. Sie kamen dazu von ihrem Wohnort Büdingen „herüber“ gefahren. Dann saßen wir zusammen und entwarfen in Gemeinschaftsarbeit die nächsten Unterrichtsstunden. Und wenn sie dann erprobt waren, fand so etwas wie eine Manöverkritik statt, bevor es an die nächste Stunde ging. Dora sorgte dabei für unser leibliches Wohl, auch wenn wir sie lieber mitarbeitend bei uns gesehen hätten. Sie wäre als ehemalige Lehrerin eine gute Beraterin gewesen – sicher auch nicht ohne eigenen Gewinn. Für uns alle waren diese „Aktionen“ insofern eine feine Sache, als wir dabei immer mehr zu guten Freunden wurden. Sie bekamen sogar unseren Kinder sehr gut. Dies zeigte sich nicht nur an den Büdinger Lebkuchenhäusern (Bild 52) die zur Adventszeit fast zur Tradition wurden. Besonders Werner interessierte sich sehr für die Bastelarbeiten von „Onkel Wolfgang“. Es ist anzunehmen, dass sein handwerkliches Geschick, das sich besonders bei seinem Hobby Modellbahnbau und später in seinem Beruf als Zahnarzt zeigte, von ihm angeregt worden ist.

Bild 51
Reichlicher Pfirsichsegen
in unserem Garten



Bild 52
Das Büdinger Lebkuchenhäuschen



Die Familie („en detail“)

Allmählich wuchsen die Kinder aus dem Grundschulalter heraus und wechselten nacheinander aufs Gymnasium. Das war im Anfang relativ problemlos. Sie brachten gute Zeugnisse, und die Eltern waren zufrieden. In der Freizeit entwickelten sie verschiedene Interessen.

Eine Tischtennisplatte, die wir durch die Vermittlung unserer Freunde Cordes aufstellten, weckte die sportliche Begeisterung unserer Drei. Wilhelm brachte es später als Mitglied im Tischtennis-Verein sogar zu beachtlichen Erfolgen. Elisabeth lernte verhältnismäßig früh das Schwimmen und wurde als Mitglied im DLRG (Deutsche Lebensrettungs-Gesellschaft) zur Rettungsschwimmerin ausgebildet. Werner zeigte technisches Interesse nicht nur beim Spiel mit Legosteinen, sondern auch mit dem Märklin-Metallbaukasten.

Irgendwann Ende der 60er Jahre kam Hermann Schröder plötzlich mit einem Sammelsurium von Teilen einer alten Spur-I Blecheisenbahn: Waggons der verschiedensten Art, eine Zweiachs-Elektrolok, die Hälfte des zweigeteilten Stuttgarter Bahnhofs und einen original Märklin-Transformator. Leider waren nur wenig Schienen dabei. Ich verpackte alles in einen großen Karton, den ich im Keller versteckte.

Am darauffolgenden Weihnachtsfest (Bild 53) wurde sein Geheimnis freigegeben und die inzwischen von mir heimlich reparierte Bahn zum ersten Mal aufgebaut. Akkustisch ist der Abend dokumentiert, denn ich nahm die ganze Szene mit dem Tonbandgerät auf. Die Freude bei allen ist deutlich zu hören. Wilhelm bewunderte vor allem den Schneeräumer-Waggon: „Aber es ist doch gar kein Schnee im Zimmer!“ Später habe ich ihn zum Packwagen umgebaut – leider! Denn er erwies sich bei Versteigerungen, die ich besuchte, um die Anlage mit dem Nötigsten zu ergänzen, als wertvolles, weil seltenes Unikat. Elisabeth bekam ein ebenfalls von mir aufgearbeitetes Puppenhaus, schön eingerichtet und mit elektrischem Licht und einem richtigen Küchenherd.

Erst einige Zeit danach, beim Abhören des Tonbandes, stellten Dora und ich fest, dass uns an jenem Abend ein – vielleicht folgenschwerer – pädagogischer

Fehler unterlaufen war: Die drei „Männer“ und auch Dora waren voller Begeisterung beim Aufbau der Bahn, während Elisabeth seitab sich still mit ihrem Puppenhaus beschäftigte. Niemand von uns nahm von ihr und ihrem Geschenk Notiz, bis sie plötzlich in unserer Mitte stand und meinte „Mein Puppenhaus ist doch auch schön!“ Es war ein Szene zum Erbarmen, und uns beiden, Dora und mir, durchfuhr ein Schrecken darüber, was wir womöglich an diesem Abend versäumt hatten.

Nach dem Fest inserierte ich im Bad Homburger Taunusboten wegen Schienen. Es meldete sich leider nur eine ältere Dame mit einer runden Schiene. Fast sich entschuldigend brachte sie noch drei überlange (52 cm) D-Zugwagen, die sie uns pro Stück für 25 DM anbot. Wir nahmen sie mit, obwohl wir noch gar nicht recht wussten, wo sie wegen ihrer außergewöhnlichen Länge rollen sollten.

Aber eines Tages brachte uns Lores Vater Schienen in großer Zahl und verschiedenes rollende Material. Er wollte es uns leihweise bis auf Weiteres überlassen. Es war ihm gelungen, dieses Blechspielzeug, mit dem seine Kinder (und er!!) vor und im dem Krieg gespielt hatten, durch die Bombennächte der alliierten Luftangriffe auf Frankfurt zu retten.

Das war ein Jubel im Hause Knopf (auch beim Vater)! Im Bubenzimmer des 1. Oberstocks (Bild 54) wurden nun die beiden Betten auf Ziegelsteine gestellt, unter denen die Bahn hindurch fuhr und somit ein großer Tunnel geschaffen war. Als Vater Simon einige Tage später die Anlage besichtigen kam, hätte er wohl am liebsten gleich selbst mitgespielt.

In einer Zimmerecke standen an diesem Tag – nicht auf Schienen – die drei gekauften langen D-Zug-Wagen. Vater Simon fragte, warum sie nicht mitrollten. Wir erklärten ihm, dass sie auf den (durch die Zimmermaße bedingten) engen Schienenradien immer wieder entgleisten. Ihm gefielen sie – kein Wunder! Da kaufte er sie mir zu demselben Preis ab, der von mir verlangt worden war. Später fiel mir die Geschichte von Tünnes und Schäl ein, die als Angler die großen Fische wieder ins Wasser warfen, weil daheim ihre Pfanne zu klein war.

Schließlich erhielt ich doch noch eigene Schienen. Auf dem Dachboden einer Homburger Familie lag „so Blechzeug“ herum, das man loswerden wollte. Es waren Spur-I-Schienen und sonstige Blech-Eisenbahn-Teile. Alles sah allerdings aus, als sei ein Elefant darüber spaziert. Damit erfuhr mein Hobby eine interessante Ausweitung: Restaurierung. In meiner Werkstatt wurden die Teile repariert, auch wenn z. B. das Richten der verbeulten Schienen keine Kleinigkeit war. Aber wozu hatte ich einmal den Beruf Mechaniker erlernt? Nun schenkte mir diese Familie – als sie das Ergebnis sah – eine Märklin 5-Achs-Tender-Lokomotive, die seither als Schaustück hinter Glas gestanden hatte und einen Blechbahnhof. Allmählich hatte ich auf diese Weise eine beachtliche Spur-I-Anlage, mit der ich mich auf verschiedenen Modellbahn-Ausstellungen unter dem Titel „Großvaters Spiel-Eisenbahn“ sehen lassen konnte. (Bild 55) Sie bestand nun aus fünf getrennten Schaltkreisen mit darauf fahrenden fünf Zügen.

Da diese Anlage zum Spielen für Kinder zu kostbar war, leisteten wir uns eine Lehmann-Gartenbahn, die an Geburtstagen und Weihnachtsfesten ergänzt und ausgebaut wurde. Sie zog sogar mit nach Simmertal um und gab auch hier Anlass zu Eisenbahn-Familientreffen. Hier fuhr sie als Bergbahn mit Tunnel, zwei Schaltpulten (mit drahtloser Verbindung zur gegenseitigen Verständigung), elektr. Weichen u. Kupplungsschienen, sowie mit mehreren abschaltbaren Abstell-Gleisen. (Bild 56)

Die folgenden Zeilen schreibe ich nach einer längeren Pause von einigen Monaten am 1. August 2007 – genau 50 Jahre nach meiner Hochzeit am 1. August 1957 mit meiner Dora. Wenn sie noch lebte († 10.11.1993), feierten wir heute unsere Goldene Hochzeit. „Der Herr hat’s gegeben, der Herr hat’s genommen; der Name des Herrn sei gelobt!“ (Hiob 1, 21).

Werner und Elisabeth gingen in den Klavier-Unterricht. Wilhelm lernte Blockflöte spielen, und es sah eine Zeit lang so aus, als ob wir in nicht allzu großer Ferne Hausmusik veranstalten könnten, denn Dora spielte ja perfekt Blockflöten aller Größen. Außerdem hatte auch sie das Klavierspiel erlernt (aber inzwischen das Meiste wieder vergessen). Ich konnte

meine Geige zwar aus ihrem jahrelangen Schlaf wecken. Leider war auch das mit einem Haken verbunden: Schon als Schüler hatte ich mir im Chemiesaal an den Klappsitzen die Kuppe des linken kleinen Fingers abgeklemmt. Der „Rest“ war nach der Heilung (bis heute) zu empfindlich, um beim Spiel auf eine Saite gedrückt zu werden. Außerdem war ich in der Zeit des Krieges und der Gefangenschaft aus der Übung gekommen.

Ein gebrauchtes, gutes Klavier hatten wir mit Hilfe meines Schulkollegen Fritz Schildt, der uns als gelernter Orgelbauer gut beraten konnte, erstehen können. Eine Spitzenleistung war aber trotzdem nicht zu erwarten, da die Klavierspieler in spe über Anfänge nicht hinaus kamen. Natürlich war die Klavierlehrerin schuld: „Es war immer so langweilig“. So konnten wir, Dora und ich, z. B. an Weihnachten nur mit Flöte und Geige – so recht und schlecht (aber mehr schlecht als recht) - den Gesang unserer Drei begleiten.

Die Oberschule war bei unseren Kindern so ab Klasse 7 ein Drama. Vorweg will ich aber gleich jetzt zu ihrer Ehre berichten, dass sie zum Schluss dann doch noch die Scharte mit Bravour auswetzten. Es mehrten sich die Blauen Briefe. Immer öfter wurde ich einbestellt, sogar bei dem Herrn Direktor Dienemann. Da hatte z. B. sich Werner während einer ausfallenden Unterrichtsstunde aus dem Schulbereich entfernt und war mit seinem Fahrrad nach Hause gefahren. Das geschah in der Zeit, in der er sich im ehemaligen Ölkeller unseres Hauses, der durch die Umstellung der Heizung auf Gas frei geworden war, seine erste Modellbahn baute. Von mir zur Rede gestellt, meinte Werner, da hätte er seine Zeit sinnvoller genutzt. Der Direx hatte dafür kein Verständnis. Er nahm den „Vorfall“ sehr ernst: Die Schulordnung war verletzt, und das wog mehr als alle vernünftigen Überlegungen. Da kam mir bereits der Verdacht, dass dieses „Kaiserin-Friedrich-Gymnasium“ (KFS) - auch Kaiserin Friedrich Schule genannt - bei manchen Entgleisungen meiner Kinder vielleicht doch nicht so unschuldig war. Ich wurde an meine Schulzeit erinnert.

Es passte so recht zur Stadt Bad Homburg: War es zu meiner Zeit mein nicht-akademisches Elternhaus (meine



Bild 53
Weihnachtsfest

Bild 54
Die alte Eisenbahn





Bild 55
„Großvaters Spiel-Eisenbahn“

Bild 56
Die Gartenbahn in Simmertal



Herkunft aus „einfachen Verhältnissen“, wie man so zu sagen pflegte), so spielte hier in mancherlei Weise die Wohlhabenheit der Familie eine offene oder geheime Rolle. Ob es die betroffenen SchülerInnen gespürt haben? Es war schon ein Unterschied, wieviel Taschengeld bei einem Ausflug oder einer sonstigen Exkursion man bei sich hatte und wie man damit umging.

Ich höre mit großer Freude, dass sich die Verhältnisse inzwischen gebessert haben sollen, denn auch die dort gebräuchliche Pädagogik war reichlich merkwürdig. Ich erinnere mich eines Elternabends für Elisabeths Klasse. Die Lehrerin Dr. F. (älterer Jahrgang) beschwerte sich immer wieder über die Disziplinlosigkeit der Klasse. Die Jugend sei heutzutage so oberflächlich. Es müsse ja schließlich nicht jedes Kind aufs Gymnasium, es gebe ja noch andere Schulen! Im Verlauf der Unterrichtsstunde muss sie wohl auch in ähnlicher Weise gedroht haben. Interessant war, dass die Eltern Zustimmung zeigten.

Ich konnte es mir nicht verkneifen, auf meine Erfahrungen an der Beruflichen Schule hinzuweisen, wo uns das (zweifelhafte) Mittel der Drohung mit „Versetzung nach unten“ fehle, es aber durchaus andere Möglichkeiten gebe, eine zufriedenstellende Arbeitsatmosphäre in einer Klasse herzustellen. Eine Putzfrau beschwerte sich schließlich doch auch nicht über den Schmutz in einer Wohnung. Wenn ich dachte, dass die Eltern wenigstens jetzt zustimmten, so hatte ich mich getäuscht.

Werner war alles andere als ein Musterschüler. Als ihm der Deutschlehrer drohte: „Knopf, noch einen Pieps und du fliegst raus!“, machte mein Sohn die Probe aufs Exempel und piepste mal eben. Dieser Lehrer gab auch in unserer Schule aushilfsweise Deutschunterricht, und ich kannte daher seine Qualitäten. Es fiel mir nicht leicht, Werner klar zu machen, dass es (trotz des pädagogischen Kardinalfehlers) nicht richtig sei, den Lehrer in dieser Weise herauszufordern.

Wilhelm war durchweg ein braver Schüler, vielleicht auch etwas zu brav. Jedenfalls habe ich diese Erinnerung. Nur mit dem Religionslehrer kam er nicht recht klar. Wenn ich heute so zurückdenke, muss ich sagen: Mit dem hätte auch ich

meine Not gehabt. Nur die letzten Monate vor der Versetzung in die Obersekunda (Mittlere Reife) wurden dramatisch: Er wollte absolut nicht das Abitur machen und hatte schon seine „Fühler“ ausgestreckt nach einer Lehrstelle. Sein Hobby war inzwischen Moped fahren und reparieren. Daraus folgte: Für ihn kam nur eine Autoschlosser-Lehre in Frage. Nun hatte ich als alter Autofahrer schon viele Kfz.-Reparatur-Werkstätten gesehen und dabei immer gedacht: Da möchte ich nicht arbeiten.

Wie sollte ich diese Erfahrung Wilhelm vermitteln? Mit den berühmten „Menschen- und Engelszungen“ war nichts zu machen. Da alarmierte ich einen alten Bekannten und Freund aus meiner Jugendarbeits-Zeit, Ernst Leutheusser. Den kannte und schätzte auch Wilhelm. Aber auch da reichten Worte nicht aus. So organisierten wir einen Besuchs- und Gesprächstermin: Mit dem Chef einer der renommiertesten Autowerkstätten im Frankfurter Raum trafen wir uns zu dritt in dessen Werkstatt in Niederursel. Hier wurden z. B. auch Rennwagen getunt, also nicht nur einfache Reparaturen durchgeführt.

Dieser Tag wurde zum Wendepunkt in unserem Problemfall. Der Meister führte uns durch die Werkstatt. Da stand auch eine Drehbank; aber er meinte sogleich, dass mit dieser Maschine kein Staat zu machen sei. Drehen könne man auf ihr nicht lernen. Er machte am Ende Wilhelm folgenden Vorschlag: „Mache in einer Metall-Werkstatt eine Schlosser-, Mechaniker- oder Werkzeugmacher-Lehre. Und wenn du dann noch Lust zum Autoschlosser hast und einen guten Abschluss der Lehre in der Tasche, dann komme zu mir. Ich verspreche Dir heute schon, dass ich Dich bestimmt als Autoschlosser einstelle.“

Damit gab sich Wilhelm zufrieden. Er fand auch bald eine Lehrstelle bei Daimler-Benz in Bad Homburg, einem Nebenwerk dieser bekannten Autofirma. Als er dort die Lehrwerkstatt sah und Tages-, Wasch- und Umkleideraum, da hatte der Meister leichtes Spiel, umso mehr als er meinte, er würde Wilhelm auch ohne Mittlere Reife – und zwar sofort – einstellen. Da gab es bei meinem Jüngsten kein Halten: Endlich die lästige Schule los sein!

Er hat aber dann doch noch die Schule mit dem ordentlichen Abschluss beendet, was allerdings dem Meister (er hatte den Spitznamen „der laufende Meter“ – wegen seiner Körpergröße) nicht gefiel. Ihm war damit wieder ein Schlosser entgangen, der als Geselle den spleenigen Wunsch äußerte, nicht in der Werkstatt zu bleiben, sondern beruflich aufzusteigen. Übrigens erklärte Wilhelm nach Ablauf der halben Lehrzeit: „Jetzt bin ich wieder ganz geil auf Schule“. Ein Mann – ein Wort: Er beendete mit dem Gesellenbrief die Lehre, drückte noch drei Jahre die Schulbank des Technischen Gymnasiums und verließ es mit dem Abitur.

Dieser Weg (Mittlere Reife, vor allem Metaller-Lehrzeit, Gesellenprüfung, Ingenieur-Studium – Beruf) hat sich bewährt. Gerade dieser Tatsache, dass er zwar auf das Abitur verzichtet, aber dafür eine gute handwerkliche Lehre absolviert hat, verdankt er seit 1994 seine jetzige Stelle bei der Berufsgenossenschaft. Die Praxis war wohl der Hauptgrund seiner Auswahl unter vielen Bewerbern.

Elisabeth schaffte auch noch die Obersekunda-Reife und besuchte anschließend die einjährige Höhere Handelsschule. Eine Großhandels-Lehre, die sie begann, befriedigte sie wenig und brachte viele Probleme. Auch sie entschloss sich dann doch noch, das Abitur anzustreben, was ihr – ganz ohne unsere Hilfe – gelang. Sie begann das Studium der Romanistik an der Frankfurter Universität und befolgte den Rat eines ihrer Dozenten, einige Semester in Frankreich zu studieren, um ihre französischen Sprachkenntnisse zu vervollkommen. Nach dem Ende des laufenden Semesters ging sie nach Aix en Provence. Dieses Studium hat sie eines Tages abgebrochen und in Cadaquès (Spanien) ihren neuen Wohnsitz genommen. Dort genießt sie das ihr genehmere Klima und lebt heute noch zufrieden ohne den Wunsch, ins kalte Deutschland zurückzukehren.

Werner steigerte zwar seine schulischen Leistungen; aber sein von einigen Lehrkräften beanstandetes Verhalten ging in die entgegengesetzte Richtung. Man drohte ihm offen mit der schlechtesten Note im „Betragen“. Meine liebe Dora war entsetzt, denn in ihrer Lehrerinnen-Praxis lag dies schon an der Grenze zum kriminellen Verhalten. Ich erschien so oft in der

Schule, dass eines Tages mich ein mir gut bekannter Kollege fragte, ob ich jetzt auch in der KFS Religionsunterricht erteile.

Zum Glück war gerade kurz vorher an meiner Schule die Oberstufe eines Technischen Gymnasiums eröffnet worden. Werner wechselte mit der Obersekunda-Reife (und dem „kleinen Latinum“) zu uns, denn sein Berufsziel war inzwischen Ingenieur. Hier „ging er auf wie ein Kreppel“ (wie man auf Frankfurterisch zu sagen pflegt – auf Hochdeutsch: Krapfen). Ihm imponierte vor allem der Arbeitsfleiß seiner neuen Lehrer. Das hatte seinen Grund darin, dass für diese neue Schulform noch keine Lehrbücher vorlagen und daher die Fachlehrer genötigt waren, das Unterrichtsmaterial für die Hand des Schülers selbst herzustellen. Aus dem aufsässigen Schüler war ein motivierter geworden.

Seine Lieblingsfächer waren – zum Leidwesen der technischen Lehrer – Deutsch und Englisch. Der Deutschlehrer war Wolfgang Jost und der für Englisch Björn Ulf Noll. Als es aufs Abitur zuging und es im Abschlusszeugnis wegen des Numerus clausus¹³² auf Zehntelnoten ankam, forderte ihn einer der Fachlehrer auf, in anderen Fächern zu Gunsten der technischen etwas kürzer zu treten. Das lehnte er rundweg ab. Für diese Zumutung gab ihm Werner die gebührende Antwort in seiner Abiturrede, die er als Klassenprimus halten durfte. In ihr sagte er u. a.: bei der Frage seines künftigen Berufes habe er sich entschlossen, alle Berufe anzusteuern, nur keinen technischen. Das gefiel verständlicherweise den Fachidioten unter den technischen Lehrern nicht. Einer von ihnen wollte mich als den „Erzeuger dieses Schülers“ wegen seiner Äußerung zur Rede stellen. Es war für mich eine gute Gelegenheit, ihm zu sagen, dass trotz Würdigung der Begeisterung für sein Fach das Leben doch schließlich aus mehr bestehe als nur Technik.

Werner entschloss sich, Zahnmedizin zu studieren. Ein – sicher kleiner – Anstoß dazu war wohl auch ein Erlebnis Jahre zuvor bei seiner Zahnärztin. Dort

¹³² (lat. „geschlossene Zahl“), damals die beschränkte Zulassung von Bewerbern zum Hochschulstudium in der BRD.

beobachtete er gelegentlich einer Zahnbehandlung, wie nach dem Bohren der Fräser in ein Gefäß geworfen wurde, also bei einem nächsten Patienten nicht mehr gebraucht wurde. Was mit diesen Bohrern wohl geschehe, war seine Frage. Als die Ärztin meinte, sie würden weggeworfen, bat er sie, diese Bohrer für ihn aufzuheben, er könne sie gut bei seinem Hobby gebrauchen. Zur nächsten Behandlung solle er mal ein Muster seiner Arbeit mitbringen. Als sie dies sah, meinte sie, er solle Zahnarzt werden; er könne dann vielleicht sogar ihre Praxis übernehmen.

Am Carolinum der Universität Frankfurt kam er mit der Abiturnote 1,3 problemlos an. Zuvor rief jedoch noch das Kreiswehrrersatzamt zur Musterung, ließ danach aber lange nichts mehr von sich hören. Als man sich wieder wegen der Wehrpflicht meldete, konnte sich Werner wegen des inzwischen fortgeschrittenen Studiums bis nach dessen Abschluss zurückstellen lassen. Er machte dann aber von seinem Recht, den Kriegsdienst mit der Waffe zu verweigern, Gebrauch und musste dazu in einer Verhandlung seinen

Entschluss begründen. Er argumentierte unter anderem, sein Vater sei im letzten Krieg der einzige Überlebende seiner Familie gewesen; es sei ihm danach unmöglich, eine Waffe in die Hand zu nehmen. Damit erreichte er die Anerkennung als Wehrdienstverweigerer. Nach bestandem Examen kam dann eine kurze Ausbildung beim Arbeiter-Samariter-Bund (ASB), nach der er dann als Zivildienstleistender Kurse in Erster Hilfe durchführte und gelegentlich als Rettungsassistent beim Einsatz des Rettungswagens eingeteilt wurde.

Wilhelm konnte nach dem Abitur auch nicht sofort sein Ingenieur-Studium beginnen, verweigerte ebenfalls den Wehrdienst und erlangte mit ähnlichen Argumenten wie Werner Befreiung. Im Zivildienst wurde er in einem Sammellager für Flüchtlinge aus Afrika eingesetzt – ein harter Job, den er aus gesundheitlichen Gründen bald quittieren musste. Nun stand seinem Studium an der Fachhochschule in Friedberg/Hessen nichts mehr im Wege.

Die Familie („en gros“)

In meiner, der Knopf-Familie, konnte man sich nicht nur als Kind, sondern auch als junger Mann und Erwachsener wohl fühlen. Das dürfte der Leser von Teil I, „... wie es dir selber gefällt“ festgestellt haben. Der grausame Krieg und die Zeit meiner sowjetischen Gefangenschaft (insgesamt zehn Jahre) hatten mir alles fremd gemacht: Hanau war nicht mehr wieder zu erkennen. Vor allem der große Luftangriff am 19. März 1945 hatte es zu 80% zerstört. Meine Heimat war das nicht mehr! Ich fand zwar bei meiner Heimkehr im November 1949 noch Überlebende meiner Verwandten vor. Mein Onkel Henri, der älteste Bruder meines Vaters, wohnte („evakuiert“) mit seiner Familie nun außerhalb der Stadt, da sein Haus in der Steinheimer Straße total zerstört worden war. Es lebte noch seine Frau, meine Tante Mina. Ebenso hatten ihre „Kinder“ und Enkel überlebt: der älteste Sohn Willy mit Ehefrau Hanni und Tochter Anneliese; Tochter Mathilde mit Ehemann Willi Buckel und Tochter Margot und Mathildes Schwester Anni, deren Ehemann Joseph Wurmer gefallen war.

Den Krieg hatte meine Tante Marie Strobel, die zweite Schwester meines Vaters, mit Ehemann Hermann in Schmölln/Thüringen überstanden. Sie waren wohl am glimpflichsten durchgekommen, da ihr Wohnort von Luftangriffen verschont geblieben war. In Hanau lebten auch noch meines Vaters älteste Schwester, meine Tante Anna Reuling mit Sohn Hans und dessen Ehefrau Elisabeth und Tochter Eva. Von ihnen bin ich nach meiner Heimkehr aus der Kriegsgefangenschaft die ersten Wochen sehr gastlich aufgenommen worden. Beide Brüder von Hans waren im Krieg umgekommen. Der jüngste, Willy, hatte in Stalingrad die Aufgabe, im Befehlsbunker von Feldmarschall Paulus Einsatzkarten zu zeichnen, da ein Vervielfältigungsgerät nicht mehr zur Verfügung stand. Er starb dort an Ruhr und hinterließ seine Frau Friedel mit einer Tochter und zwei Söhnen. Henri, etwas jünger als Hans, war noch in den letzten Tagen des Krieges in einem Lazarett verstorben, für seine Frau Ria ein schwerer Schlag.

Hans (Bild 57, er war einer meiner Taufpaten) hatte das Haus, das bei mehreren Luftangriffen unbewohnbar geworden war, selbst einigermaßen wieder hergestellt, sodass man wenigstens im Keller mehr schlecht als recht existieren konnte. Sein „Kriegseinsatz“ war womöglich der gefährlichste und schlimmste, den es gab: Er wurde zum Leiter des Leichenbergungstrupps für Hanau dienstverpflichtet und hat wohl den Krieg in seiner schrecklichsten Form erlebt. Da meine „Lebenszeichen“ an die Adresse meiner Eltern unbeantwortet geblieben waren, hatte ich eine meiner „Rotkreuzkarten“ (mit 25 damals erlaubten Worten) aus Sevastopol an ihn geschrieben. Von ihm empfang ich erst im zweiten Jahr meiner Gefangenschaft die Nachricht, dass meine Eltern, mein Onkel Karl mit Ehefrau Käthe und Tochter Emmy bei dem großen Luftangriff umgekommen waren. Und das knapp zwei Monate vor Kriegsende! Die Alliierten Truppen hatten zu diesem Zeitpunkt schon längst den Rhein überschritten.



Bild 57 Hans Reuling

Der Ehemann meiner Tante Anna – mein Onkel Otto, nicht nur für die ganze Knopf-Familie ein Muster von Korrektheit,

Gradheit, Ehrlichkeit – war auf tragische Weise am 12. August 1948 verstorben: Am Vorabend übergab er vor dem Schlafengehen sämtliche Schlüssel des Hauses seinem Sohn Hans, was er sonst nie zu tun pflegte. Am nächsten Morgen fand man ihn tot im Bett. Woran war er gestorben? Man rätselte: Selbsttötung war ausgeschlossen; es passte auf keinen Fall zu seiner Art; und es fehlten auch Beweise. Irgend eine Erkrankung war ebenfalls auszuschließen, denn er war kerngesund. Es kam schließlich nur eines in Frage: Nachdem der Krieg ihm seine beiden hochtalentierten Söhne genommen hatte, war das Leben im Keller des durch die wiederholten Luftangriffe unbewohnbar gewordenen Hauses für die fünfköpfige Familie schier unerträglich geworden – er hatte es einst durch lebenslanges Sparen und fleißige Arbeit erworben. Aus den Trümmern versuchte er durch Abklopfen der Steine das notwendige Material zu bekommen für einen provisorischen Wiederaufbau. Zum Glück brachte der Garten hinter dem Haus einige Ergänzung zu der kaum ausreichenden Lebensmittelkarten-Versorgung. Aber dazu war harte, ungewohnte körperliche Arbeit erforderlich, die er mit seiner Enkelin Eva zu bewältigen versuchte. Hinzu kam, was das Ehepaar mit den drei Söhnen schon im und nach dem Ersten Weltkrieg mitgemacht hatte. Da waren die Lebensmittel-Zuteilungen noch dürftiger als später im zweiten. Dann nahm ihnen die Inflation in den zwanziger Jahren mit der brutalen Geldentwertung die letzten Ersparnisse. Der großen Arbeitslosigkeit Ende der zwanziger Jahre entging er zwar, da mehrere Kunden seiner Firma klarmachten, dass sie von einem anderen Vertreter als Reuling nichts abkaufen würden. Aber nun – nach den fürchterlichen Erlebnissen des Zweiten Weltkrieges und nach der betrügerischen Währungsreform – war für ihn offenbar das Maß des Leidens voll: Trauer und Gram über alles Geschehene, möglicherweise eine Mischung

aus Ausweglosigkeit, Aussichtslosigkeit, ja Verzweiflung hatten ihn offenbar umgebracht. Wie sollte er – der redliche, aufrechte Familienpatriarch – sich in seiner Zerbrochenheit noch vor die Angehörigen wagen?

Sicher hatten sein Sohn Hans mit Frau und Tochter die Hoffnung, dass nun ich – der Heimkehrer – so etwas wie ein Bruder werden könnte. Er hat (nicht zuletzt durch seinen Kriegseinsatz) eine innere Wandlung durchgemacht. Er ließ sich in unserer Wallonisch-Niederländischen Gemeinde ins Konsistorium (= Kirchenvorstand) wählen, in dem er vor allem das Archiv verantwortete. Wie viele meiner Freunde aus der Zeit der Jugendarbeit vor dem Krieg dachte er wohl auch, dass ich wieder aktiv in der Jugendarbeit Hanaus mitarbeiten würde.

Aber ich hatte ja ganz andere Pläne, die in Gesprächen mit Freunden im Gefangenenlager entstanden waren: Den Tatbestand, dass ich durch den Tod meiner Eltern und meines Bruders nun ganz allein und niemandem direkt verpflichtet war, wollte ich positiv ausnutzen. Sicher hätte ich im Fall des Überlebens meiner Eltern sie unterstützen müssen. Mit meinem Bruder war verabredet, dass wir nach dem Krieg nicht nur im Ruderverein einen Zweier ohne Steuermann (eine seltene und schwierige Disziplin) „aufgemacht“ hätten, mit der guten Aussicht, bei Regatten erfolgreich zu sein: beide gleiche Körpermaße und begeisterte Ruderer. Wir wollten auch beruflich zusammen arbeiten und „eine eigene Bude“ gründen, das heißt selbständig werden. Wir hätten auch da (vielleicht noch besser als im Rennboot) bestens zueinander gepasst: Werner war – wenn auch zuletzt beruflich als Konstrukteur tätig – ein vorzüglicher Praktiker, und ich hätte mir in einem eigenen Betrieb (bei fachlichen Kenntnissen) Organisation und Management zugetraut. Aber es kam ja alles ganz anders.

Ein seltsamer „Grenzverkehr“.

Schon in den ersten Tagen nach meiner Rückkehr aus der sowjetischen Gefangenschaft musste ich in die DDR, das andere Deutschland, reisen. Da ging es zuerst um das kleine Haus in Raupenhain bei Borna, das ich geerbt hatte (Bild 3, Seite 23). Ich musste mich darum kümmern, denn mein Onkel Hermann und meine Tante Marie in Schmölln sahen sich in ihrem Alter nicht mehr in der Lage, die Liegenschaft unter den dortigen Verhältnissen weiter zu verwalten. Sie hatten sie wie selbstverständlich nach dem Tod meiner Eltern 1945 und meiner Abwesenheit als Kriegsgefangener für mich übernommen. Es war allmählich ein Danaergeschenk für mich geworden, bei dem ich fürchten musste, eines Tages gezwungen zu werden, mit meiner kostbaren D-Mark-West dort notwendige Reparaturen zu bezahlen.

Die Lage änderte sich, als sich ein Neffe von Onkel Hermann bei mir meldete und die Frage entstand, ob ich – der ich inzwischen verheiratet war und Kinder hatte – ihn und seine Familie nicht einmal in Markkleeberg besuchen wollte. Was vorher als Jugendleiter mit wenig Urlaub nicht möglich war, ließ sich jetzt als Lehrer leichter verwirklichen. Der Briefwechsel zwischen den beiden Familien ließ erkennen, dass dies auch recht interessant werden könnte. Es war nicht ganz problemlos, in die DDR zu reisen; aber die Leipziger Messe machte es möglich; sie zu besuchen. Sie erleichterte den Grenzübertritt in verblüffender Weise. Und die „Petermänner“, Siegfried, Ruth und Tochter Haike wohnten in Markkleeberg, das direkt an die Messe-Stadt grenzt. Mit der Straßenbahn war man in wenigen Minuten im Zentrum.

Werner hatte inzwischen mitbekommen, dass die Messe auch einiges für seinen Eisenbahn-Modellbau bringen könnte, und so fuhren wir 1976 mit unserem mittlerweile neuen eleganteren Citroen-Kombi los. Der Grenzübertritt war spannend – auch nicht ganz ungefährlich. Es fehlte noch, dass man unsere Hosentaschen inspizierte. Das Misstrauen und der Argwohn zwischen den beiden deutschen Staaten waren groß, nicht nur in der Politik. Dies zeigte sich besonders bei der

Grenzkontrolle, wo es ganz absonderliche und beängstigende Formen annahm. Man war froh und atmete erleichtert auf, wenn man alle Regularien hinter sich hatte und endlich weiter fahren durfte – in das „andere“ Deutschland hinein.

In Markkleeberg wurden wir außerordentlich herzlich aufgenommen (Bild 58), und wir verstanden uns auch vom ersten Augenblick an sehr gut. Leider fehlten am nächsten Morgen beide Außenspiegel an unserem Wagen, den wir – wie eigentlich überall in der Welt üblich – auf der Straße vor dem Haus geparkt hatten. „Sigi“ war peinlich berührt und entschuldigte sich bei uns, als ob er die Teile selbst geklaut hätte. Dabei war der Vorfall nur das Ergebnis der miesen allgemeinen Versorgungslage im kommunistischen – besser: sozialistischen – Musterland.

Mit Werner besuchte ich die Messe, vor allem Abteilung Spielwaren, Unterabteilung Eisenbahnmodelle. Wir streiften auch durch die Stadt, und ich kaufte u. a. ein paar Bücher, die in der DDR allgemein sehr preiswert waren. In der Nähe der Thomaskirche, in der Johann Sebastian Bach einst Kantor war – und die wir selbstverständlich besichtigten – befand sich ein Geschäft für Modelleisenbahnen. Das war natürlich für Werner das reine Paradies und ein Appell an Vaters Portemonnaie. Aber ich hatte ja vorher auf der Bank vom Mietkonto meines Raupenhainer Hauses einen ansehnlichen Betrag DM-Ost abheben können, den ich sowieso in den Westen nur im Verhältnis 1:10 hätte transferieren dürfen (10 DM-Ost = 1 DM-West). Außerdem war Werner ganz schön finanzkräftig, denn er reparierte für ein Bad Homburger Spielwaren-Geschäft neben der Schule z. B. Lokomotiven u. dergleichen von Spiel-Eisenbahn-Anlagen und half dort auch gelegentlich beim Verkauf.

Die Gespräche am Abend im Kreis der Familie drehten sich vor allem um die wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse zwischen Ost und West unseres geteilten Landes. Sigi, von Beruf Ingenieur, bekannte, gleich nach dem Krieg die größte Hoffnung gehabt zu haben, unter der sowjetischen Besatzung gerechtere Verhältnisse zu erleben. Die

Enttäuschung wurde immer größer, da vor allem die Arbeitsverhältnisse nicht so waren, wie man sie erwartet hatte: schlechtes Management, fehlende Arbeitsmoral, auch unzureichende Versorgung mit den Dingen des täglichen Bedarfs nervten zunehmend (Bild 59). Vor allem aber fehlte die Reisefreiheit: Es war ihm und seiner Familie damals z. B. nicht erlaubt, ins nichtsozialistische Ausland – also vor allem in die Bundesrepublik – zu fahren, etwa bei uns einen Gegenbesuch zu machen.

Es erübrigt sich, die Verhältnisse zwischen den beiden deutschen Staaten noch weiter zu schildern. Vor allem die älteren Leser werden Bescheid wissen. Aber es war auch nicht leicht für uns, darauf aufmerksam zu machen, dass bei uns im Westen angesichts des wachsenden Kapitalismus zwar weithin noch Wohlstand und Zufriedenheit herrschten, aber auch nicht der Himmel auf Erden war. Der „goldene Westen“ spukte unausrottbar in den Köpfen der DDR-Bürger. Die Entwicklung nach der Vereinigung von BRD und DDR bis heute, wo man bereits durch die Globalisierung von einem Raubtier-Kapitalismus spricht, gibt unserer damaligen Beurteilung Recht – und hat auch die ostdeutsche Einschätzung nachhaltig verändert.

In den siebziger und achtziger Jahren waren wir – z. T. die ganze Familie – mehrmals „drüben“. Man konnte sogar im Anschluss an einen genehmigten (!) Messe-Aufenthalt die DDR „bereisen“, und wir haben das auch mehrmals getan. Dora und ich konnten mit Sigi und Ruth sogar im Thüringer Wald (Mai 1988 in Vesser) gemeinsamen Urlaub machen. Später als Rentner war den Beiden ein Besuch bei uns in Bad Homburg erlaubt. Sie waren hoch erstaunt – schon bei der Eisenbahnfahrt kurz nach der Grenze – über den Zustand der Dörfer und Städte auf „unserer“ Seite, und sie konnten gar nicht oft genug bei uns durch den Ort spazieren. Ob sie nach verstecktem Elend suchten?

Bei unseren Aufenthalten in Leipzig/Markkleeberg gab es auch immer wieder unangenehme Vorfälle. Wenn wir zum Essen gingen, war es uns peinlich, bevorzugt bedient zu werden, wenn man uns als „Westler“ erkannte. Natürlich war da auch unsere D-Mark als Trinkgeld nicht ganz unschuldig, denn „Westgeld“ war begehrt.

– Werner war schon Student der Zahnmedizin in Frankfurt a. M., als zwei Kommilitonen der Uni Leipzig ihn in Sigis Wohnung sprechen wollten. Es war klar, dass sie nicht ohne Auftrag kamen. Woher sonst wussten sie z. B., dass Werner Student war – und sich in Leipzig aufhielt? Sie versuchten u. a. ihm klar zu machen, welche ungerechte Verhältnisse an westdeutschen Universitäten herrschten, wo angeblich nur Söhne und Töchter aus begüterten Kreisen studieren könnten – im Gegensatz zur DDR. Da würden gerade Kinder aus Arbeiter-Familien besonders gefördert. Ich beteiligte mich an diesen Gesprächen, schon aus Gründen der Gleichheit 2:2. Sie erschienen erneut bei einem späteren Besuch. Als sie erklärten, das nächste Mal wieder zu kommen, bedeuteten wir ihnen, dieses Gespräch könne dann aber nur in Bad Homburg stattfinden. Da passten sie. Es war auch ihnen klar, dass sie dazu die Erlaubnis von ihrer Behörde nicht bekommen würden.

Ruth starb noch kurz vor der Wiedervereinigung, die sie so ersehnt hatte. Bald danach kam Sigi zu uns mit einem Ford-Pkw. Seinen alten Trabi (Trabant), das „Einheitsauto“ der DDR, war er endlich los. Den Tod seiner Frau hat er nur kurz überlebt. Ihn quälten vor allem die Umstände bei ihrem Ableben: Nur ein zugängliches Telefon im Haus hätte ihr bei dem Herzanfall das Leben retten können. Man hatte ihnen aber den Anschluss verweigert, der angesichts Ruths Gesundheitszustand durchaus begründet gewesen wäre. So aber kam der Arzt zu spät. Zu Tochter Haike (mittlerweile mit Familie) haben wir noch heute eine herzliche Verbindung.

Eine andere Freundschaft aus dieser DDR-Zeit dauert ebenfalls bis auf den heutigen Tag an, mit Helga und Günter Amberg. Bei den Verhandlungen wegen meines Hauses mit dem Bürgermeister in Zedtlitz war sie als seine Sekretärin sehr hilfsbereit. Es war daher kein Wunder, dass aus dieser Bekanntschaft eine Freundschaft wurde. Der Besitz des Hauses wurde mir immer mehr zur Last. An eine Änderung der politischen Lage zwischen den Blöcken des Kapitalismus (vor allem USA) und Kommunismus (Sowjetunion) war in absehbarer Zeit überhaupt nicht zu denken. So übertrug ich der Familie Amberg eines Tages das Haus

durch eine Schenkung. Sie dachten daran, ihrem Sohn damit eine Grundlage zu geben, auf seine Fluchtpläne zu verzichten. An eine Genehmigung ihres Antrags zur legalen Ausreise war kaum zu denken.

Als sie aber dann doch ganz plötzlich in die Bundesrepublik umziehen durften, blieb ihnen nichts anderes übrig, als mein ehemaliges Haus – nun aber unter dem Druck der Ausreise – weit unter Preis zu verkaufen. Niemand dachte damals daran, dass die Wiedervereinigung sehr bald danach geschehen würde. Vielleicht

wäre eine Rückgängigmachung des Verkaufs möglich gewesen. Bei einem kurzen Besuch bei dem Käufer war zu sehen, dass er in fleißiger Arbeit modernisiert hatte. Er war zu mir kurz angebunden, wohl aus Angst, ich könnte ihm das Anwesen streitig machen. Das hatte ich jedoch auf gar keinen Fall vor. Ich habe mich gefreut, dass er das Haus meines lieben Großvaters in so guter Weise instand gesetzt hatte; Gedanken der Trauer oder gar des Neides oder Ärgers waren nicht dabei.



*Bild 58
Bei Ruth und Sigi Petermann in Markkleeberg*

*Bild 59
Der überall spürbare Unterschied zwischen Anspruch und Wirklichkeit
(Leipzig - Am Brühl, 1978)*



Die Schule (zum letzten Mal?)

Aus gesundheitlichen Gründen – nach der Wirbelsäulen-OP – und wegen der Mehrarbeit (Video-Material für die gesamte Schule herstellen) hatte man mir vier Unterrichtsstunden erlassen. Aus Altersgründen kamen noch zwei weitere hinzu. Ich musste also nur noch 22 Stunden unterrichten. Das war schon eine spürbare Erleichterung! Sie war aber nur von kurzer Dauer. Inzwischen war mein katholischer Kollege Allgaier vorzeitig in Rente gegangen. Mit seinem Nachfolger Oberstudienrat Fritz Schildt war die Zusammenarbeit glücklicherweise gleich gut geblieben.

Als aber eines Tages der Amtsarzt die Weitergenehmigung des Stundenerlasses aus Gesundheitsgründen nur dann genehmigen wollte, wenn damit eine Besserung meiner Diensttauglichkeit zu erwarten wäre, war es für mich nicht schwer, die vorzeitige Verrentung einzuleiten, zumal auch noch die Stundenzahl für meine Videoarbeit gekürzt wurde. Da nach amtsärztlicher Untersuchung keine Besserung meines Gesundheitszustandes zu erwarten war, hatte ich also nur die Wahl, entweder wieder drei Stunden mehr Unterricht zu halten oder eben in Rente zu gehen. Es stellte sich auch noch heraus, dass ich einem jungen Kollegen durch meine Entscheidung einen Arbeitsplatz verschaffen würde.

Alle Argumente sprachen also für die Rente. Nicht unwesentlich war, dass ich dann auch noch durch günstigere Steuerhältnisse finanziell besser dran war. Hatte ich einst als junger Mann dem Staat durch Arbeitsdienst, Wehrdienst und Gefangenschaft über zehn Jahre meines Lebens gegeben, so schlug jetzt nicht mein Gewissen, wenn ich einige Jahre früher als gewöhnlich aus dem Berufsleben ausschied. Zum Schuljahrsende Herbst 1978 wurde ich also BfA-Rentner

¹³³,

„Familie“ heißt ab jetzt nur noch „Ehepaar Knopf“. Von „Kindern“ kann sowieso nicht mehr die Rede sein; sie sind alle drei volljährig (und im Besitz des Füh-

erscheinens). Sie selbst waren es, die eines Tages bei den jährlichen Rundbriefen erklärten, nun könnten sie ja in eigenen Abschnitten schreiben, was ihnen des Berichtens wert sei. Sie wohnten mittlerweile nicht mehr mit uns zusammen, hatten sich also auch in dieser Hinsicht selbständig gemacht. Sie tauchen natürlich im Folgenden immer wieder mal auf, und zwar vor allem dann, wenn Unternehmungen und Erlebnisse berichtet werden, an denen sie teilhatten.

Zu gerne hätte ich – wie früher – immer wieder einmal Stellung bezogen zu neueren politischen Ereignissen in unserem Land und in der weiten Welt. Sie wären eigentlich immer dann fällig, wenn sie in hautnahe Kontakt zu unserem Leben geraten. Mir ist klar: eine Auswahl ist hier sehr schwer, wenn nicht sogar unmöglich. Denn welche Geschehnisse in der Politik haben keine Auswirkungen auf unser Leben? So werde ich es mir mehr als in Teil I verkneifen, vor allem auch des Umfangs dieses Berichtes wegen

Nicht schweigen kann ich aber über aktuelle Probleme aus der Welt der Religionen, des Glaubens und vor allem der Kirchen bei uns im Land. Wie könnte ich auch? Gehört es doch zur wichtigsten Erfahrung meines Lebens, dass auf diesen Gebieten, meist ganz unscheinbar und vielen Menschen unwichtig, die Haupt-Lebensentscheidungen fallen, vor allem, wenn man den Begriff „Glauben“ im weitesten Sinn der Bedeutung dieses Wortes versteht. Oder ist es zu viel behauptet, wenn man sagt, dass der Glaube zum Menschsein gehört wie das Licht zur Sonne? Denn gerade der Mensch, der behauptet, er glaube nichts, glaubt natürlich auch an etwas, denn an nichts glauben ist natürlich auch ein Glaube! Auch er hat seine Höchstwerte und Maximen, nach denen er seine Entscheidungen – vielleicht nur unbewusst – trifft. Luther hat das so ausgedrückt: „Woran du dein Herz hängst und worauf du dich verlässt, das ist eigentlich dein Gott“.

¹³³ Bundesversicherungsanstalt für Angestellte-

Mein drittes Leben

Wenn nicht ein neues Leben, so wurde das Rentnerdasein doch ein entscheidender Abschnitt. Längst hatte ich bemerkt, dass der Schwerpunkt meines Lebens zuvor überall lag, nur nicht in meiner Ehe und Familie. Meine Dora beschwerte sich nicht darüber; aber ich merkte, dass sie mit diesem Dasein auf Dauer nicht zufrieden sein konnte. Irgendwann sprachen wir darüber, und ich versicherte ihr, dass mit dem Ende meiner Berufstätigkeit eine Änderung von Grund auf eintreten würde.

Also: Nun war es so weit! „Knopf, halte dein Wort!“ Als erstes fuhren wir beide ein paar Tage nach Paris und besuchten einige Orte in Frankreich, die ich im Krieg kennengelernt hatte. Bei der nächsten Wahl zum Kirchenvorstand kandidierte ich nicht mehr. Damit entfiel auch eine mögliche Mitgliedschaft in der Dekanatsynode. Ebenso gab ich weitere Ehrenämter auf, z. B. in der Arbeitsgemeinschaft evangelischer Religionslehrer den Vorsitz und in der Kirchenleitung der EKHN meinen Sitz im Gesamtkirchlichen Ausschuss für Religionsunterricht.

Manche in diesen Gremien waren enttäuscht über mein Verhalten; noch mehr die, welche meinten: nun, da er Rentner ist, wird er so richtig loslegen. Vielleicht war dieser totale Rückzug auch nicht ganz richtig. Aber als warnendes Beispiel stand vor mir mein lieber Schwager und ehemaliger Mitgefangene Werner Reininghaus, der mir doch eigentlich seither so etwas wie ein Vorbild gewesen war. Ihn schätzte ich sehr, denn nicht allein in der Gefangenschaft, sondern auch in der Frage meiner Berufsfindung hatte ich ihm sehr viel zu verdanken. Er stand mit totalem Einsatz in seinem Beruf als Dozent für Religion mit einer Professur an der Pädagogischen Hochschule in Reutlingen. Die Familie atmete auf, als er endlich in Pension ging. Wie ich hatte er sich geäußert, dass er dann mehr für seine Frau da sein wolle. Aber das Gegenteil trat ein: Jetzt, da er die Verpflichtungen seines Berufes los war, begann er in der Freiheit seines Ruhestandes erst richtig, mit aller Kraft tätig zu werden.

Er plante noch schnell die Errichtung einer evangelischen Schule in Reutlingen, kurz bevor im Land Baden-Württemberg per Gesetz nur noch staatliche zugelassen sein sollten. Es wurde ein abenteuerliches Vorhaben, das ihm in bewundernswerter Weise gelang. Jedoch forderte es von ihm in jahrelangem Einsatz bis ins hohe Alter seine letzte Kraft. Schlimm war, dass er in mir in all dieser Zeit keine Unterstützung fand, da ich kein Freund konfessioneller Schulen bin – es sei denn, sie verfolgen ein spezielles pädagogisches Ziel, zu dem staatliche nur schwer geeignet sind. Und das schien mir damals nicht genug gewährleistet gewesen zu sein. Heute ist „seine“ Schule (797 Schüler in 31 Klassen) ohne Zweifel über Reutlingen hinaus eine angesehene Lehranstalt (Grund- und Hauptschule), und ich muss mein Urteil revidieren. Es ist mittlerweile sichtbar geworden, dass sie doch eine Reihe von Merkmalen besitzt, die sie als ganz besondere ausweisen. Z. B. besteht in ihr eine sonderpädagogische Förder- und Beratungsstelle, von einer Fachkraft geleitet, und in der Hauptschule findet mit einem halben Lehrauftrag eine „Beratung und Begleitung“ statt. Besonders gefördert werden die Schüler im kreativ-gestalterischen, musischen und sportlichen Bereich. Das sind aber nicht die einzigen Vorzüge; ich kann hier nicht alle aufzählen. Erwähnenswert finde ich aber die Tatsache, dass dies alles in einer Grund- und Hauptschule geschieht, die – wenn ich es recht sehe – ansonsten in unserem Land mit Sondereinrichtungen gegenüber den Gymnasien eher stiefmütterlich behandelt werden.

Als Rentner legte ich nicht von heute auf morgen meine schulischen Aufgaben nieder. Vor allem empfahl ich einen geeigneten Nachfolger für den RU und sorgte dafür, dass der Einsatz des Fernsehens im Unterricht im seitherigen Umfang weiter ging. Ich fand sehr bald einen jüngeren Kollegen, den ich umfassend einweisen konnte. Das dauerte fast ein halbes Jahr; aber dann sagte ich meiner lieben Georg-Kerschensteiner-Schule endgültig Lebewohl. Ich stehe aber heute noch in guter Verbindung mit ihr, trotz der großen Ent-

fernung von meinem jetzigen Wohnsitz. Hinzu kommt, dass sie in das benachbarte Oberursel verlegt und mit der dortigen Beruflichen Schule vereint worden ist. Sie ist nun nicht mehr „meine Schule“. Den Bad Homburger konservativen Kommu-

nalpolitikern waren wir nie ein Herzensanliegen. Bei ihnen rangierten wir weit hinter den beiden Gymnasien, und sie werden sich gefreut haben, die ungeliebte und unpopuläre Lehranstalt losgeworden zu sein.

Das Reisemobil

Mehr als es vielleicht bisher in diesem Bericht bis jetzt deutlich wurde, hatten wir eine enge Verbindung zur Familie Cordes. Das galt auch noch nach deren Umzug nach Rheinland-Pfalz. Natürlich sahen wir uns nicht mehr so oft wie in der Büdinger Zeit. Aber da sie ja Lores Eltern und die Verwandten, die jetzt in Cordes' Haus wohnten, immer wieder besuchten, führte ihr Weg über Bad Homburg und in die Flurstraße. Außerdem waren sie mit den verschiedenen Reisemobilen, die Wolfgang ausgebaut hatte, oft unterwegs und damit auch gelegentlich bei uns. Aus dem Ehepaar Cordes war übrigens inzwischen eine Familie geworden, seit sie zunächst zwei Mädchen aus Indien, Munu und Sunanda, und ein Jahr später ein drittes, Usha, adoptiert hatten (Bild 60).

Schon in der Bauzeit ihres Hauses in Sonnschied bei Kirn an der Nahe machten wir dort einen Besuch und bestaunten nicht nur die herrliche Lage mit einem weiten Blick über das Hunsrück-Gebirge. Auch das Haus selbst war großzügig geplant. Im Jahr darauf bot es seinen Bewohnern manche Vorzüge, wie einen großen Kamin, an dem wir am Abend zusammensitzen und Gespräche führen konnten. Außerdem war im Haus ein Warmwasserschwimmbad, in dem unsere Kinder mit Munu und Sunanda (und später mit Usha) herumtollten. Vor allem Wolfgang war dieser Luxus vom Arzt aus gesundheitlichen Gründen dringend empfohlen worden. Unsere Drei waren übrigens (außer den Sonnschieder Kindern) die ersten engeren Spielkameraden für die drei Mädchen seit deren Ankunft. Der Beweis dafür blieb nicht aus: Wieder in Bad Homburg angekommen, mussten wir die Kopfläuse bekämpfen, die die Mädchen aus dem anderen Kontinent mitgebracht hatten.

Die Drei entwickelten sich prächtig, lernten sehr schnell die deutsche Sprache und kamen auch in der Schule gut mit. Alle drei schafften die Mittlere Reife und eine Berufsausbildung, Sunanda sogar die Meisterprüfung für Hauswirtschaft. Sie war ein fröhlicher, immer hilfsbereiter Mensch. Leider muss ich schreiben „sie war“, denn sie starb ganz plötzlich am 22. Juni 2002. Insbesondere für Lore war dies ein harter

Schlag, als wir beide aus einer Tagung herausgeholt wurden mit dieser Nachricht; Sunanda hinterließ ihren Ehemann und den achtjährigen Sohn Daniel. Aber alle, die sie kannten, empfanden ihren Tod als bitteren Verlust – vor allem die Behinderten, mit denen sie in der „Kreuznacher Diakonie“ gearbeitet hatte.

Noch während meiner Dienstzeit begeisterten mich die Fahrten, die das Ehepaar Cordes veranstaltete – früher oft zusammen mit Freunden, natürlich später auch mit den drei Mädchen. Wolfgang hatte sich mit der Zeit spezialisiert im Einrichten herkömmlicher VW-Busse bis zum Ausbau von recht komfortablen Reisemobilen. Er war überhaupt handwerklich sehr geschickt und hatte nicht nur in seinem neuen Okal-Fertighaus in Büdingen, sondern auch für unser Haus verschiedene Möbel gebaut. Dabei verwendeten wir Pressspanplatten, die mit kleinen – für uns kaum bemerkbaren – Fehlern von einer Tischtennisplatten-Fabrik preiswert angeboten wurden. Sie waren bereits beschichtet und sparten uns viel Arbeit beim Auftragen der von uns gewählten Farbe.

Obwohl er nie irgend ein Handwerk gelernt hatte, fertigte er als Hobby eine Vielzahl von kleinen Automodellen aus Pappe und Papier, z. B. eine ganze Armada von Feuerwehr-Fahrzeugen in einer Perfektion, denen man die Hand des Laien nicht ansah; durch Lackieren wurden sie sehr stabil und sahen erstaunlich echt aus. Unser Werner war begeistert – und zum Nachmachen angeregt. Für seine H0-Modellbahn begann er, selbst Wagons und Autos in ähnlicher Weise wie Wolfgang herzustellen. Mein Bad Homburger Freund und versierter Modellbauer Werner Paulsen, dem diese Arbeiten gefielen, zeigte Werner die Technik, solche Fahrzeuge aus Blech (z. T. aus alten Konservenbüchsen) herzustellen und nun zu löten statt zu kleben. Das war wohl der Anfang seiner späteren Modellbau-Tätigkeit, in der er es nicht nur zu beachtlichen Fertigkeiten brachte, die ihn sicher aber auch für seinen späteren Zahnarzt-Beruf schulten.

Nun, als Rentner, wurde für mich der Besitz eines eigenen Reisemobils erst

richtig interessant. Unter Wolfgangs Anleitung planten wir in seiner geräumigen Werkstatt (zwei nebeneinander liegenden Garagen ohne Zwischenwand, Bild 61) aus je demselben Autotyp für jede Familie ein solches Wohnmobil zu bauen. In Frage kamen der Mercedes 207 D oder der VW LT-28 Diesel. Beide waren Hochraum-Kastenwagen. Der Rauminhalt stimmte bei beiden Typen überein, der VW aber war etwas breiter, kürzer und niedriger und entsprach damit mehr unseren Ausbau-Vorstellungen. Wir wählten also ihn, im Weiteren gelegentlich kurz „LT“ genannt.

Nachdem uns die Maße bekannt waren, begaben wir uns sofort an die genauere Planung. An die 100 Zeichnungen (mit Einzelauszügen) hatte ich gefertigt, ehe wir an Bestellung und Kauf des Wagens denken konnten. Wolfgangs Pläne waren ähnlich; er musste allerdings die Inneneinrichtung für 5 Personen konzipieren, während ich nur drei Plätze vorsah.

Im Oktober 1978 bestellten wir die beiden Fahrzeuge, marinogelb – und am 13. Februar 1979 fuhren wir mit der Bahn nach Hannover, um im dortigen VW-Werk unsere Wagen abzuholen. Es war ein eiskalter Tag, als wir auf der Autobahn heimwärts fuhren. In der Nacht davor war Schnee gefallen, und es wurde eine rutschige Sache. Froh waren wir, als wir die Steilstrecken vor Limburg an der Lahn hinter uns hatten. Auf den Straßen längs der Lahn und Nahe waren wir schon versierte LKW-Fahrer und kamen wohlbehalten in Sonnschied an.

Schon an den Vortagen hatten wir die notwendigen Materialien und Einbauteile eingekauft. Nach Beratung durch den Verkäufer entschied ich mich für den Luxus „fließendes Wasser“ und das auch noch warm (Durchlauferhitzung vom Motor-Kühlwasser). Letzteres hat sich sehr gut bewährt: Die Erwärmung war gewissermaßen kostenlos und die zusätzliche Kühlung des Motors an heißen Tagen ein willkommener Nebeneffekt. Außerdem konnte man in der eingebauten Dusche (+ WC – jawohl: Wasserklosett) nun auch warmes Wasser verwenden, ohne es über den nicht gerade billigen Gasvorrat erhitzen zu müssen. Der wurde ja auch für den Küchenherd (3 Flammen) gebraucht.

Elektrischer Strom zur Beleuchtung und für den Betrieb der Umluft-Heizung (Radio, Rasierapparat usw.) kam aus einer zweiten Autobatterie, die von der dazu stärkeren Lichtmaschine des Motors geladen wurde. Frischwasservorrat (ca. 100 Liter) enthielt ein Tank unter einem der Betten; Abwasser aus Wasch- und Spülbecken (ca. 80 l) sammelte sich in einem flachen Tank unter dem Boden. Die Querlüftung des Wohnteils (vom Führerhaus mit einer Schiebetür getrennt) war durch eine Öffnung nach unten und ein Kippfenster (+ Ventilator) im Dach einbruchssicher gewährleistet. Als dritte Liegestatt diente ein hochklappbares Lattenrost-Bett

Kein Luxus war die Stereo-Anlage, denn mit ihr konnte man auch „fern der Heimat“ deutsche Sender hören. Auf Fernsehen verzichteten wir: Unser FS war ein gutes Fernglas! Für die Mitnahme von zwei Fahrrädern befand sich an der Rückseite des Wagens ein Halter.

Viel Arbeit stand uns also bevor! Am heikelsten war es, mit der Stichsäge für die Fenster und Lüftung die Öffnungen in die Karosserie auszuschneiden. Dazu war ich im Anfang nicht mutig genug. Da half mir Wolfgang. Eines Tages erschien Werner, der während seiner Semesterferien vor allem die Holzarbeiten (Isolierung der Wände, Einbauschränke und Tisch) erstellte (Bild 62). In meiner Mechaniker-Lehrzeit meinte mein Ausbilder Wilhelm Schleich: „Ein Schlosser oder Mechaniker kann alles!“ Aber jetzt zeigte sich, dass zwischen „können“ und „gut können“ doch ein gewaltiger Unterschied besteht. So ergänzten wir uns aufs Beste und wurden ein ideales Team; ich beschränkte mich mehr auf die Metall- und Installationsarbeiten (Elektro, Wasser und Gas, Bild 63).

Wolfgang war auch nicht allein; er hatte in Munu eine eifrige und fleißige Helferin. Für Lore war diese Zeit nicht leicht, denn sie war ja noch als Religionslehrerin berufstätig. Sie sorgte vor allem für unser leibliches Wohl. Werner und ich schwärmen noch heute von ihrer routinierten Kochkunst. So war eigentlich alles fast ideal. Dennoch entstand langsam Unfriede. Mir ist es im Rückblick nicht ganz klar, warum. Natürlich waren wir uns oft vor allem an

Wolfgang's sehr guter Tischkreissäge im Wege. Ebenso benutzten wir immer wieder auch mal sein Werkzeug. Unser Arbeitstempo hatte zur Folge, dass wir schneller voran kamen.

Immer mehr verschwand die Hoffnung auf unser Ziel: in unseren zwei Fahrzeugen mit unseren Familien gemeinsam als Erstes eine Griechenland-Fahrt zu unternehmen. Vielleicht war es auch meine Ablehnung, in unserem Wagen einen Raum vorzusehen für einige „Luftlande-Bleche“, die uns helfen sollten, wenn wir z. B. einmal auf sandigem Boden versinken. In meinem Wagen wäre zweifellos mehr Platz gewesen, da er für nur drei Personen vorgesehen war. Aber: einmal gebraucht, hätten die dann verbogenen Bleche nicht mehr an ihre Stelle im Wagen gepasst. Ich hatte da Erfahrung aus der Kriegszeit. Die Praxis später hat mir bestätigt: Wir hätten sie gar nicht gebraucht! Denn nur einmal saßen wir im Sand fest, und da half uns ein Traktor, der in der Nähe arbeitete. Das hat uns damals nur ein Trinkgeld und eine Flasche Wein gekostet.

Jedenfalls war das „Klima“ eines Tages so verändert, dass wir uns zur Trennung entschlossen. Die noch nötigen Arbeiten konnten wir ohne Schwierigkeit in Bad Homburg ausführen. Werner fertigte noch schnell auf der Kreissäge – die wir ja damals noch nicht besaßen – die Bauteile für eine Reihe von Schubladen, die er dann zu Hause zusammenfügte. Die

sonstigen Restarbeiten (Farbanstrich und Polster, deren Bezüge Dora nähte) waren bald erledigt, sodass jetzt der Wagen – nunmehr als Reisemobil – zum TÜV vorgefahren werden konnte.

Der Prüflingenieur war ein Krümelsucher. Die beiden Sicherheitsgurte im Wohnteil genehmigte er nicht, weil ihre Befestigung unter der Wandisolation nicht sichtbar war. Ein Foto beim Einbau genügte ihm nicht. Mir war es eigentlich recht. Damit war die Zahl der Personen auf drei beschränkt - für Fahrer, Beifahrer und auf der Motorhaube ein Notsitz. Er wollte sich schon verabschieden, als er entdeckte, dass das Plexiglasfenster im Dach kein Prüfzeichen trug. Bitten und Flehen halfen uns nicht. Wir mussten unverrichteter Dinge abziehen. Zum Glück meinte er noch, wenn das Fenster eine Blechklappe wäre, könne er sie anerkennen. Ein Anruf beim Hersteller ergab, dass seit Neuestem das Prüfzeichen nicht mehr erforderlich sei. Um allen Schwierigkeiten aus dem Weg zu gehen, bördelte ich aus Aluminiumblech eine „Fenster“klappe – die bei einem nochmaligen Vorfahren (in Mainz!) gnädig genehmigt wurde. Noch am selben Abend tauschte ich das Blech aus, und wenn der Wagen noch heute fahren würde, so würde es mit dem nicht genehmigten Fenster geschehen und der Amtsschimmel könnte fröhlich weiter wiehern.



*Bild 60
Sunanda, Munu und Usha Cordes (v.l.n.r.)*

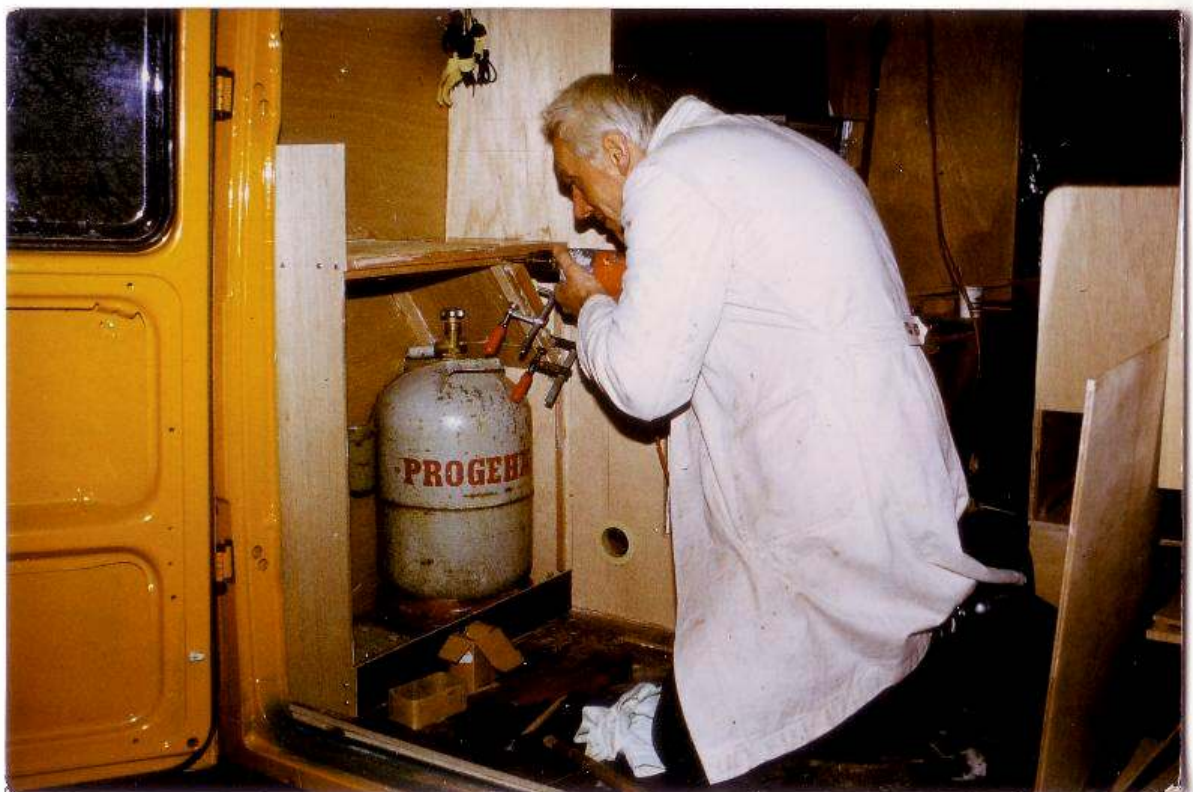
*Bild 61
Die beiden VW-LT-Kastenwagen beim Ausbau*





*Bild 62
Werner beim Leimen der Tischplatte*

*Bild 63
Bei den Installationsarbeiten*



Die „Jungfernfahrt“ (Mai bis Juni 1979)

Sie ging an die Nordsee – das war Doras Wunsch. Mit von der Partie war ihre Schwester Gudrun. Ihr Ehemann Peter war am 14. Mai 1974 plötzlich an einem Aneurysma¹³⁴ im Kopf verstorben. Es war damals für uns eine furchtbare Nachricht, als Tochter Dorle gegen Mitternacht bei uns anrief und uns den gerade eingetretenen Tod ihres Vaters meldete. Gudrun fuhr später öfter mit uns, denn es war uns ein unerträglicher Gedanke, dass wir als glückliches Ehepaar durch die Gegend reisten und sie als Witwe bestenfalls unsere Grußkarten empfing. In der Lüneburger Heide übernachteten wir zum ersten Mal inmitten eines blühenden Heidekrautfeldes. Auf ihm lag am Morgen der Nebel und dort, wo die Sonne hinkam, glitzerte der Tau wie tausend Diamanten. Es muss ein solcher Tagesanbruch gewesen sein, den Cat Stevens zum ersten Mal mit dem Lied von Eleanor Farjcon besang: „Morning has broken like the first morning“. Es steht übrigens auch in einer deutschen Übersetzung unter der Nr. 455 im „eg“ (Evangelisches Gesangbuch). Ich hatte es auf Cassette dabei, und es ertönte noch auf mancher späteren Fahrt bei solchen schönen Sonnenaufgängen. Es wurde zum „Lied dieser Fahrt“.

Zwei Einfälle hatte ich an diesem Morgen: 1.: Wir sollten, wenn es irgend ging, nicht auf Camping-Plätzen übernachten. Nicht des Geldes wegen; es war einfach romantischer – und vor allem spannender, einen schönen Platz abends zu suchen und zu finden. Dafür galt der Grundsatz: Was nicht verboten ist, ist er-

laubt. Und es gab in allen Ländern, durch die wir fuhren – auch in unserem Land der Ordnung und der Verbote – immer wieder breite Wege, an denen kein Verbotsschild stand und ein Platz, wo wir niemanden störten. 2.: Für jede größere Fahrt wählte ich vorher irgend ein Lied oder Musikstück aus dem Repertoire meiner Cassetten-Sammlung, das dann, wenn es mal wieder besonders schön war, aus den Lautsprechern unseres rollenden Heimes ertönte.

In Cuxhaven stellten wir unseren LT auf dem Parkplatz der Helgoland-Fähre ab, mit der wir am nächsten Tag die Insel besuchten. Quer durch den Süden Schleswig-Holsteins fuhren wir dann nach Plön zu einer Schulfreundin von Dora, deren großen Gutshof wir besichtigten. Sie wies uns am Abend nach einem Zusammensein mit guten Gesprächen und nicht nur einem Glas Wein einen wunderschönen Übernachtungsplatz am Rande eines ihrer riesigen, blühenden Rapsfelder zu.

Neben vielem anderen Sehenswertem war auf dieser Fahrt am interessantesten ein Besuch bei A. Paul Weber in Schretstaken in der Nähe von Ratzeburg. Wir hatten Glück, ihn selbst in seinem Atelier bei der Arbeit anzutreffen und sprechen zu können. Er war erfreut zu hören, dass etliche seiner Bilder im Religionsunterricht der Beruflichen Schulen mit gutem Erfolg verwendet werden konnten.

Ein kleiner Schönheitsfehler dieser Fahrt war, dass Werner nicht teilnehmen konnte. Deswegen planten wir und führten auch durch:

¹³⁴ Erweiterung einer Arterie.

Eine Englandfahrt mit Werner (23. Juli bis 29. August 1979)

Sie begann sogleich mit einer peinlichen Panne. Diese war das Ergebnis unseres „Patentes“: fließendes Wasser. Es floss immer dann, wenn durch Öffnen eines Hahnes ein Druckabfall im System erfolgte. Und es floss auch, als wir noch gar nicht weit auf unserem Weg nach Calais waren. Plötzlich kam Wasser aus dem Wohnteil zu uns in das Führerhaus geplätschert. Der Schreck war groß. Was war geschehen? Ein Schlauch an der Pumpe hatte sich gelöst. Also: Druckabfall – die Pumpe begann zu arbeiten, das Wasser floss, aber nicht in die Leitung, sondern ins Freie. Und das hieß: am Boden entlang nach vorne. Zum Glück, denn so haben wir die Überschwemmung sofort gemerkt. Bei nächster Gelegenheit wurde ein Schalter eingebaut, der die Pumpe abschaltete, wenn sie nicht gebraucht wurde, z. B. während der Fahrt.

Von Calais nach Dover „flogen“ wir mit dem Luftkissenboot über den Kanal und fuhren zuerst stracks nach London. Soll ich jetzt den Leser langweilen mit einzelnen Berichten von dem, was wir alles besichtigt haben? Wer's genau wissen will, der lese in unserem Bordbuch nach. Werner, der nicht zum ersten Mal „auf der Insel“ und in ihrer Hauptstadt war, erwies sich als perfekter Fremden- (sprich: Vater-) Führer und Dolmetscher; mein an sich schon dürftiges Schul-Englisch war durch Krieg und Gefangenschaft überdeckt von Französisch und Russisch. Er vergaß nichts Wichtiges, was „man“ gesehen haben musste – sogar das Harrods-Kaufhaus war dabei. Im Stadtteil Barking hatten wir für die ganze Zeit unser „Haus“ in einer Nebenstraße abgestellt und erreichten dank einer Dauerfahrkarte mit öffentlichen Verkehrsmitteln alle Sehenswürdigkeiten, die uns interessierten. Werner wäre kein Eisenbahn- und Straßenbahn-Fan, wenn er die RH&DR (Romney Hythe and Dymchurch Railway) ausgelassen hätte. Beinahe wäre ich irrtümlich eingestiegen und ohne ihn weggefahren, was er zum Glück in letzter Sekunde verhinderte.

Wir waren schon dabei, „the capital“ zu verlassen, als wir beim Einfahren in

einen „round-about“ – der Kreisverkehr war in Great Britain schon viel weiter verbreitet als bei uns (sogar auf der Autobahn!) - einen brennenden Kleinlastwagen sahen. Es rauchte zunächst nur im Motorraum, aber der Fahrer hatte offenbar sein Fahrzeug schon aufgegeben, denn er räumte in großer Eile alle möglichen Teile aus. Werner stoppte, schnappte sich unseren Feuerlöscher und hatte im Nu die Flammen erstickt. Da kam mit Gebimmel und Trara die Feuerwehr angebraust. Ich weiß nicht, was bei den Männern größer war, die Enttäuschung über den verpasssten Einsatz oder die Verwunderung über unseren kleinen Löscher. Nach vielen Shake Hands und fröhlichem Schulterklopfen löste sich die inzwischen entstandene Ansammlung Neugieriger in Wohlgefallen auf. Stolz fuhren wir weiter, stolz, weil wir „Germans“ etwas für die Völkerverständigung hatten tun können.

In Richtung Westen ging es jetzt nach Cornwall über Westminster (schöne Kathedrale!), dann Exeter (Partnerstadt von Bad Homburg), das wir einschließlich Kathedrale besichtigten. Selbstverständlich ließen wir auf dem Weg dorthin das sagemumwobene Stonehenge nicht aus. Quer durch den Dartmoor National Park („beeindruckende Landschaft, Heide, Erikabüsche, Farne. Schafe weiden über die Straße hinweg“ – laut Bordbuch). In der Nacht standen wir am Steilhang der Bucht von Pensance, gegenüber dem Mount St. Michel, der Küste vorgelagert (Bordbuch: „... bisher schönster Standplatz!“), fast wie der Mont-Saint Michel in der Normandie. Nun war es nicht mehr weit bis zur Westspitze von Cornwall: Land's End, der westlichste Punkt Englands. Weiter ging's nicht; also zurück der Nordküste entlang – immer mit Blick auf das Meer („unzählige Sehenswürdigkeiten“ – Bordbuch!!).

Von Bristol befuhren wir die berühmte Severn-Bridge nach Newport – und waren plötzlich nicht mehr in England (aber noch in Great Britain!), sondern in Wales. Es war Werners geheimes Ziel, denn von hier aus hatte er als Oberschüler auf einer internationalen Schüler-Freizeit England und Wales „entdeckt“.

Hätte ich den Ortsnamen nicht - Buchstaben für Buchstaben – notiert, wäre er längst vergessen: Er ist meines Wissens einer der längsten der Welt. Wer hätte ein Gedächtnis für:

LLANFAIRPWLLGWYNGYLLGOGERYCHWYRNDROBWYLLLLANTYSILIOGOGOGOCH ?

Das bedeutet ins Englische übersetzt etwa „St. Mary’s Church in the Hollow of the White Hazel near a rapid Wirlpool and the Church of St. Tysilio near the Red Cave“. Auf deutsch: „Kirche St. Maria in der Talmulde des weißen Haselbuschs nahe einem reißenden Strudel und der Kirche des St. Tysilio in der Nähe der Roten Höhle“.

Wales war aber nicht Werners letztes Ziel, sondern die Ffestinog Railway, eine ehemalige Werks-Schmalspur-Bahn. Sie transportierte früher aus einem Schieferbruch Platten für die Dächer der Welt. Der Zug rollte 20 Kilometer über immer gleiches Gefälle hinunter ans Meer, zum Hafen Porthmadog. Dort wurde der Schiefer auf Schiffe umgeladen. Pferde, die die Talfahrt in einem Extra-Waggon mitgemacht hatten, zogen dann den leeren Zug wieder den Berg hinauf. Auf dieser Trasse fährt heute eine Touristikbahn, eben die Ffestinog Railway. Von ihr weiter zu berichten, ergäbe ein besonderes Buch (davon gibt’s schon viele – WEK).

Nach einer Schieferbruch-Besichtigung (plus Verarbeitungsanlagen) wanderten wir eine ähnliche Trasse entlang und fanden, in einem Bach liegend, eine alte, verrostete Achse eines Güterwagens. „So ein Rad (Gusseisen mit S-förmigen Speichen) sollte man als Souvenir für daheim mitnehmen, natürlich nicht die ganze Achse!“ Diese Idee hatten wir beide zugleich. Im Wagenwerkzeug hatten wir aber keine Metallsäge. Im nächsten Ort kauften wir eine, wanderten wieder das Tal hinauf und machten uns, mit Gummistiefeln im Wasser stehend, an die Arbeit.

Werner stand Schmiere, während ich munter zu sägen anfang. Da hatte ich mir etwas vorgenommen! Die Achse hatte einen Durchmesser von ungefähr 80 mm. Ich kam kaum vorwärts. Wir lösten uns gegenseitig ab. Immer wieder musste die Arbeit unterbrochen werden, weil Wanderer des Wegs kamen. Als Werner mal nicht richtig aufpasste, kam uns ein Mann zu nahe, und ich warf die Säge weg, um

nicht mit ihr in der Hand gesehen zu werden. Das hätte ich nicht tun sollen! Überhaupt waren wir viel zu ängstlich: Niemand kümmerte sich um uns. Als ich das Werkzeug wieder in die Hand nahm, merkte ich,

dass der Bakelitgriff zerbrochen war. Was tun? Ich umhüllte eine Seite des Sägeblattes mit einem Lappen und arbeitete weiter. Das war sehr mühsam, und wir mussten schließlich die ganze Aktion aufgeben, obwohl wir nur noch wenige Millimeter zu sägen hatten, weil es mittlerweile dunkel geworden war. Traurig gingen wir zum LT zurück.

Ohne unsere Trophäe fuhren wir also am nächsten Tag weiter und erkletterten den höchsten Berg von England und Wales, den Snowdon (1085 m). Wir hätten gerne die Bahn benutzt; aber sie war überfüllt und zu teuer. Also ging’s zu Fuß! Die letzten Meter lagen im Nebel, nur ein kurzer Blick ins Llanberis-Tal war uns vergönnt, dann zwei Stunden Abstieg.

Hier einige Ausschnitte aus unserem Fahrtenbuch, sonst wird’s doch noch ein langweiliger Bericht: „Ausgedehnte Fußwanderung auf der Trasse der Welsh Highland Light Railway durch Felseneinschnitte, durch Tunnels, über Brücken und Dämme bis Beddgelert“; – „Phantastischer Standplatz mit Weitblick über Menai Strait zur Isle of Anglesey!“ – „Einsamer Übernachtungsplatz. Wie weit ist wohl der nächste Mensch? – Ein Rebhuhn fliegt auf unser Dach, tappt und pickt herum. Regen, Regen, Regen. - Die Schwalben fliegen so tief, dass man sie mit Maulwürfen verwechseln konnte“.

Endlich lag Crich bei Matlock in Derbyshire vor uns, bekannt durch das große Freiland-Straßenbahn-Museum. Werners Hobby-Liebe war damals neben der Eisenbahn auch die Straßenbahn. Sie ist in England fast ganz verschwunden; der Bus hat sie verdrängt. In einem großen Depot kann man über 50 der verschiedensten Straßenbahnen besichtigen, uralte und neue, Pferdebahnen, Dampfbahnen und elektrisch betriebene. Und nicht nur besichtigen: sie alle können noch fahren – zur großen Freude der Besucher. Ein ehemaliges Steinbruchgelände steht dazu zur Verfügung, in dem die interessantesten Typen sich hin- und herbewegen.

Erbaut wurde es und betrieben wird es durch Spenden und in ehrenamtlicher Arbeit.

Wir betraten ein Souvenir-Lädchen, in dem neben „Firlefan“ (der Verkäufer hörte dieses Wort und wollte eine Übersetzung haben) auch allerlei für den Straßenbahn- und Eisenbahn-Modellbau angeboten wurde. Werner kaufte einige Bausätze. Dabei kamen wir mit dem Verkäufer (von dem sich später herausstellte, dass er im Direktorium des Museums saß) ins Gespräch. Es stellte sich heraus, dass er ebenfalls Lehrer an einer Art Berufsschule in der Nähe von Derby war. Unvergessen sein Gesichtsausdruck, als er von meiner frühen Pensionierung hörte! Beim Abschied bedauerte er, dass wir nicht ein paar Tage später gekommen seien: Am Bank-Holiday¹³⁵ fände nämlich im Museumsgelände ein großes Fest mit vielen Attraktionen statt. Selbst die Royal Air Force sei mit tollen Verbandsflügen dabei. Heißluft-Ballon-Aufstieg, Dampfwalzen und Dampftraktoren usw. usw. seien da zu sehen. Als wir Bedenken äußerten, dass wir mit einem Reisemobil unterwegs seien und einen Standplatz benötigten, lachte er laut heraus: Nichts sei leichter als das! Wir sollten nur sagen, dass wir Colins Gäste seien, dann bekämen wir sofort einen Platz auf dem Feld für „Members and VIPs“ (Mitglieder und Very Important Persons – sehr wichtige und bedeutende Personen). Wir sagten unser Kommen zu und änderten sofort für die nächsten Tage unseren Reiseplan. Wozu fuhren wir mit einem Reisemobil, mit dem man nicht an eine einmal festgelegte Fahrtroute gebunden ist?

Coventry war nun das nächste Ziel. Im vergangenen Krieg war diese Stadt meines Wissens eine der ersten Englands, auf die ein brutaler Angriff der deutschen Luftwaffe geflogen wurde, bei dem auch viele Zivilpersonen ums Leben kamen. Es entstand in Deutschland damals sogar das später geflügelte Wort „coventrieren“ (statt „ausradieren!“). Eintrag im Bordbuch angesichts der zerstörten Kathedrale:

¹³⁵ Arbeitsfreie Tage in Großbritannien, seit 1871 gesetzlich geregelt. Ursprünglich ruhte an diesen jegliche Geschäftstätigkeit, auch die Banken (daher der Name) blieben geschlossen.

„Warum fiel Willy Brandt nur in Auschwitz auf die Knie?“

Natürlich zeigte mir Werner auch Warwick, den Anfang seiner Englandliebe. Noch als Schüler hatte er hier auf Empfehlung seines Englischlehrers Noll eine internationale Schülerfreizeit besucht. In guter Erinnerung ist mir noch die Fahrt durch die malerischen Orte der Cotswolds. Selbstverständlich ließen wir Stratford-upon-Avon, Shakespeares Wohn- und Sterbeort, nicht links liegen. Aber dort war der Touristenrummel derart penetrant, dass wir uns nicht länger aufhielten. Als Kulturbanausen interessierten uns auch später immer wieder mehr Natur, Landschaft, Leute und – Technik.

A propos Leute: Der Termin des Festivals im Tramway Museum nötigte uns allmählich, Crich anzusteuern. Es wurde Zeit, nach einem Übernachtungsplatz Ausschau zu halten. Das war immer eine spannende Angelegenheit. Wald war weit und breit nicht zu sehen. Also machten wir in einer Talsenke auf einem Feldweg, der breit genug war (dass an uns Fahrzeuge vorbeikommen konnten) Halt. In der Nähe war keine Ansiedlung zu sehen. Da hatten wir uns aber getäuscht. Es dauerte nicht lange, da kam ein Pkw auf uns zu gefahren. Ihm entstieg eine Dame, begleitet offenbar vom Sohn, die uns fragte, was wir hier wollten. Wir erklärten ihr, nur eine Nacht bleiben zu wollen. Sie meinte, das könne nur ihr Mann erlauben, den wolle sie fragen. Als sie zurückkam, lud sie uns zum Frühstück ein. Das ließen wir uns nicht zweimal sagen und waren also am nächsten Morgen Gäste auf der „Pepperhill Farm“. Werner mit seinem guten Englisch imponierte, wohl auch die Tatsache, dass er mit seinem Vater England bereiste. Beim Abschied luden wir den Sohn zu einem Gegenbesuch in Germany ein. Leider hat er uns nicht beim Wort genommen. Das bedauerten wir sehr, denn eine Freundschaft über die Grenzen unserer Länder hinweg hätte uns – besonders Werner – sehr gereizt.

Es war ein glanzvoller Abschluss unserer Fahrt: Bank Holiday im Straßenbahn-Museum, als Gäste Colins. Unser Wohnmobil durften wir tatsächlich auf dem „Carpark for VIPs“ abstellen. Das war natürlich Balsam auf unsere Seelen! Über uns hatte schon das Festprogramm begonnen: ein Doppeldecker zeigte seine

gewagten Kunststücke, eine Staffel der RAF (Royal Airforce) brauste mit Getöse und Farbwolken hinter sich herziehend über uns hinweg, eine Fliegende Festung drehte ihre Runden, ein Heißluftballon stieg unter dem Hallo der Zurückbleibenden auf. Eine vielfältige Ausstellung zeigte u. a. alte Maschinen, Traktoren, landwirtschaftliche Maschinen, Oldtimer-Autos, Dampfwalzen und Dampfmobile, die Messingteile blank geputzt. Alte Jahrmarktsorgeln waren zu sehen, darunter ein großes Prachtstück, gezogen und betrieben – über einen Dynamo – von einem Dampftraktor. Bekannte Musikstücke übertönten fast die strammen Weisen einer Militär-Blaskapelle. Und das alles geschah inmitten hin- und herfahrender Straßenbahnen, altgedienter Fahrzeuge der verschiedensten Arten.

Bis in die späte Nacht hinein saßen wir nach Sonnenuntergang noch mit Colin bei einer Flasche portugiesischem Wein zusammen und diskutierten über „Gott und die Welt“. Es war am nächsten Morgen

kein Abschied für immer. Colin besuchte uns in der Folgezeit mehrmals in Bad Homburg. Vor allem war Frankfurt mit seinen Straßen- und Schnellbahnen für ihn ein wahres Eldorado. Nicht nur mit dem „Äppelwoi Express“ fuhr er; er durfte, da er die Fahrerlaubnis besaß, sogar einmal einen echten Straßenbahnzug steuern.

Bleibt nur noch zu berichten, dass wir am übernächsten Tag von Ramsgate aus wieder zurück zum Festland „flogen“ und noch in der Nacht wohlbehalten daheim ankamen, zur großen Freude von Dora. Etwas Lustiges aber muss ich noch anfügen: Als Werner im Kreis seiner Kommilitonen von dieser Fahrt mit mir berichtete, meinten die, den Vater möchten sie ja gerne einmal kennenlernen, mit dem er es über fünf Wochen im Reisemobil ausgehalten hatte. Diesen Gefallen konnten wir ihnen ohne Weiteres tun. In einer Frankfurter Kneipe trafen wir uns nach einigen Wochen. Hier breche ich ab ...

Spanien-Reise mit Dora (09. 05. - 25. 06. 1981)

Größere und kleinere Fahrten hatten inzwischen stattgefunden. Einen lückenlosen Bericht würde der clevere Leser sicher überspringen; Mut zur Lücke ist hier gefragt. Das gilt auch für einzelne Sehenswürdigkeiten, die man „unbedingt gesehen haben muss“. Es ist uns aber bestimmt nicht ergangen wie dem biederen Besucher des Museums Berlin-Dahlem. Auf die Frage, ob er da auch das berühmte Gemälde von Rembrandt gesehen habe „Der Mann mit dem Goldhelm“, soll er geantwortet haben: „Wenn es da hängt, dann habe ich´s auch gesehen!“

Die Anfahrt nach Spanien führte uns durch die Schweiz, wo wir ein „Besüchle“ bei Thomas Schmidhofer und Familie in Tifers bei Fribourg machten. Zur Erinnerung: Thom ist ein Freund aus der sowjetischen Gefangenschaft und der großzügige Spender des Fiat 600, unserem ersten Auto. Es gab viel zu erzählen, bis in die Nacht hinein. Am Genfer See entlang waren wir bald am nächsten Tag an der französischen Grenze. Gleich machten wir noch einen Besuch bei Celestine Dégout, dem Besitzer der Wiese auf einem kleinen Hügel hoch über Grenoble, auf der wir bei der Frankreichfahrt im April 1980 den konkurrenzlos schönsten Übernachtungsplatz aller LT-Fahrten – vorher und nachher – erlebt hatten (Bilder 64 und 65). Die Freude war groß, besonders über die Fotos, die wir mitgebracht hatten. Ein zweites Mal wollten wir auf unserem schönen Platz nicht übernachten; zu Fuß besuchten wir ihn vor der Weiterfahrt – jetzt war er gut eingezäunt.

Anschließend fuhren wir durch herrliche enge Schluchten (Gorges du Verdon, Gorges de la Bourne), bei Avignon über die Rhone (natürlich nicht über den vielbesungenen Pont d'Avignon) nach Carcassonne und befolgten den Rat unseres Baedekers, diese einzigartige Stadtburg zu besichtigen. Das noch gut erhaltene Festungswerk erreicht man in der Cité durch ein Gewirr winkliger Gassen. Wir hielten uns aber nicht lange auf, holten uns nur „Appetit“ für eine spätere Südfrankreich-Fahrt und steuerten nun direkt auf die schneebedeckten Pyrenäen zu, in

deren hügeligem Vorland wir bei einem kurzen Halt noch einen Blick zurück auf die malerische Stadt warfen.

Nun ging es unaufhörlich bergauf bis Andorra, etwa 940 – 2400 m hoch (Fahrtenbuch-Eintrag „fürchterlicher Rummel!“). Wir taten das, was die meisten hier tun: einkaufen, und zwar vor allem ein Weitwinkel-Objektiv für unsere Canon-Kamera, preiswert durch günstige Zollverhältnisse. Jetzt aber gab es kein Halten mehr; stracks ging es durch bis Barcelona. Man ist versucht, zu schwärmen von dem, was es hier alles zu sehen gibt. Aber was ist das neben Granada mit seiner Alhambra und Generalife, oder in Cordoba die Kathedrale (ehemals eine Moschee, zu deren barbarischem Umbau Kaiser Karl V. die Genehmigung erteilt hatte)!

Marbella an der Costa del Sol „mussten“ wir wahrscheinlich nicht nur wegen des einzigartigen Standplatzes direkt am Meer aufsuchen, sondern weil es sich dort ereignete, dass Dora einen phantastischen Tipp erhielt, einen Operateur zu finden für einen Eingriff an ihrem linken Hüftgelenk. Und das geschah so: Beim Schwimmen im Meer beobachteten wir einen älteren Herrn, der um unseren Wagen herum„strich“. Als wir ihn ansprachen, fragte er, ob wir wirklich aus Bad Homburg wären. Er wunderte sich, dass wir ihn nicht kannten, da er doch der Chef der Hirsch-Apotheke sei. In der Tat hatten wir dort schon öfter Medikamente eingekauft, ihn aber wohl nie gesehen. Kurzum – er besaß in Marbella ein Ferienhaus, in das er uns einlud, nachdem er unsere rollende Villa besichtigt hatte. Am nächsten Nachmittag saßen wir bei einem Glas spanischen Weines zusammen und hatten ein anregendes Gespräch.

Dabei kamen wir auch auf die längst fällige Operation von Doras Hüfte zu sprechen. Für eine Verwandte hatte er in der ganzen Welt – vor allem in den USA – herumgesucht und dann in allernächster Nähe – im Frankfurter Katharinen Hospital – einen Spezialisten gefunden, der sich als Meister seines Faches erwies. Denn Dora hat sich bald nach unserer Rückkehr von ihm operieren lassen – und konnte

*Bilder 64 und 65
Standplätze!*



schon einige Tage nach dem Eingriff wieder beschwerdefrei laufen. Ist das nicht auch wunderbar: Wir mussten bis Marbella fahren, um auf diesem Umweg den Arzt zu finden, der wie kaum ein anderer diese damals noch recht komplizierte Operation ausführen konnte?

Weitere besondere Höhepunkte: Fahrt auf der „Straße der Weißen Dörfer“ – Ruta de los pueblos blancos; - Wanderung durch die eigentlich gesperrte El Chorro-Schlucht; - Sevilla: während unserer Stadtbesichtigung Einbruch in unseren LT. Außer dem zerstörten Dreiecksfenster auf der Beifahrerseite geringer Schaden, kein nennenswerter Diebstahl, nur wahn-sinniges Durcheinander, weil alle Schränke und Fächer durchwühlt worden waren; – Baden in La Linea, unweit des Gibraltar-Felsens, auf dem die bekannten (?) Affen herumturnen; – Vom Leuchtturm auf dem Cap Tarifa aus sahen wir über die Straße von Gibraltar hinweg die afrikanische Küste, links das Mittelmeer, rechts den Atlantik!

Allmählich wurde uns die Hitze (über 40°C) unerträglich. Da beschlossen wir, so schnell wie möglich in den Norden des Landes zu kommen. Von Jerez de la Frontera, nach einem erfrischenden Bad an der Costa de la Luz, durchfuhren wir die Estremadura - an der Portugiesischen Grenze entlang - auf dem kürzesten Weg zunächst nach Santiago de Compostela. Dort besichtigten wir vor allem die berühmte Kathedrale (***) , seit dem 12. Jahrhundert bedeutendstes Ziel der Jakobspilger aus der europäischen Christenheit, in unserer Zeit merkwürdigerweise neu belebt und berühmt. Für uns Evangelische wiegt ja der total legendäre Hintergrund des Apostels Jakobus der Ältere weniger schwer. So hielten wir uns nicht länger auf und fuhren zuerst an die

Küste zum Kap Finisterre. Vom Leuchtturm aus – wo Jahrhunderte vor Columbus die damals bekannte Welt aufhörte (finis terrae = Ende der Welt) - hat man einen sehr schönen Rundblick auf den Atlantik und die Bucht. Schwimmen und Übernachten konnten wir noch in La Coruna bei dem dortigen Campingplatz.

Um die aufgestaute Temperatur in uns abzubauen, fuhren wir dicht an der Nordküste entlang, immer wieder im Meer badend, bis dicht vor die Grenze nach Frankreich. Da fiel uns ganz heiß (!!) ein, dass wir auf der gesamten Fahrt nicht ein einziges Mal in einem Restaurant spanisch gegessen hatten. Das holten wir nun (in letzter Minute) so gut wie möglich nach und ergötzen uns an einer pikanten Fischmahlzeit, bei der fast der ganze Rest unserer spanischen Pesetos draufging.

Nach drei Tagen „Strandurlaub“ an der französischen Biscaya (Côte d’argent) war unser nächstes Ziel Lafitte bei Limoges. Dort wohnte der ehemalige französische Kriegsgefangene Pierre Pailler, der im Krieg auf dem Bauernhof von Eiselens in Botenheim (Doras Bäsle Mina) arbeiten musste. Dort hieß er der „Pirrè“ – „Piär“ passte nicht ins Schwäbische. Das war eine Freude bei dem alten Ehepaar, als wir die Grüße von Doras Verwandten überbrachten! Im Nu hatte Frau Pailler ein vorzügliches Abendessen hingezaubert; und dann wurde bis nach Mitternacht halb französisch und halb deutsch aus vergangener Zeit erzählt. Genau vor 41 Jahren wurde Pierre im Elsass gefangen genommen. Eine solche Gefangenschaft wäre mir auch recht gewesen! Mit vielen lieben Grüßen beladen verabschiedeten wir uns und waren – nach einer Übernachtung bei Bourges – am übernächsten Tag spät-abends daheim.

1. Studienfahrt in die Sowjetunion (Moskau u. Orel 1979)

Erst spät nach meiner Rückkehr aus der Gefangenschaft – ich war schon verheiratet – litt ich zunehmend unter schrecklichen Träumen. Der Inhalt war fast immer der gleiche: Man hatte mir in Sevastopol Heimaturlaub auf Ehrenwort gewährt. Ich war – trotz mancher Ratschläge daheim – wieder ins Lager zurückgekehrt. Da wurde uns eröffnet, dass eine Entlassung für uns Deutsche überhaupt nicht mehr in Frage käme. Ich zermarterte mich im Schlaf mit Vorwürfen, so blöd gewesen zu sein und nicht die günstige Gelegenheit ausgenutzt zu haben, daheim zu bleiben. Ich war oft längst wieder wach, da verfolgte mich der Selbstvorwurf noch immer und erzeugte eine tiefe Niedergeschlagenheit. Eines Tages hatte Dora den glücklichen Gedanken: „Du musst noch einmal dorthin fahren und erleben, dass du ohne weiteres wieder zurückkehren kannst“.

Die Schillerschule in Offenbach, an der Russisch gelehrt wurde, führte zu dieser Zeit Studienfahrten in die Sowjetunion durch. Sie unterhielt eine Partnerschaft mit einer Lehrer-Ausbildungsstätte in Orel, ca. 350 km von Moskau entfernt, an der LehrerInnen für den Deutschunterricht ausgebildet wurden. Günther Stiller, Religionslehrer an dieser Schule, erlangte bei seinem Direktor Zeller die Teilnahme-Erlaubnis an einer der nächsten Begegnungen für mich, Dora und Schwägerin Gudrun. Zeller war ein alter Hase in Sachen Reisen in die SU und hatte schon sechzehn Fahrten dorthin mit seinem privaten Pkw hinter sich. Er unterrichtete u. a. auch Russisch.

1979 flogen wir also von Frankfurt mit einer Aeroflot-Maschine zunächst nach Moskau und fuhren mit einem Omnibus nach einigen Tagen der Besichtigungen weiter nach Orel. Ich war ja bereits als Soldat während des Krieges in dieser Stadt gewesen, hütete mich aber, davon etwas verlauten zu lassen, denn ich rechnete hier und da doch noch mit Misstrauen. Unsere Staffel flog damals – noch im Vormarsch auf Moskau – Einsätze an der Front bei Tula. Von der Stadt hatte ich wenig in Erinnerung, zumal wir auch am Flugplatz selbst unsere Quartiere hatten.

Wir wurden von unseren Gastgebern ungewöhnlich freundlich empfangen. Dies galt auch von der Bevölkerung, wenn sie uns als Deutsche erkannte. An der Markthalle umarmte eine uns fremde Babuschka Dora sehr herzlich und meinte; „Gelt, wir machen keinen Krieg mehr miteinander!“ Ob so etwas bei uns in Deutschland denkbar wäre? Der womöglich letzte Rest an Misstrauen verschwand, als wir darauf bestanden, in das Museum mit der Abteilung „Kriegserinnerungen“ zu gehen. Man hatte uns eigentlich davon abgeraten: wir kamen als Deutsche da nämlich nicht gerade gut weg.

Wir besuchten nicht nur Jasnaja Poljana, den Ort, in dem Tolstoi gelebt hatte, sondern auch den Turgenjews. Dabei erfuhren wir durch eine exzellente Führung sehr viel vom Leben und dem sozialen Umfeld der beiden Schriftsteller. Sogar in der Orelser Tageszeitung erschien ein Bericht von unserer Gruppe, in dem ich namentlich als Kriegsteilnehmer genannt wurde. Eine peinliche Situation entstand, als der Politruk¹³⁶ behauptete, er kenne mich aus der Zeit des Krieges. Ich soll mich mit einem russischen Mädchen abgegeben haben, er erkenne mich besonders an meinem Bart. Da konnte ich seine Anschuldigung leicht entkräften, weil ich als Soldat niemals Bartträger war. Die Angelegenheit ging im allgemeinen Gelächter unter; aber ich selbst war doch zuerst ziemlich erschrocken.

Unsere russische Fremdenführerin Natascha war anfangs uns gegenüber sehr zurückhaltend, „taute“ aber in den letzten Tagen sichtlich auf als sie merkte, dass wir alles andere als kapitalistische Feinde waren. Wenn wir z. B. die alten Bauernhäuser fotografierten – oft kleine Kunstwerke - , äußerte sie den Verdacht, wir wollten daheim nur zeigen, wie arm die Menschen im Kommunismus lebten. Wir sollten besser die großen, modernen Wohnblöcke in den Städten aufnehmen. Es war nicht leicht, sie davon zu überzeugen, dass uns die öden Plattenbauten

¹³⁶ (russ.) politischer „Überwacher“ der Geheimpolizei.

eher langweilten, die oft idyllischen Holzhäuschen aus alten Zeiten uns aber wirklich gefielen .

Als wir eine der schönen orthodoxen Kirchen besichtigen wollten, verwehrten uns Putzfrauen, die gerade bei der Arbeit waren, den Zutritt. Ich fragte sie nach dem Grund ihrer Ablehnung. Da meinten sie, wir wären doch alle Heiden aus dem Westen. „Woran erkennen Sie das denn?“ Da sagte eine von ihnen „Ihr habt euch

nicht bekreuzigt, als ihr eintreten wolltet“. Da musste ich ihnen erst einen kleinen Vortrag darüber halten, dass wir – vor allem die Protestanten – uns nie bekreuzigen, aber doch glauben und Christen seien wie sie.

Es war im Ganzen eine hoch interessante Reise, die uns u. a. nicht nur eine russische Brieffreundin einbrachte; auch die Angstträume war ich ein für alle Mal los.

2. Studienfahrt in die Sowjetunion (Moskau, Tiflis, Charkow und Orel, 1981)

Als die Gruppe nach zwei Jahren erneut eine Reise in die Sowjetunion plante, lud sie uns ein – und wir nahmen die Einladung gerne an. Diesmal flogen wir wieder bis Moskau. Nach ein paar Tagen Aufenthalt in dieser interessanten Hauptstadt – wir kannten uns hier ja nun schon ganz gut aus - flogen wir weiter über den Kaukasus nach Tbilissi (Tiflis). Eine tolle Überraschung hätte ich beinahe vergessen: Am Moskauer Flughafen begrüßte uns als Reiseleiterin unsere Natascha von 1979. Da war dem MWD¹³⁷ (der sowjetischen Geheimpolizei) bestimmt ein Fehler unterlaufen: Wir erlebten sofort – im Gegensatz zur ersten Reise – ein phantastisches Vertrauen. Natascha bat uns z. B. gleich, den illegalen Geldtausch - zwar verboten, aber für beide Seiten äußerst lukrativ - diesmal bei ihr vorzunehmen und nicht sonstwo. Immer wieder verriet ein Augenzwinkern bei ihr und uns, dass wir uns trefflich verstanden.

Das wäre in Georgien – Verzeihung: russisch Grusinien - allerdings gar nicht nötig gewesen: Georgien ist nicht Sowjetunion, das merkten wir sehr bald. Noch freundlicher zu uns waren die Menschen. Aus dem Oberstock eines Hochhauses winkte man uns zu und lud uns ein, herauf zu kommen. Woran erkannten sie uns als Deutsche? Hier erlebten wir eine völlig andere Atmosphäre, obwohl sie in Orel oder Moskau keineswegs unfreundlich war.

Ein Ausflug nach Mzcheta, einem orthodoxen Kloster, das in der Umgebung hoch geschätzt wird, interessierte uns sehr, ebenso der nach Gori, dem

Geburtsort Stalins. Das kleine Haus hat man mit einem größeren überbaut. Es wirkt fast wie ein primitiver Tempel. Bemerkenswert ist, dass man sich an Stalin – nicht nur an seinem Geburtsort – in Georgien nicht ungern erinnert. Zu sehen ist das an den vielen Statuen, die man nach seinem Tod nicht gestürzt hat.

Mit der Eisenbahn sollte es zunächst bis Charkow gehen. Auf dem Bahnsteig fiel mir plötzlich ein, dass ich ein in Moskau gekauftes kleines Ölgemälde im Hotel vergessen hatte. „Kein Problem“, sagte die Reiseleiterin (es war in Georgien nicht unsere Natascha). Vor dem Bahnhof stand noch der kleine Omnibus. Mit ihm fuhr sie zum Hotel, holte hinter der Heizung, wo es zum Trocknen stand, das Gemälde und brachte es mir, der ich schon mit der Gruppe im Waggon Platz genommen hatte. Ein greller Pfiff der Lokomotive, und der Zug setzte sich in Bewegung. Das Ganze war eine kleine Freundlichkeit des Fahrdienstleiters, den die Reiseleiterin schnell informiert hatte.

Es war eine abenteuerliche Fahrt. Der schlechte Gleisbau ließ die Wagen hin und her schwanken, und ich fürchtete, sie könnten jeden Augenblick entgleisen. Je näher wir uns allerdings Moskau näherten, desto ruhiger – und schneller - rollte der Zug. Dass wir in Charkow einen Tag Station machten, war mir eine besondere Freude. In dieser Stadt bin ich mehrmals während des Krieges gewesen und habe dort sogar meinen Bruder zwei Mal treffen können. Mit einem Bus fuhren wir noch nach Orel (übrigens russisch Orjol), wo wir einige Tage verbrachten, und dann nach Moskau. Von da aus flogen wir wieder nach Frankfurt zurück. Im Gepäck hatte ich einen Samowar, den mir meine Brieffreundin Nina Gorjatschewa als Gastgeschenk überreicht hatte.

¹³⁷ (russ). Abkürzung von Ministerium für Innere Angelegenheiten.

Nordlandfahrt mit Dora und Gudrun (22. Mai - 5. Juli 1982)

Im Frühjahr 1982 starteten wir zu dritt (Dora, ihre Schwester Gudrun – und ich) – zur Skandinavien-Fahrt. Meine Schwägerin hatten wir wieder eingeladen. Wir drei waren mittlerweile ein gutes Team geworden, und so trug dies zu einer Bereicherung mehrerer Unternehmungen bei.

Ziel war nicht nur das Nordkap, sondern ein kleiner Grenzort zur Sowjetunion südostwärts von Kirkenes. In einem Zeitungsartikel (mit Fotos) hatte ich gelesen, dass dort nur noch ein altes Ehepaar lebte, zu dem man über die praktisch offene Grenze gelangen konnte. Im Gepäck hatten wir für den Besuch bei diesen alten Leutchen außer Schnaps und Wein diesen Artikel als Geschenk.

Die Reise begann nicht gut: Am zweiten Tag, noch in Norddeutschland, musste ich wegen einer sich entwickelnden Blasenentzündung einen Urologen konsultieren. Die von ihm verschriebenen Medikamente beseitigten sehr schnell die Beschwerden. Noch in Puttgarden meldete Gudrun ernste Beschwerden im Rücken, und wir erwogen schon, ob wir sie nicht doch besser in den nächsten Zug des nahen Bahnhofs Richtung Heimat setzen sollten. Da aber vor Abfahrt des nächsten Fährschiffs Besserung eintrat, wagten wir den „Sprung“ über den Fehmarn-Belt nach Dänemark (Rødbyhaven).

Die Fahrtstrecke ist ja nicht das Ziel; aber wir sahen uns dies und das genauer an. In Roskilde war es der Dom mit seinen Königssarkophagen, in Kopenhagen interessierte uns vor allem der Stadtkern. Mehr als Schloss Kristiansborg gefiel uns das Rokokoschloss Amalienborg. Die Wache in ihren alten Uniformen mit Gewehren erschien uns wie große Zinnsoldaten. Graziös und lustig ist das Wahrzeichen der Stadt, die Bronzefigur der „Kleinen Meerjungfrau“.

Noch am selben Tag waren wir in Schweden, nicht mehr weit bis Schloss Gripsholm. In dessen Nähe fanden wir das Grab Tucholskys. Er hatte ja als bedeutender deutscher Schriftsteller, Satiriker und Zeitkritiker einen linksgerichteten

pazifistischen Humanismus vertreten. Kein Wunder, dass er nach der „Machtübernahme“ durch die Nazis ausgebürgert wurde und seine Bücher in Deutschland den „Feuertod“ fanden.

Stockholm! Es war Pfingsten und wir besuchten in der Tysk-Kirke (deutschen Kirche) den Gottesdienst. Zur Wachablösung am Schloss schrieb Dora ins Fahrtenbuch: „Helau!“ Leider war in Uppsala die Bibliothek geschlossen; zu gerne hätten wir uns den berühmten Codex Argenteus¹³⁸ angesehen - aber sonntags war dort zu. So suchten wir uns einen schönen Standplatz und fanden ihn auch in einem Waldstück. Tagebuch-Eintrag: „Gudrun fährt es ins Kreuz!“ Im nächstgelegenen Krankenhaus bekam sie eine Spritze, ein Rezept und den guten Rat in Englisch: „Rest is best.“ Wir befolgten ihn und transportierten unsere Patientin liegend zum nächsten Übernachtungsplatz. Es war ein dichtes Waldstück, und wir waren bestens getarnt. Aber die Schnaken fanden uns, und unser Schutznetz half nur wenig. Deshalb wagten wir es, weiter zu fahren. Vor der nächsten Übernachtung stellte ich das schwere Elektro-Aggregat an, denn Strom war im Reisemobil immer knapp, wogegen Gas zu viel und Wasser genug vorhanden war. Das hätte ich nicht tun sollen, denn am nächsten Morgen, „schoss mich die Hexe“ beim Strümpfe-Anziehen ins Kreuz.

Was tun? Dora und Gudrun trauten sich nicht, den Wagen zu lenken. Wir standen günstig auf der alten Straße parallel zur neuen Richtung Östersund, durch Gebüsch einigermaßen sightgeschützt. „Rest – the best!“ Am dritten Tag, nachdem uns schon die vorbeifahrende schwedische Polizei – sehr freundlich! – kontrolliert hatte, fassten wir den schweren Entschluss, das Nordkap usw. zunächst abzuschreiben und nach der geringsten Besserung westwärts über die norwegi-

¹³⁸ Silbercodex, Abschrift der Gotenbibel Wulfilas aus dem 6. Jahrh., in silbernen und goldenen Buchstaben auf purpurfarbenem Pergament geschrieben.

sche Grenze ans Meer zu fahren. Wenn es dann bei mir nicht besser würde, so dachten wir, verladen wir an der Küste irgendwo auf ein Schiff Richtung Heimat.

Aber es wurde besser! Drei Tage Stufenbett, Wärmflasche, meine breite Gummibinde um Bauch und Rücken und eine gehörige Dosis Ortoton-Tabletten weckten die Lebensgeister, und wir wagten die Fahrt Richtung Trondheim. Nach ca. 180 Kilometern – unweit der norwegischen Grenze – bezogen wir Nachtquartier. Am nächsten Morgen war ich fast beschwerdefrei. Es waren noch 120 Kilometer bis Trondheim. Dort fanden wir einen idealen Standplatz. Unser Foto von der Stadt glich haargenau der Postkarte, die wir an Werner, Elisabeth und Wilhelm sandten. Sollten wir also nun doch von hier aus weiter nach Norden fahren? Wir hielten „Kriegsrat“ und betrachteten es als einen Wink des Himmels, darauf zu verzichten: Südlich von uns lag der wohl schönste Teil Norwegens, wenn man überhaupt hier Vergleiche vornehmen will. Aber die Zeit, die wir im Norden verbracht hätten, stand uns nun für die südlichere Landschaft zur Verfügung.

Diesen Entschluss haben wir nicht bereut, auch wenn wir bis jetzt nur knapp ein Drittel der Strecke bis zum Nordkap bewältigt hatten. Von Touristen, die zur selben Zeit dort waren, die wir dafür vorgesehen hatten, hörten wir, dass das Wetter total ungünstig gewesen sei. Wir hatten also nichts versäumt. Sogar von der Mitternachtssonne haben wir so viel mitgekriegt, dass wir seitdem mehr als nur eine Vorstellung von diesem Naturereignis haben. In aller Ruhe konnten wir nun das schöne Land besehen.

Berühmt und bekannt ist ja der Geiranger-Fjord. Ihn mit dem Schiff zu durchfahren, ist ein einmaliges Erlebnis. In engen Serpentinien führt eine schmale Straße hinauf zur Dalsnibba, auf der unser Reisemobil zeigen konnte, welche enge Kurven es bewältigt. Von oben hat man einen wunderschönen Blick hinunter auf diesen Fjord. Dort haben wir übernachtet, bei der Mitternachtssonne bis 23 Uhr Postkarten schreibend. Vom Bett aus sah man die Schiffe wie Spielzeug hin- und herfahren. Unvergesslich: Haydns Schöpfung aus der Stereo-Anlage zu hören mit dem Blick über schneebedeckte Berge und den Fjord.

Ähnlich ist der Blick vom Prekestolen, einem Felsen aufragend über dem Lysefjord, oben eine Plattform, auf der nur Schwindelfreie bis an die Kante gehen können. Ich habe mich auf den Bauch gelegt, um gefahrlos einen Blick in die Tiefe wagen zu können. Dort sitzend sind einige hundert Meter steil abfallender Fels unter den Füßen.

Welch ein Schauspiel bieten die Wasserfälle im Jostedal, deren Wasser von den größten Eisfeldern Europas herkommt. Und es sind ja nicht die einzigen Wasserspiele in diesem Land!

Reizvoll stehen auch die Stabkirchen in der Landschaft – eine immer schöner als die andere. In Heddal, der größten unter ihnen, zog gerade eine Hochzeitsgesellschaft ein, manche der Gäste in traditionellen Trachten.

Anstelle mancher malerischer Städte wie Molde, Alesund usw. sei hier Bergen genannt. Angeblich soll es hier am meisten regnen, sodass behauptet wird, die Pferde würden scheuen, wenn ihnen ein Mensch ohne Regenschirm entgegen kommt. Ob es stimmt, konnten wir nicht feststellen, denn eine strahlende Sonne am blauen Himmel stand über den bunten Holzhäusern und den Schiffen im Hafen. Bergen besuchen und Troidhaugen nicht, wäre eine sträfliche Unterlassung. Denn hier ist die Wohnung Edvard Griegs (1843 – 1907), des norwegischen Komponisten, bekannt durch seinen typisch skandinavischen Stil. Seine Musik ertönte immer wieder aus unserer Anlage und passte vorzüglich zu der Landschaft, durch die wir gerade fuhren (vor allem die Musik zu Ibsens „Peer Gynt“, etwa Solveighs Lied).

Mit Oslo beendeten wir unsere Nordlandfahrt, die zu einer „Süd-Nordland“-Fahrt geworden war. Oberhalb des Holmenkollens, der schon fast antiken Skisprungschanze, fanden wir einen schönen Übernachtungsplatz mit Aussicht auf die Stadt, in die wir mit der Bergbahn fuhren; der LT brachte uns zu deren Endstation Besserud. Auf der Museumsinsel Bygdoy bewunderten wir unter anderem Wikingerschiffe, auch die Fram, mit der Fridjof Nansen, der norwegische Polarforscher, zwei Fahrten unternahm und im Packeis des Nordpolarmeeres driftete.

In der Nationalgalerie sind bekannte Werke von berühmten Künstlern, u. a. von Munch, Picasso, van Gogh und Monet zu

sehen. Allein von Edvard Munch zeigt ein ihm gewidmetes Museum eine große Auswahl seiner Werke, die mich wegen ihrer oft erschütternd realistischen Sprache („Der Schrei“) besonders ansprachen. Am letzten Tag in Oslo besuchten wir im Dom einen Gottesdienst und erfreuten uns an den schönen Klängen der Walcker-Orgel aus Ludwigsburg.

Noch am selben Tag traten wir die

Heimreise an und übernachteten nicht weit von Oskarsborg, wo im Fjord, ungefähr 30 Kilometer vor Oslo, in 100 Metern Tiefe das 1942 versenkte deutsche Schlachtschiff „Bismarck“ liegt. Selten machten wir auf der folgenden Strecke Halt, denn die Heimat zog. Doch wir waren noch eine ganze Woche unterwegs, bis wir endlich in Bad Homburg „landeten“, von Werner, Elisabeth und Wilhelm freudig begrüßt.

Eine folgenschwere Wendung

Zwei Tage nach der Rückkehr von einer nur eine Woche dauernden Fahrt mit meinem Freund Günter Balzer durch die Vogesen brachte Dora am 24. Mai 1984 von einer Routine-Untersuchung im Rahmen der Krebs-Vorsorge die schlimme Nachricht mit, dass nach dem Befund kein Zweifel an einem „malignen Geschehen“ in der rechten Brust bestehe, bei dem „eine baldige chirurgische Intervention angezeigt“ sei. Ich rief sofort meinen Freund aus der sowjetischen Gefangenschaft - Erasmus Zöckler - an, der zu dieser Zeit Chefarzt der Chirurgischen Klinik in Bad Oeynhausen war, und besprach mit ihm die Schreckensnachricht. Er erklärte sich bereit, die Operation durchzuführen.

Wir zögerten nicht lange und fuhren am 3. Juni nach Bad Oeynhausen, wo am 5. die Operation stattfand. Laut OP-Bericht wurde der Tumor bereits bei der Probeexcision entfernt. Leider fand man in der Achselhöhle sechs von zehn Lymphknoten befallen. Eine totale Entfernung durch eine Radikaloperation war nicht ratsam. Da auch die Bestrahlung zunächst nicht empfohlen werden konnte, entschloss man sich zu einer Medikamenten-Behandlung mit Östrogen und Tamoscifen, zu der die Voraussetzung besser war. Ob man sich heute anders verhalten würde, wusste und weiß ich auch jetzt nicht – aber was half's? Schon damals stritten sich die Experten offenbar noch um den rechten Weg, d. h. es bestand keine 100-prozentige Klarheit.

Der behandelnde Frauenarzt Dr. Rose in Bad Homburg übernahm die ärztliche Betreuung und verschrieb eine „Festigungs-Kur“ (wie man es damals nannte), die über Weihnachten und Neujahr 1984/85 in Reinerzau im Schwarzwald (bei Alpirsbach) durchgeführt wurde. Bei dem Chefarzt Dr. D. Schlepkow stellte sich heraus, dass er Jugendfreund des Direktors am Düsseldorfer Oberseminar war, mit dem

ich mich in meinem Studium dort 1958/59 ebenfalls angefreundet hatte. Wir verstanden das beide als einen der typischen „Zufälle“.

Leider hat die BfA dieses Haus später nicht mehr belegt, sodass wir für weitere Kuren ein anderes suchen mussten. Jetzt dort zu sein, war ausgesprochen angenehm, da es nur schwach belegt, aber bestens ausgestattet war. Es hatte sogar ein Schwimmbad. Natürlich war für uns die besonders gute Beziehung zu Dr. Schlepkow ein starkes Plus. Außerdem befreundeten wir uns mit einem älteren Ehepaar aus der Karlsruher Gegend; mit deren Verwandten, Frau Wilma Kunkel, die mitkurte, blieben wir über den Tod des Ehepaares hinaus bis heute freundschaftlich verbunden. Es kam hinzu, dass die Kur über die Feiertage hinweg dauerte, in einer Zeit also, wo es besonders schön ist, wenn man mit Menschen zusammen sein kann, mit denen man sich gut versteht.

Es war auch nicht einfach, in den Folgejahren ein adäquates Haus zu finden. Denn es wechselten beschwerdefreie Zeiten, die fast ohne Behinderungen oder irgendwelche Schmerzen waren, mit plötzlichen Rezidiven (Rückfällen), die eine erneute Einweisung ins Krankenhaus und eine stationäre Behandlung erforderten. Es war eine schlimme Zeit: ständiges Schwanken zwischen Hoffen und Bangen. Auf eigene Kosten nahm ich immer an den verschiedenen Kuren teil – es war Doras ausdrücklicher Wunsch.

Nach der Kur in Reinerzau war ihr objektiver Zustand so gut, und auch sie selbst fühlte sich so wohl, dass wir dem Rat folgen konnten, nach allem Gewesenen – so ernst es auch war – weiter zu leben, als wäre nichts passiert. Deshalb planten wir eine 8-wöchige Fahrt nach Italien, einschließlich Sizilien, die uns beiden (trotz mancher Aufregungen) sehr gut bekommen ist, besonders Dora: 04. 05. – 28. 06. 1985).

Jugoslawien - Montenegro mit Wilhelm (17. September bis 9. Oktober 1985)

Anfahrt: Autobahn Frankfurt – Spessart – Würzburg – München – Innsbruck – Brenner-Pass – Toblach – Sillian – Lesachtal – Kötschach – Gailtal – Kirchbach/Tressdorf. Im Wutzlhaus (Ferienresidenz der Zöckler-Familie, in der auch wir als Familie und einzeln unvergesslich schöne Urlaubstage verbringen konnten, Bild 66) fanden wir Tochter Angela, Johannes und Maria vor. Sie luden uns zum Abendessen ein, und es wurde bei guten Gesprächen recht spät. Am nächsten Tag fahren wir weiter das Gailtal aufwärts und über den Wurzen Pass. Jetzt machte Wilhelm sein Mountain-Bike fahrbereit. Bei schönstem Wetter bewältigte er den **Vršič**-Pass (aufwärts!). Dort oben blieben wir über Nacht. Ein Antennenmast forderte seine Kletterkünste heraus (Bild 67). Am nächsten Morgen ließ mich Wilhelm wieder allein und sauste das Isonzo-Tal mit seinem Mountainbike hinab, fast bis zur Predjama-Höhle. Sie ist nicht nur an sich eine Sehenswürdigkeit: in sie hinein ist ein Schloss gebaut.

Nun war es nicht mehr weit bis zur Adria, zur Jadranska-Magistrale (Adria-Hauptstraße). Sie verläuft fast bis in den Süden des Landes parallel zur Meeresküste. Auf ihr fahren wir - immer wieder schöne Badestellen ausnutzend und die malerischen Städte besichtigend - durch Koper, Rijeka, Zadar, Sibenik, Trogir, Split und Dubrovnik in die Kotor-Bucht bis nach Kotor. Zu Fuß wanderten wir die Höhe hinauf zum Kastell und hatten einen wunderbaren Blick über die Stadt und die ganze Bucht. Eine steile, enge, schlechte(!), aber reizvolle Straße endete in Cetinje, der alten Hauptstadt von Montenegro. Immer wieder blieben wir stehen und genossen den herrlichen Blick zurück. Cetinje hat bessere Zeiten erlebt während der Donau-Monarchie, davon zeugen noch die stattlichen Häuser der verschiedenen Botschaften.

Eine Fahrt nahmen wir uns dann vor, die mich schon länger gereizt hatte: zur albanischen Grenze. Aber wir kamen nicht weit. Bald hielt uns ein jugoslawischer Grenzposten freundlich, aber bestimmt zurück. Also wandten wir uns nordwärts

nach Titograd. Außer dem Namen bietet dieser Ort nichts Besonderes. Also strebten wir einem unserer Hauptziele zu: den „Schwarzen Bergen“ (Monte negro), gewissermaßen dem jugoslawischen Schwarzwald. Zentrum ist der Wintersport- und Luftkurort Žabljak. Dort war es – Anfang Oktober! – noch sehr ruhig. Gerade das gefiel uns besonders. Ein „Bergli“ wollten wir erklettern. Unweit von unserem Übernachtungsplatz stand ein Wegweiser, der verschiedene Berghöhen mit deren Namen, kaum leserlich, anzeigte.

Es war schon ziemlich später Vormittag. Eine Bergtour sollte man eigentlich früher beginnen. Mir hätte auch der zweithöchste genügt; aber Wilhelm wollte zum höchsten Gipfel. Den Namen hatten wir uns zunächst gar nicht gemerkt. Ich wollte mich nicht lumpen lassen; also willigte ich ein, und wir machten uns auf den Weg. Es war keine Klettertour, aber der Weg stieg steil an und zog sich endlos hin. Eine halbe Stunde vor dem Gipfel hatte ich meinen Totpunkt. Wilhelm übernahm meinen Rucksack, und so strebten wir nach einer kurzen Verschnaufpause unserem Ziel weiter zu. Für unsere Mühe wurden wir mit einem sagenhaften Rundblick belohnt (Bild 68); wir konnten uns nicht satt sehen. Ich bin zwar kein alter Bergsteiger, jedoch die verspätete Rückkehr hätte mir nicht passieren dürfen. Der Weg war gut ausgezeichnet, doch in der einbrechenden Dunkelheit immer weniger zu erkennen. Das Trinkwasser in unseren Feldflaschen ging zur Neige. Es war schon duster, da kamen wir zum Glück an eine kleine Quelle.

Um es kurz zu machen: Wir fanden schließlich doch noch unser Reisemobil. Die Herztropfen aus unserer Apotheke halfen mir wieder auf die Beine. Nach einem guten Abendessen legten wir uns schlafen, froh und dankbar, dass es diesmal gut gegangen war. Erst am nächsten Morgen suchten wir noch einmal unseren ersten Wegweiser auf, und nun wussten wir, dass wir auf dem höchsten Berg Jugoslawiens gewesen waren, dem Bobotov - Kuk, 2522 m hoch!

Bild 66
Wutzlhaus in Kärnten



Bild 67
Klettermaxe Wilhelm

Bild 68
Auf dem
Bobotov-Kuk



Unser nächstes Ziel war Sarajewo. Wir standen dort an der historischen Stelle, wo der serbische Primaner Princip im Juni 1914 den österreichischen Thronfolger Erzherzog Franz Ferdinand mit seiner Gattin erschossen und damit den Ersten Weltkrieg ausgelöst hatte. Durch eine wildromantische Landschaft (die Straßen waren entsprechend) ging die Fahrt weiter nach Mostar. Noch konnten wir über die architektonisch berühmte und hübsche Brücke aus dem 16. Jahrhundert vom bosnischen zum herzegowinischen Teil der malerischen Altstadt gehen. Sie wurde nämlich im Bürgerkrieg 1993 zerstört. Man hat sie in alter Form wieder aufgebaut (natürlich mit moderner Technik und viel Beton).

Der größte Teil der Reise lag nun hinter uns, und wir überlegten uns, wie wir die Rückkehr gestalten sollten. Zunächst führen wir zur dalmatinischen Küste hinunter nach Zadar. Von hier aus die Magistrale zu benutzen, war uns zu öde; der Küste vorgelagert nimmt nämlich die Insel Pag die Sicht aufs Meer. Da entschlossen wir uns, sie nach Westen zu überqueren. Man erreicht sie vom Festland aus über eine große Brücke. Nach ca. 50 km führte die Straße zur Fähre und damit zur Küste zurück. Wir mussten erst mal warten. Neben uns stand ein elegantes Reisemobil aus der Schweiz, mit dessen Besatzung, einem Ehepaar, wir ins Gespräch kamen. Sie stammten aus Zermatt. Wilhelm meinte in dem im Ganzen lustigen Wortwechsel, es müsse doch sehr schön sein, in einer so phantastischen Gegend zu leben. Die Frau gab ihm darauf die wit-

zige Antwort, dass es keineswegs besonders interessant sei, jeden Tag vom „Scheißhüsl“-Fenster aus immer nur das Matterhorn zu sehen. Mit unserem Wohnort zufriedener setzten wir unsere Heimreise fort.

Im Zickzack – immer den Makadamsträßchen folgend – führen wir von Opatija aus (idyllischer Badeort, der noch an die österreichisch-ungarische Zeit erinnerte) durch den Norden Istriens - dabei die Fischer- und Hafentorte Piran und Koper nicht vergessend - in Richtung Triest zur italienischen Grenze. Bevor wir sie überquerten, tankten wir noch voll, was voll zu machen ging: nicht nur den Tank, sondern auch die Reservekanister; denn Dieseltreibstoff war in Jugoslawien extrem preiswert. Von solchen Preisen können wir heute nur noch träumen!

Eigentlich wollten wir noch einige Pässe fahren (Wilhelm natürlich mit dem Mountainbike), doch das Wetter war zu schlecht geworden. Der Verzicht fiel uns nicht schwer, denn aufgeschoben ist nicht aufgehoben! Hier entstand übrigens der Plan einer speziellen Pässefahrt – besonders abgestimmt für unsere Fahrradenthusiasten Wilhelm und Werner.

In der Tat: Es vergingen keine 14 Tage bis zur Verwirklichung dieses Vorhabens. Durch Wilhelms Bericht nach der Rückkehr und der Tatsache, dass wegen der vorgerückten Jahreszeit und des damit zu erwartenden schlechteren Wetters man nicht lange zögern sollte, wurde eine kurze Schweizfahrt geplant - allein mit dem Ziel, auf dem Fahrrad – wie Briefmarken – Höhenkilometer zu „sammeln“.

8-Pässe-Fahrt mit Werner und Wilhelm (24. - 29. 10. 1985)

Davon ist nicht viel zu berichten. Die eigentliche Fahrt begann in Erstfeld an der Gotthard – Rampe. Lediglich die Pässe seien aufgezählt: 1. Gotthard- (Bild 69), 2. Lukmanier-, 3. Oberalp-, 4. Furka-, 5. Grimsel-, 6. Nufenen, (höchster Pass der Schweiz), 7. Susten- , 8. Grimsel-Pass (also 2x!, Bild 70). Die „Athleten“ haben auch die Höhen addiert. Was soll's? Sie

haben die jeweilige Bergfahrt ja nicht in Meereshöhe begonnen. Die Zahl der Kilometer auf dem Zähler des LT aber seien genannt: 1727 km, auf dem Fahrrad 484km. Natürlich haben wir uns öfter am Lenkrad abgelöst. Urteil während der letzten Kilometer (lt. Fahrtenbuch): „Eine sehr schöne Fahrt geht zu Ende!“

Benelux - Fahrt

(mit Dora und Gudrun, 9. bis 29. Mai 1986)

Höhepunkte und besonders Interessantes: Münster/Westfalen (Besuch bei Ehepaar Hövelmeyer – Bernd war einer meiner besten Kriegskameraden); - Niederlande: Tulpen, Narzissen- und Hyazinthenblüte allüberall auf unübersehbar großen Feldern; Naturpark Hoge Veluwe b. Hoenderloo, darin Kröller-Müller Museum; Franeker: Planetarium von Eise Eisinga, eines einfachen Wollkämmers; Alkmaar: Käsemarkt; Amsterdam: Rijksmuseum, van Gogh-Museum, Anne Frank-Haus; Haarlem: Frans Hals-Museum; Keukenhof; Den Haag: Internationaler Gerichtshof, Königsschloss; Huis Doorn: 1919 – 1941 Exil des letzten deutschen Kaisers Wilhelm II.

Hierzu einige Bemerkungen: Dass „Seine Majestät“ güterzugweise Inventar aus seinen Schlössern zu „Ihrer“ Bequemlichkeit hierher hat schaffen lassen, während „Ihro Untertanen“ die Nachkriegszeit in Hunger und größter Armut durchleben mussten, kann man hier in makabrer Deutlichkeit sehen. Einen Wachmann fragte ich, wem das wohl alles gehöre. Er meinte, noch sei es Eigentum der Hohenzollernfamilie in Deutschland. Da aber der Kaiser sich geweigert habe, wie jeder holländische Bürger Steuern zu zahlen, sei es zunächst beschlagnahmt und würde eines Tages dem holländischen Staat gehören. Also: Seine kaiserliche Majestät lehnten es ab, Steuern zu zahlen: Hier fällt mir nur noch Tucholsky ein. Ihm wird dieses Zitat zugeschrieben, den Satz soll aber Max Liebermann ausgesprochen

haben (am 30. Januar 1933 angesichts des Fackelzuges zur „Machtergreifung“ Hitlers): „So viel kann ich gar nicht essen, wie ich kotzen möchte.“

Delft Porzellan-Manufaktur-Museum; Rotterdam: Hafenrundfahrt, Fahrt durch das Schleusengebiet. Belgien: Antwerpen: Rubensmuseum, Marktplatz mit alten Bürgerhäusern; Ypern: flandrische Schlachtfelder des 1. Weltkrieges, Gent: „Genter Altar“ von Jan van Eyck in der St.-Baafs Kathedrale (Die singenden Engel); Brüssel: Marktplatz, Rathaus, Zunfthäuser, Männeken-piss, Atomium; Semois-Tal: wunderschöne Landschaft. Luxembourg: Wir hatten die Grenze gar nicht bemerkt und standen plötzlich auf einer Straße - linke Seite Belgien, rechts Luxembourg - mit je einer Tankstelle.. die belgische war billiger, also tankten wir bei ihr, Vianden: Bilderbuch-Burg aus dem 12 – 17. Jahrhundert. Eine ehemalige Klassenkameradin Doras (Wiedersehen nach 41 Jahren!) , die jetzt in Luxembourg wohnt, führte uns sachkundig durch die Stadt.

Letzter Tag: Fahrt durch das Moseltal. Koblenz, Rheintal, Wispertal. Ein uns überholender Pkw-Fahrer machte uns auf eine kindskopfgroße Beule an der Flanke des rechten Vorderradreifens aufmerksam. Bevor es knallte, wechselten wir das Rad und kamen – dankbar und wohlbehalten - daheim an.

Bei dieser Reise bekamen wir so recht Appetit aufs Fahren, dass wir nicht lange zögerten, uns aufs nächste „Abenteuer“ zu begeben:



Bild 69
Gotthard-Pass, auf der Teufelsbrücke

Bild 70
Am Grimselpass



Türkei-Fahrt

(mit Dora, 03. 09. - 21. 10. 1986)

(Bild 71) Anfahrt über Stuttgart – München – Brenner-Pass – Lesachtal – Gailtal – Wurzenpass – Ljubliana – Rijeka – Adria-Magistrale – Dubrovnik – Kotor – die schönste Bergstraße Europas nach Cetinje – Titograd – Pristina – Skopje – Gevgelia (Grenzort nach Griechenland) Thessaloniki – Kavalla – Xanthi – Alexandroupolis – Türkei-Grenze – Ipsala – Kilitbahir – (ca. 3.000 Straßen-km von Bad Homburg, aber noch in Europa!) – Gelibolu (das frühere Gallipoli) – Eceabat – mit der Fähre über die Dardanellen – Canakkale: ab hier waren wir in Asien!

Schwimmen in den Dardanellen – ist das nichts? Fahrt nach Troja. In der Schule haben wir von dieser Stadt geträumt. Der Touristenrummel hat uns sehr gestört. Selbst das berühmte Holzpferd war zu sehen. Dass darin mehrere Soldaten Platz gehabt haben sollen, ist kaum zu glauben. Aber warum nicht? In der Arche Noah kamen ja auch viele Tiere unter: da wird es wohl enger zugegangen sein.

In Izmir waren kaum Reste des alten Smyrna zu sehen. Aber in der Altstadt gab es einen zünftigen Basar. Uns interessierte mehr Ephesus. Vor allem das imposante Amphitheater (Freilichttheater). Hier hat der Apostel Paulus auf seiner 2. Missionsreise zum Volk und zur Gemeinde gesprochen. Er muss wohl auch ein weiteres Mal in dieser Stadt gewesen sein, wenn die Karte seiner Reisen in meiner Bibel stimmt. Insofern befanden wir uns wirklich auf seinen Spuren. Zumindest konnten wir uns von den Orten, die er besucht hatte, eine Vorstellung machen.

Abstecher nach Pamukkale: flache, weiße Kalk-Terrassen – es war ein phantastisches Naturschauspiel. Die Fläche war früher viel größer. Für Landwirtschaft wurde (und wird) Wasser abgezweigt; da dürfte eines Tages die ganze Herrlichkeit verschwunden sein. Rückfahrt in unser schönes Camp (Kuschadasi). Schwimmen im Meer geplant, aber die Wellen waren zu stark. Postkarten schreiben – 30 Stück; und noch warteten ebenso viel. Am Abend war die See ruhiger – also hinein ins Wasser!

Am nächsten Tag: Einkauf von Lebensmitteln, vor allem Obst, es war spottbillig: Melonen, Feigen, Bananen, Tomaten, Weintrauben, saftige Pfirsiche und Aprikosen. Die Verkäufer/Innen waren immer sehr freundlich, vor allem, wenn sie merkten, dass sie es mit Aleman (Deutschen) zu tun hatten. Auch wenn wir durch Ortschaften fuhren und die Leute sahen, wo wir herkamen, wurde uns zugewinkt. Wie haben wir das verdient? Deutsche und Türken lieben einander, hörten wir immer wieder. Man erklärte uns das Zeichen dafür: Es ist das Reiben der Zeigefinger beider Hände aneinander. Das war immer sehr lustig. Aber die allgemeine Armut bedrückte uns – Ursache von Diebstählen und Überfällen. Deswegen wurden wir sehr oft gewarnt, nicht wild zu campen. Je weiter wir nach Osten kamen, desto wichtiger wurde die Beachtung dieses Rates. Deshalb suchten wir abends zunehmend Campingplätze auf – sie waren ja auch sehr preiswert.

Priene und Milet sind archäologisch sehenswerte Orte. Wir hatten überhaupt den Eindruck, dass – besonders im Süden des Landes – davon mehr zu sehen ist als selbst in Griechenland. In Didyma z. B. müssen im Altertum Tempel von unvorstellbar großen Ausmaßen gestanden haben; wir sahen es am Durchmesser der gestürzten Säulen und der übrigen Bauteile.

Die Hitze wurde immer unangenehmer. Es war gut, dass wir die südlichste Fahrtroute – an der Küste entlang mit gelegentlichen Abstechern ins Landesinnere – gewählt hatten. So fanden wir fast immer Campingplätze am Wasser. Apropos Wasser! In kaum einem anderen Land haben wir so viele und so saubere Quellen an der Straße gefunden wie hier. Da bewährten sich meine Adapter für die verschiedensten Rohrdurchmesser: Wir zapften also direkt!

In Antalya machten wir einen Stadtbummel und genossen das Leben und Treiben besonders im Altstadtteil. Alles war für uns so interessant, dass wir beinahe unseren „irgendwo“ geparkten LT nicht mehr gefunden hätten. Das war

schon recht aufregend. Nach Perge sahen wir uns Aspendos an mit seinem sehr gut erhaltenen Amphitheater; selbst das Bühnenhaus war nur schwach beschädigt.

Weiter ging's in Richtung Alanya; es wirbt mit einem feudalen Motel: der Preis war auch danach. Von der Zitadelle hat man eine wunderschöne Sicht über den Strand, das Meer und die Stadt. Hier machten wir zwei Tage Pause, bevor es demnächst ins Innere des Landes gehen sollte. Aber noch hatten wir einige Badeorte vor uns, z.B. Cap Anamur, der wohl südlichste Punkt unserer Reise. In Silifke war der Campingplatz gebührenfrei: die Saison war zu Ende. Ein belgisches Ehepaar, das hier ebenfalls übernachtete, gab uns gute Ratschläge - insbesondere für den Osten des Landes, den wir ja noch vor uns hatten.

Von hier ab verließen wir das Meer als Begleiter, in dem wir noch mehrmals nach Herzenslust gebadet hatten. Zum Glück blieb uns ja die Dusche, die uns unser fahrendes Hotel bot. Denn jetzt ging unsere Fahrt in nordwestlicher Richtung nach Konja, das Flüsschen Saleph (heute Göksu) entlang, in dem Barbarossa bei seinem Kreuzzug 1190 ertrunken ist. Eine schlichte Gedenktafel erinnert an dieses tragische Ereignis.

Konja ist ein Zentrum des türkischen Islam mit mehreren Moscheen und Museen (türkisch müsesi). Unser Fahrtenbuch berichtet so manches Interessante, was ich hier ausspare; denn noch viel Sehenswertes lag vor uns. Es war fast eine Wüstenlandschaft, durch die wir jetzt fahren mit dem Ziel Göreme. Auf halbem Weg dorthin liegt eine gut erhaltene Karawanserei. Für Kamelkarawanen war sie sicher eine Art Oase, jetzt diente sie einem Bauern als Stall mitten in der Wüste. Wir trafen ihn auf dem weiteren Weg auf einem Esel reitend. Wir machten Halt, um ihn zu begrüßen. Ob ich auch einmal auf einem Esel reiten möchte, fragte er mich. So etwas brauchte man mir nicht zweimal anzubieten. Sogar sein Gewehr überließ er mir, und Dora fotografierte mich in dieser martialischen Haltung. (Bild 72)

Göreme, eine Sehenswürdigkeit eigener Art: Im Inneren eines Felsenberges befindet sich eine ganze Ortschaft; der tuffsteinähnliche Felsen machte es möglich. Es sieht aus wie ein riesiger

Ameisenhaufen. Einige Kilometer südlich in Derinkuju gehen die „Wohnungen“ sogar acht Stockwerke in die Tiefe. Eine christliche Höhlenkirche fehlt auch nicht mit alten, gut erhaltenen Fresken: Darstellungen von Heiligen, nur sind die Augen sämtlich ausgekratzt. Mit einer Wanderung zu einem nahen Berg und einer Einkaufsfahrt zu verschiedenen Teppichknüpfern beendeten wir den Tag.

Eine neugeteerte Straße, die ich für regennass hielt, verwandelte unseren schönen gelben LT in ein traktorähnliches schwarzes Fahrzeug. Erst einige Tage später reinigten wir in einer aufwändigen Aktion mit Dieselkraftstoff mühsam unser edles Fahrzeug, bevor die Schicht hart wurde. Es war überhaupt ein schwarzer Tag: Auf einem stark bevölkerten Markt in Nigde stahl man mir mein eben gerade auf einer Bank neu gefülltes Portemonnaie, sodass wir nicht einmal das Brot kaufen konnten, deswegen wir Halt gemacht hatten. Ich musste also ein zweites Mal in die Bank, um Geld zu „tanken“. Dora und ich dachten: „Glücklich derjenige, der sich so was leisten kann!“ Aber wir wurden entschädigt durch die Fahrt durch das Taurus-Gebirge, über den Pass „Killikische Pforte“ (seit der Antike ständig umstrittene Durchgangsstraße) nach Tarsus. In dieser Stadt wurde Paulus geboren, und hier hat er als Zeltmacher gearbeitet.

Nahebei, in Adana, fanden wir einen sehr schönen Camping-Platz, auf dem wir einen türkischen Luftwaffen-Offizier kennenlernten. Er war erstaunt, dass wir in das gefährdete Kurdengebiet fahren wollten und gab uns eine ganze Reihe wertvoller Ratschläge und Tipps für interessante Reiseziele. Hoch erfreut war er zu hören, dass ich als Soldat bei dem selben „Verein“ war wie er. Da gab es natürlich viel zu fachsimpeln. Lange hielten wir uns aber nicht auf. In Gaziantep suchten wir lange Zeit vergeblich nach einer Ortsausfahrt nach Urfa. Kein Wunder, dass wir nichts fanden, denn der Ort heißt jetzt Sanliurfa und liegt zwischen den Flüssen Euphrat und Tigris. Von dort sollte es nicht mehr weit sein nach Haran, einem Ort, von dem sogar in der Bibel die Rede ist und den wir unbedingt kennenlernen wollten. Es war nämlich der Sitz der Nachkommen des aus Ur eingewanderten Vaters von Abraham, Tharah (1. Mose 11, 31), der dort nach einem langen Leben

starb. Abraham selbst zog später mit seiner Familie, seinem Neffen Lot, seinem gesamten Gesinde und Besitz weiter nach Kanaan. (Die Geschichte ist nachzulesen, vor allem in Kapitel 24.)

Bei Birecik führte eine Brücke über den Euphrat, und wir übernachteten bei einer Tankstelle. Nun waren wir in dem berühmten Zwischenstromland („zwischen Euphrat und Tigris“). Nach Sanliurfa war es nun nicht mehr weit. Dort sprachen wir zwei Studenten in englischer Sprache an und fragten sie nach Haran. Sie wussten es nicht; es entspann sich aber ein lebhaftes Gespräch, das von einem vorübergehenden Türken in französisch unterbrochen wurde: ob wir nach Haran wollten, fragte er. Als wir bejahten, bot er sich an, uns dorthin zu führen, wenn wir ihn mitnähmen. Er wolle nämlich auch dorthin; er müsse nur noch eine Besorgung machen.

Im Gespräch stellte es sich heraus, dass er als Ingenieur Chef des Wasserwerkes in Haran war. Der Ortsname sei jetzt Altinbasak, wurde aber von uns – offensichtlich zur Freude der Bewohner – nicht gebraucht. Hamit (der Vorname unseres „Privat-Fremdenführers“) erklärte uns, er würde uns auch gerne im Ort alles Interessante zeigen. Etwas Besseres konnte uns gar nicht passieren, zumal er auch einen vertrauenswürdigen Eindruck machte.

Als wir dann in Haran einfuhren, sahen wir sogleich die biblische Szene wie aus 1. Mose 24, 11 ff: Frauen am Brunnen beim Wasser schöpfen (Bild 73). Ob eine hübsche wie damals Rebekka dabei war, konnten wir wegen der Kopftücher leider nicht sehen. Die Häuser waren meistens Trulli-ähnlich, d. h. statt eines Daches hatten sie – je nach Länge des Gebäudes – mehrere Spitzkegel (Bild 74). Hamit führte uns sogleich in sein Elternhaus, wo er uns der Familie vorstellte. Alle saßen ausnahmslos am Boden, mit dem Rücken zur Wand. Ornamentreich gefertigte Teppiche machten den Raum zu einer großen Liegestatt. Wir waren auf dieses Treffen überhaupt nicht vorbereitet, und sicherlich hätten wir irgend ein Gastgeschenk überreichen müssen. Der Patriarch – offenbar Hamits Vater – saß, eine Wasserpfeife rauchend, in der Ecke des Zimmers. Er begrüßte mich mit Handschlag, Dora lediglich mit einem kurzen Kopfnicken.

Und dann waren wir schon wieder entlassen.

So peinlich die Szene für uns war, begrüßten wir doch ihre Kürze; denn was hätten wir tun sollen? Besser wäre Hamit als Dolmetschen gewesen, aber er machte keine Anstalten dazu. Er sprach nur kurz mit dem Vater – wahrscheinlich hat er ihm erklärt, wie es zu unserer Bekanntschaft gekommen war. Er führte uns anschließend durch die Ortschaft. Vor allem zeigte er uns das Wasserwerk. Es war geplant, das Wasser durch eine große Pipeline vom Oberlauf des Euphrat von einem noch zu bauenden Stauwerk zu beziehen, dessen Stausee größer als der Bodensee werden würde. Dann wird Südost-Anatolien einmal der „Brotkorb des Nahen Ostens“ sein (lt. Gerd Höhler, Frankfurter Rundschau v. 08. 03. 1988). Zur Zeit bezogen sie das kostbare Nass – hauptsächlich zum Bewässern der Felder – aus Tiefbohrungen. Aber die Menge reichte nicht, um den Bedarf zu decken, geschweige denn ergiebige Ernten zu gewährleisten. Der Boden ist erstaunlich fruchtbar; es fehlt nur die Feuchte.

Wir machten noch einen Termin für den nächsten Tag aus, an dem Hamit uns sonstige Sehenswürdigkeiten zeigen wollte. Haran hat nämlich eine große Vergangenheit hinter sich. Es war einst der wichtigste Ort Mesopotamiens und noch nach der Eroberung durch die Assyrer bedeutender Handelsmittelpunkt. Interessant ist also, dass Abraham nicht aus irgendeinem verlorenen Kaff vom Ende der Welt stammte, sondern allein schon als Großstadtbürger bestimmt eine beachtliche Bildung besessen haben musste. Für das ungeübte Auge ist von dem allem heute nichts mehr zu sehen. Hamit aber belehrte uns doch eines Besseren: Ausgrabungen sind im Gange und förderten bereits wichtige Erkenntnisse zutage.

Nicht genug mit seiner hoch interessanten Führung, lud er uns zu seiner Familie nach (Sanli)Urfa ein, und wir lernten auf diese Weise noch seine Frau und drei Töchter kennen (Bild 75). Wegen der auch hier nicht vorhandenen Gastgeschenke versprachen wir, sie nach unserer Heimkehr bestimmt nachzuholen. Das haben wir getreu gehalten mit einem großen Paket, darin vor allem die innigst

gewünschten Jeans (die es in der Türkei wohl damals noch nicht gab).

Ausgestattet mit den besten Wünschen (und Tipps) setzten wir nun unsere Fahrt fort. Auf dem Nemrud Dag erlebten wir einen unwahrscheinlich schönen Sonnenaufgang. Zur mitternächtlichen Stunde waren wir mit einem Dolmusch, einem Sammeltaxi, vom Campingplatz Kâhta aufgebrochen. Es war gerade zur rechten Zeit, denn der Schrei „ein Rôtel kommt!“ hatte alle Camper aufgeschreckt. Das ist ein Omnibus mit Bettenanhänger. Wir nannten ihn auch „fahrenden Hühnerstall“, denn die tagsüber im Bus sitzenden Touristen nächtigen in tunnelähnlichen Kammern, in die man von der Seite des Anhängers aus hinein kriechen muss; sie haben nur so viel Platz, dass man sich darin noch nicht einmal richtig aufrichten kann. An die 30 – 40 Schläfer können so „verstaubt“ werden.

Im Dolmusch¹³⁹ auf die Höhe zu gelangen, war auch Hamits Empfehlung. Wir schonten dabei unser kostbares Reisemobil. Das fanden wir bestätigt während der abenteuerlichen Fahrt: Es ging in großem Tempo buchstäblich über Stock und Stein. Der Nemrut Dag ist ein Berg (geschätzte Höhe weit über 2.000 m) im Westen des Gebirgszuges Güney dogu Torostar, auf dem König Antiochus I. von Kommagene (+ 38 v. Chr.) unter einem künstlich aufgeschütteten pyramidenförmigen Steinhäufen bestattet wurde. Er ist so mächtig, dass es Grabräuber bis zum heutigen Tag nicht geschafft haben, diese Stätte zu plündern. Zum Gedächtnis der Toten stehen rings um diesen „Berg“ überlebensgroße Köpfe (Bild 76). Als dann die Sonne über dem Horizont aufstieg, ging ein allgemeines lautes „Ah“ durch die Menge der inzwischen auf der Höhe Angekommenen. Auf der Rückfahrt zum Camp zeigte uns der Fahrer auf einem Umweg noch einige besondere Sehenswürdigkeiten, u. a. überquerten wir einen Fluss auf einer über 2000-jährigen Steinbrücke. Ob unsere heutigen Brücken auch einmal so langlebig sein werden?

Auf der Weiterfahrt Richtung Osten hielten wir uns in Diyarbakir, der heimlichen kurdischen Hauptstadt, nicht länger auf. Nur das große Postgebäude verlockte

uns zu einigen Telefonaten mit unseren Kindern, denen wir meldeten, dass wir noch wohlauf waren. - Seit Ephesus hatten wir einen Blinden Passagier: im linken Bügel des Außenrückspiegels hatte eine Spinne ihr Netz gebaut, das im Fahrtwind oft zerriss. Über Nacht aber erneuerte sie es mit erstaunlicher Geduld immer wieder. Sicher hat sie sich über einen Ruhetag ebenso gefreut wie wir, denn das Netz war danach besonders stabil. Jetzt aber - auf den etwas besseren Straßen um den Van-See – hielt es dem stärkeren Fahrtwind nicht mehr stand, und die Spinne – wenn sie überlebt hat - ist wohl „ausgestiegen“.

Als Übernachtungsplatz fanden wir eine Straßenmeisterei, deren Wärter uns besonders freundlich aufnahm. Am Abend diskutierten wir mit ihm und seinem Sohn, der in Frankreich arbeitete und Urlaub bei seinem Vater machte. Er sprach ein gutes Französisch, und bei mir war von der Schule und aus der Kriegszeit in Frankreich noch genug übrig geblieben. So erfuhren wir auch, dass die Zerstörung ganzer Siedlungen das Ergebnis der kriegerischen Auseinandersetzungen zwischen Kurden und Türken waren („Strafmaßnahmen“). Jetzt wussten wir auch, warum das Land einen so trostlosen Eindruck machte und die Menschen uns gegenüber sich so so scheu verhielten. Erst wenn sie merkten, dass wir Deutsche waren, „tauten sie auf“. Am nächsten Morgen mussten wir am Frühstückstisch der Beiden Platz nehmen und unbedingt ihre karge Eierspeise mit ihnen teilen, obwohl wir schon gegessen hatten.

Endlich fanden wir auch eine Tankstelle. Wir fürchteten schon, irgendeinen Lastwagenfahrer anbetteln zu müssen, denn unser Tank war fast leer, und den Inhalt der Reservekanister hatten wir auch schon aufgebraucht. Nun war es nicht mehr weit zum östlichsten Punkt unserer gesamten Türkei-Reise, dem sagenhaften Isaak-Pascha-Saray, mit dessen Plakafoto immer wieder im ganzen Land Reklame gemacht wurde. Hinter Dogubajazit hatten wir plötzlich einen Platten. Also zuerst einmal Reifenwechsel, dann zurück in den Ort. Dort hatte ich im Vorbeifahren eine (primitive) Werkstatt gesehen. Man versprach uns, den Reifen bis zum nächsten Morgen zu flicken. Da waren wir sehr froh und starteten erneut Richtung Saray (Bild 77).

¹³⁹ (türk.) Kleinbus.

*Bild 71
Dora 1986*



*Bild 72
Esel reiten, bewaffnet!*



*Bild 73
Beim Wasserholen*

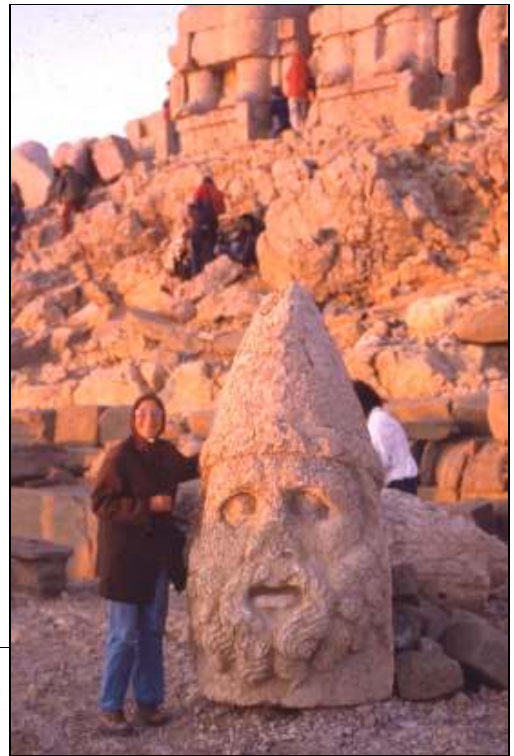


*Bild 74
„Trulli“-Häuser in Haran*

*Bild 75
Zu Gast
bei Hamits Familie*



*Bild 76
Steinköpfe am Nemrut Dag*



*Bild 77
Saray am Ararat*



*Bild 78
Hagia Sofia*



„Ich bin der Chef vom Saray“, sagte ein älterer Mann auf deutsch. Er war zugleich der Wärter des Camping Platzes, den wir vergeblich gesucht hatten, denn er war gar nicht da: er bestand lediglich aus einem gepflasterten Abstellplatz unmittelbar neben seinem Haus – sprich Hütte. An die zehn Hunde verschiedener Größe sprangen umher mit lautem Gebell. Wir dachten: das kann ja eine lustige Nacht werden! Wir vereinbarten so etwas wie eine Führung für den nächsten Vormittag. Die Nacht verlief jedoch erfreulich ruhig: die Hunde waren alle im Haus eingesperrt.

Die Führung begann und endete an dem Holzverschlag des ehemaligen Tors zum Gebäudekomplex mit ein paar Hinweisen. Ein Glück, dass wir eine Art Prospekt besaßen, in dem der vor uns liegende „Saray“ in den höchsten Tönen beschrieben wurde. Es war auch nicht übertrieben. Das „Felsennest unterm Ararat“ (erbaut zwischen 1685 und 1784) war wohl etwas ähnliches wie die Raubritterburgen an den Hängen des Rheines bei uns – nur viel, viel größer. Ihre einstigen Bewohner lebten auch von der Handelsstraße, die heute noch nahe vorbeigeht in Richtung persische Grenze. Die Gebäude, meist ohne Dach, ließen doch die Pracht erkennen, die hier ursprünglich geherrscht hatte: die Größe der Räume, die Böden und die Ornamentik verrieten, dass es hier einmal sehr wohlhabend zugegangen sein muss - im Gegensatz zur Bevölkerung, noch heute. Besonders prunkvoll war der Harem. Aus den Fenstern hatte man einen traumhaft schönen Blick über das weit ausgedehnte Tal bis hinunter zum Van-See. Das Ganze war überhöht von der Kuppel der Moschee und dem schlanken Turm des Minarets. Wir durchwanderten noch etwas die Umgebung. Leider lag der Ararat selbst (5165 m) im Nebel. Aber man konnte schon so verstehen, dass nach der Erzählung der Sintflut (1. Mose 7 u. 8) Noahs Arche an den Hängen dieses Bergmassivs wieder Grund gefunden haben soll.

Am nächsten Morgen - es war kalt und neblig - wollte der LT nicht anspringen. Das war ein Schrecken! Ausgerechnet hier musste das geschehen! Aber wir standen ja am Hang, und der Wagen rollte bergab. Ich hatte einen Gang eingelegt und ließ die Kupplung fallen. Da kam der Getreue! Wir atmeten erleichtert auf – und

änderten sofort unseren weiteren Streckenplan. Wir wollten eigentlich an die sowjetische Grenze, die von hier aus nur ca. 100 km entfernt lag (Armenien – Armanakaja SSR). Nun aber mussten wir versuchen, möglichst schnell in eine größere Stadt zu kommen. Die einzige VW-Werkstatt der Türkei damals war in Istanbul. Die erreichen zu wollen, war völlig illusorisch. Auch den Autoschlosser im Ort, der unseren Reifen repariert hatte, fragten wir erst gar nicht um Hilfe. Er bat uns, einen Kunden bis Agri mitzunehmen. Es ergaben sich während der Fahrt interessante Gespräche. Der Mann war Kurde und fasste schnell Vertrauen zu uns. Als eine Polizeistreife ihn auszusteigen nötigte und er uns ängstlich ansah, erklärten wir, der Mann sei unser Gast; man möge uns fahren lassen. Da winkte er uns weiter, und unser Mitfahrer blickte uns ganz erstaunt an. Auch uns fiel ein Stein vom Herzen.

Hinter Agri, nachdem der Kurde uns verlassen hatte, machte ich mich auf die Fehlersuche wegen der Startschwierigkeiten unseres Motors. Wie immer, wenn wir anhielten, war unser Auto schnell umringt von Kindern, die uns anbettelten. Wir hatten ihnen nichts anzubieten. Ich sah aber ein Kind, das sich einen meiner Putzlappen ergriff und davon rannte. Ich setzte ihm nach und nahm ihm seine Beute wieder ab. Erst später erkannte ich, dass der „Lappen“ eine abgelegte Schlafanzughose unserer Kinder war und dem „Räuber“ sicherlich ein willkommenes Kleidungsstück bedeutete, denn er hatte überhaupt keine Hose an. Da war ich doch sehr beschämt und traurig, und uns wurde blitzartig deutlich, welch ein zweifelhaftes Unternehmen unsere Fahrt mit einem komfortablen Reisemobil bedeutete in einer Gegend, in der offensichtlich ärgste Armut herrschte.

Den technischen Fehler fand ich auch nicht. Nach der nächsten Übernachtung am Stadtrand von Erzurum schaltete ich beim Anlassen unsere 2. Batterie hinzu, und nach längerem „Kurbeln“ sprang der Motor schließlich an. Mir war nicht wohl bei der Sache, und ich beschloss, bei nächster Gelegenheit gründlicher nachzusehen. Noch am selben Nachmittag – wir hatten das Felsenklosters Sumela unweit von Trabzon am Schwarzen Meer (Trapezunt) erreicht –

holte ich die eigentlich für Kunden nicht erhältliche VW-Original-Reparaturanleitung heraus: Meine Werkstatt in Bad Homburg hatte sie mir auf meinen Hinweis hin, dass ich „nach Asien fahren“ wollte, freundlicherweise überlassen. Ich studierte vor allem die Elektrik und erkannte, dass für das Vorglühen des Dieselmotors Sicherungen außerhalb des Sicherungskastens vorgesehen waren.

Leider befanden die sich im Motorraum hinter der Schlauchleitung für die Warmwasserbereitung verborgen, die wir in Unkenntnis der dortigen Sicherungen eingebaut hatten. Kurz und gut: Ich fand die Spezial-Blattsicherungen, von denen drei durchgebrannt waren. Erleichtert erkannte ich das Übel. Da ich keine Original-Reserve-Sicherungen hatte, überbrückte ich provisorisch die beiden Klemmen mit dem jeweils nicht geschmolzenen Teil; ich hoffte, dass er im Ernstfall durchbrennen würde - wie vorher die richtige Sicherung. Die Konstruktion hat übrigens den Rest der Fahrt durchgehalten! Warum sie überhaupt durchgebrannt waren, konnte mir später auch kein Fachmann erklären.

In dieser Nacht schliefen wir besonders ruhig, und das lag nicht am Kloster, in dessen Bereich wir standen. Am nächsten Morgen besichtigten wir das in den Felsen gebaute Anwesen. Es ist uns übrigens unerklärlich, weshalb Mönche immer wieder ihre Klöster gerade in dieser Weise anlegten, denn nur Vögel nisten am steilen Fels. Wie haben sie diese Gemäuer in solcher Weise zu errichten vermocht, mächtig und mehrstöckig? Zwischen Fichten und den großen grauen Stämmen der pontinischen Rhododendren schlängelt sich ein schmaler Pfad in vielen Serpentinaugen hinauf. Gegenüber liegen baumlose Felsgrate von über 2000m Höhe: eine Alpenlandschaft am Schwarzen Meer!

Wie schon so oft fuhren wir wieder einmal an einer Küste entlang, die vor über 40 Jahren im Gefangenenlager Sevastopol einmal jahrelang Ziel unserer damaligen Sehnsucht gewesen war. Aber wie hätten wir die Türkei erreichen sollen? In Samsun verließen wir unser ständiges „Schwimmbad“, dessen Ufer uns so lange begleitet hatte. Unser Fernziel war jetzt Istanbul. Aber zunächst besichtigten wir Hattusa (türk. Bogazkale), seit 1570 vor der Zeitwende die ehemals hethitische

Hauptstadt, um 1200 zerstört. In der Nähe – man weiß nicht, was interessanter ist – staunten wir über das hethitische Felsheiligtum Yazilikaya mit seiner berühmten, in flachem Hochrelief aus dem Felsen herausgearbeiteten Götterprozession. Was waren das für Menschen, die zum Bau der Befestigung Felsbrocken bewegt haben, deren Transport für die heutige Technik eine kaum lösbare Aufgabe wäre?

Am nächsten Tag – auch in einer Hauptstadt, nämlich in Ankara – sahen wir dann im „Museum für anatolische Zivilisation“ die uralten Ausstellungsstücke des Ortes, von dem wir gerade gekommen waren. Dem Erneuerer der Türkei, Atatürk, erwiesen wir unsere Reverenz, indem wir das Mausoleum, seine Ruhestätte, besuchten. Ansonsten: Großstadt ist Großstadt, ob in Westeuropa oder sonstwo. Deshalb fassten wir uns da kurz – und sehnten uns schon nach dem als Ausruhort uns empfohlenen (kleinen!) Abant-See. Dort waren wir fast allein – und das war uns gerade recht. Denn die letzte Etappe unserer Reise versprach uns, nicht gerade gemütlich zu werden: Nicäa, Bursa und Istanbul.

Nicäa war für uns mehr als ein Pflichtbesuch. Von dem, was dieser Ort mit seinen Konzilien erwarten liess, ist nichts mehr zu verspüren. Der Ort heißt heute Iznik. Aber vielleicht waren wir auch zu ungeduldig und wollten schnell weiter. In Bursa hielt die wunderschöne Moschee das, was sie in Prospekten versprach. Aber wir hatten ja in dem alten Konstantinopel noch eine ganze Reihe berühmter Moscheen vor uns.

Mit der Fähre über den Izmit-See ersparten wir uns fast den fünffachen Weg über die Straße. Wir hätten auch direkt nach Istanbul übersetzen können; aber wir wollten ja über die fantastisch große Bosphorusbrücke von Asien wieder zurück in unser geliebtes Europa kommen. Und da hätten wir wirklich etwas versäumt: Unter uns fuhren die Schiffe vom Marmara-Meer in Richtung Schwarzes Meer und umgekehrt. Im Nu waren wir an einer zentralen Stelle Istanbuls, wie wir sie besser kaum finden konnten: zwischen Hagia Sophia (Bild 78) und der Blauen Moschee. Einem Parkplatz-Wächter gaben wir ein gutes Trinkgeld und bedeuteten ihm, dass wir vorhätten, ein paar Tage von hier aus Rundgänge zur Besichtigung der Stadt zu

machen. Er versprach uns gestenreich, auf unser kostbares Stück zu achten, was er auch getreulich getan hat – natürlich nicht umsonst – das wusste er.

Noch am selben Nachmittag nahmen wir uns den Topkapi-Serail zur Besichtigung vor, den Palast der Osmanen. Von hier aus wurde also einst das große Reich von der Donau bis an den Nil beherrscht; und es wurde hier nicht nur verwaltet und gearbeitet. Das zeigen die prachtvollen Räume des Harems, der – so erklärte uns eine Führung - allerdings erst im 16. Jahrhundert aus dem alten Palast hierher verlegt worden war. Der neue Sarayi ist fast eine Stadt für sich, die man nicht - gar an einem Nachmittag - gründlich besichtigen kann; wir beschränkten uns auch auf die wesentlichsten Teile.

In unserer fahrbaren Wohnung schliefen wir – auch wenn da der Prunk des Topkapi-Palastes fehlte – in der kommenden Nacht äußerst zufrieden, wurden allerdings schon um 5 Uhr vom Muezzin der Blauen Moschee geweckt. - 4 Tage in dieser Weltstadt – was soll man schildern? Leider war die Blaue Moschee wegen Renovierungsarbeiten nicht zu besichtigen, aber es gab ja genug andere berühmte. Imposant ist vor allem die Hagia Sophia, überwältigend der große Raum, von der runden Kuppel überwölbt. Der überdeckte Basar steht mir noch heute vor Augen: Hertie bei uns ist dagegen ein Tante-Emma-Laden. Ein großes Erlebnis war auch die Schiffsfahrt auf dem Bosphorus in Richtung Schwarzes Meer und zurück. Am letzten Abend gab es an der Galata-Brücke Bratfisch direkt aus dem Fischerboot - lecker! Ein schöner Abschied!

Am frühen Morgen des nächsten Tages sagten wir Istanbul Ade - und damit auch der Türkei. Denn nun strebten wir der griechischen Grenze zu, und unsere Gedanken waren ganz auf Heimkehr eingestellt. Ein kleiner Fluss bei Ipsala ist die Grenze. Es ging schneller, als wir fürchteten. Für unser türkisches Restgeld hatten wir uns noch mit Bananen „eingedeckt“ - und getankt, bis die letzte Lira weg war. Bei Lagos berührt die Straße noch einmal das Meer. Da fanden wir einen einsamen Übernachtungsplatz und badeten noch einmal nach Herzenslust. So einsam, wie wir dachten, waren wir übrigens nicht:

Beim Aufwachen sahen wir ganz nahe zwei Angler. Uns störten sie nicht.

Über Kavala waren wir bald in Saloniki, das wir diesmal links liegen ließen. Es war nicht das erste Mal (und hoffentlich auch nicht das letzte), dass wir in Evzoni/Gevgelia die Grenze nach Jugoslawien überfuhren. Wir waren jetzt auf dem „Autoput“, der jugoslawischen Autobahn; aber die Straße war viel schlechter als die in „Hellas“. Sie wurde aber besser, je näher wir an Belgrad herankamen. Dafür kostete sie aber auch Maut.

In der Hauptstadt hielten wir uns nicht länger auf. Mich interessierte nur das neue Schloss, das die Stukas unseres Geschwaders 1940 bombardiert hatten. Einige Tage danach hatten wir damals die Gelegenheit, die Trümmer zu besichtigen. Aber jetzt fanden wir es nicht mehr. Es sei ein Gewerkschaftshaus geworden, sagte man uns. Nach einem Bummel durch Alt-Belgrad übernachteten wir auf einem stillen Parkplatz. Am nächsten Morgen verließen wir die Stadt nach einer Runde zu Ehren Prinz Eugens um die Festung „Belgerad“. Hier hatte er ja im Türkenkrieg Ende des 17. Jahrhunderts einen bedeutenden Sieg errungen und die Türken „verjagt“ (s. Lied „Prinz Eugen, der edle Ritter“).

In Österreich befuhren wir die Tauern-Autobahn und beschlossen, in Salzburg die Hohensalzburg, das Mozarthaus (+ Dom und Festspielhaus) und vor allem unsere Nichte Eva Spambalg mit Familie zu besuchen – gewissermaßen als Abschluss unserer Fahrt. Leider trafen wir sie nicht an, ließen aber zum Zeichen, dass wir da waren, ein Paket türkischer Feigen und ein Brieflein zurück. Bis München war es nicht mehr weit, und da wussten wir ja einen bereits mehrmals von uns benutzten Übernachtungsplatz bei Allershausen. Dort verbrachten wir in bekannter Umgebung die letzte Nacht.

Für die Heimkehr stehe der Eintrag in unserem Fahrtenbuch: „Kurz nach 15 Uhr sind wir wieder daheim. Wir sind sehr glücklich – und sehr dankbar für viele Bewahrungen – für die, die wir bemerkt haben und noch mehr für die, die wir gar nicht bemerkt haben. Vielfach hatten wir auch viel Glück gehabt, aber:

„Gott soll einen hüten vor allem, was noch einmal ein Glück war! (Friedrich Torberg)“ – angebl. Zitat einer alten Jüdin.

Gefahrene Kilometer: 12.972, Verbrauch 1.375 l Diesel-Kraftstoff (10,6 l auf 100 km).

So wurde 1986 ein wunderbares Erholungsjahr, zumal es ja mit einer Kur zu zweit in Reichelsheim/Odenwald begonnen hatte. Wenn nicht die in kurzen Zeitabständen notwendigen Vorstellungen

beim Arzt gewesen wären, hätten wir womöglich den Krebs vergessen.

Es war auch gewiss kein Übermut, sondern die Erfüllung eines lang gehegten Wunsches, dass wir gleich Anfang April des nächsten Jahres nach Israel aufbrechen.

LT-Israel-Reise

(mit Dora und Gudrun, 8. April - 12. Juni 1987)

Die Religionslehrer-Fahrt 1963 hatte in mir den Wunsch nicht still werden lassen, in diesem Land einmal ganz privat zu reisen. Die Silberhochzeit (1982) lag schon lange hinter uns. Geschmack aufs Reisen hatten wir auch längst bekommen. Es war mehr als ein Schönheitsfehler, dass Dora damals in Israel nicht dabei sein konnte. Die Kinder waren jetzt selbständig, und ich war Rentner. Doras gesundheitlicher Zustand war recht gut. Was hinderte uns daran, diese Fahrt mit unserer fahrenden Wohnung zu wagen? Wir luden Gudrun, Doras Schwester, dazu wieder ein. Das Frühjahr ist die beste Jahreszeit für diese Region. Auf dem Landweg fuhren wir zunächst durch Österreich, wo wir in Salzburg bei Gudruns Tochter Eva und Familie ein "Besüchle" machten – diesmal trafen wir sie an. In Villach stellte ich fest, dass die Lichtmaschine nicht richtig arbeitete – Reparatur-Kosten über 650 D-Mark waren fällig. Zum Glück ging alles sehr schnell. Über den Loibl-Pass waren wir bald in Jugoslawien und parkten an einem Kirchlein, wo wir schon einmal über Nacht geblieben waren. Die Schlüsselblumen neben unserem Wagen gaben mir die Gelegenheit, meiner Schwägerin mit einem Sträußchen zum Geburtstag zu gratulieren.

Zügig ging's weiter über Belgrad zur griechischen Grenze. Gleich dahinter funktionierte plötzlich die Gangschaltung nicht mehr richtig. In Erinnerung an die Weisheiten meines Lehr-Schlossergesellen zögerte ich nicht lange und kroch unter den Wagen. Wozu hatte ich einen vollständigen Werkzeugsatz von Anfang an dabei? Der Fehler war schnell entdeckt – noch schneller behoben, und schon rollten wir weiter. In Athen fanden wir „unseren alten“ Parkplatz gegenüber der Akropolis. Er war zwar für Dauerparker nicht erlaubt, aber was ist in Griechenland nicht alles verboten! Da die griechische Polizei in solchen Fällen die Nummernschilder abzureißen pflegte, hatte ich schon daheim Reserveschilder montiert. Es konnte uns also nichts Ernsthaftes passieren. Und es ist auch nichts geschehen! Bei der letzten Griechenlandfahrt hatte ich vergessen, die

Originalschilder vor dem Grenzübergang nach Deutschland wieder zurück zu tauschen. Erst auf dem letzten Parkplatz vor Bad Homburg hat uns eine Polizeistreife erwischt. Ihr war der verblasste rote Stempel aufgefallen. Ich machte den Polizisten damals gleich ein Kompliment für ihren Scharfsinn, erklärte ungefragt den Sachverhalt und zeigte das Originalschild vor. Da lachten sie, verzichteten auf den Strafzettel und fuhren weiter.

Gudrun rief in Athen Luka an, den Freund ihres griechischen Schwiegersohnes Angelos, der die beiden Frauen sachkundig einen halben Tag lang durch die Stadt führte. Ich hatte mal wieder meine ekligen Kopfschmerzen und verschlief die Zeit im Wagen. Noch eine Woche blieb uns bis zur Einschiffung. Dieses „Polster“ hatte ich eingeplant, um ja rechtzeitig zur Abfahrt der Fähre zur Stelle sein zu können. In dieser Zeit haben wir vor allem Gudrun ein Stück Griechenland – bis zur Peloponnes hinunter - gezeigt.

Pünktlich waren wir in Piräus und ebenso zeitgenau legte unsere „Paloma“ ab. Wir bekamen dank Gudruns großzügiger Spende eine bequeme 4-Betten-Außenbord-Kabine mit WC und Dusche - und guter Aussicht. Das Wetter bei der Abfahrt war schlecht, der Seegang beachtlich; aber Peremesin-Tabletten bewahrten uns vor der Seekrankheit. Wir waren schon dicht vor Zypern, als endlich die Sonne am blauen Himmel erschien. Nach 2½ Tagen kam Haifa in Sicht. Der israelische Zollbeamte fragte mich dort, was ich mit zwei Frauen in Israel wolle. Eine solche Frage hatte ich erwartet. Ich meinte, in Be'er Sheva auf dem Basar könne man doch günstig für eine Frau ein Kamel erstehen. Er wünschte mir viel Glück zu diesem Tausch, und schnell waren die Formalitäten erledigt.

Und nun begann eine sagenhafte Reise, die wiederzugeben ein eigenes Buch erfordern würde. In meinem Tagebuch sind es über 50 Seiten. Ob ich das in zumutbarer Kürze schaffe? Im Norden des Landes, am Berg Hermon, veranstalteten wir eine kleine Schneeballschlacht (Bild 79). Im Süden, am Roten Meer war die

Hitze fast nur im Wasser zu ertragen. Dieser Gegensatz ist typisch für dieses Land und nicht leicht zu verkraften.

Glücklicherweise hatten wir einige Adressen von verschiedenen israelischen Bürgern mitgebracht, die wie Perlen an einer Kette unsere Fahrt nicht unterbrechen, sondern bereicherten. Da war zuerst Mendel Bermann. Seit 1925 lebte er im Kibbuz Ein Ha Mifraz, eine der für Israel typischen Gemeinschaftssiedlungen im Norden Haifas, keinen Kilometer südlich von Akko. Er hatte ihn mitbegründet, aufgebaut und gehörte zu den Senioren. Stolz führte er uns durch den Ort und zeigte uns vor allem die sozialen Einrichtungen: Schulen, Kinderhorte und -gärten, sowie das Gemeinschaftshaus. Die meisten Siedler stammten aus dem Osten Europas, noch stark beeindruckt von der Idee der Kolchosen, die hier in korrigierter Weise entideologisiert, sozialistisch (aber nicht kommunistisch) noch lange vor der Staatsgründung Israels aufgebaut wurden. Das weithin verkommene Land haben sie durchweg fruchtbar gemacht. Bestes Beispiel ist das Hule-Tal, einst versumpft und menschenleer, jetzt die Kornkammer des Landes

Aus einer landwirtschaftlichen Siedlung hat sich Mendels Kibbuz durch Gründung von Industrie-Betrieben vervollkommnet. Privates Eigentum gibt es nicht; aber die Gemeinschaft ist steinreich, hat alles, was der Mensch bis ins hohe Alter zum Leben braucht. Insbesondere für die Jugend steht alles zur Verfügung, was das Herz begehrt: z. B. Sport- und Spielmöglichkeiten aller Art, vor allem aber ein vorbildliches Bildungssystem, vom Krippenplatz über Kindergarten, einer Oberschule mit Abitur bis zur Erwachsenenbildung. Die Kinder sind tagsüber in der Schule oder in der Berufsausbildung, ab spätem Nachmittag im Elternhaus. Wegen unserer Bedenken meinte Mendel, auf diese Weise hätten die Eltern im Ganzen mehr Zeit für die Familie als z. B. in unseren Verhältnissen, wo vor allem die Frauen am Abend noch mit dem Haushalt, Essenzubereitung usw. zu tun hätten. Denn gegessen wird zu Mittag und Abend im Gemeinschaftshaus, wo auch wir Gäste waren und bestens gepflegt wurden.

Etwas traurig berichtete Mendel, dass dies durch die Jahre bis jetzt zu aller Zufriedenheit gut gelaufen wäre. Die ältere

Jugend – auch seine beiden Söhne – sei allerdings auf der Suche nach anderen – nach ihrer Meinung freieren - Lebensbedingungen. Mendel verurteilte damals schon in der Innenpolitik Israels die weithin ungleiche Behandlung der arabischen Bevölkerung. Meine Verbindung mit Mendel ist nach einigen Briefen hin und her leider abgebrochen, sodass ich die weitere Entwicklung nicht kenne.

In Haifa besuchten wir auch die Familie des Sohnes eines mit uns befreundeten Homburger Ehepaares, er Italiener, sie Jüdin, in Israel geboren. Jeram, der Vater, war leider beruflich sehr in Anspruch genommen. Sie sprach nicht deutsch, sodass es schon aus Zeit- und Verständigungsgründen zu weiteren Besuchen nicht kam. Allerdings waren für uns ein paar gute Ratschläge für die vor uns liegende Reise sehr wertvoll.

Besonders interessant war der Besuch bei Alisa und Hanan Heilbronner in Jerusalem, eine Empfehlung unserer Nichte Elisabeth und ihres Ehemannes Dieter Ilg aus Hechingen. Dort hatte die Familie vor 1933 eine Fabrik besessen. Die Stadt hatte zur 1200-Jahr-Feier auch die noch auffindbaren jüdischen Mitbürger eingeladen. Hanan fiel es zu schwer zu kommen, deshalb nahm Alisa, die nie zuvor in Hechingen war, die Einladung für ihn an. Sie stammte aus Polen und hat Deutsch im KZ gelernt.

Hanan, der Jerusalem und Umgebung offenbar wie seine eigene Hosentasche kannte, fuhr uns mit seinem Wagen nach En Karem zum Tel¹⁴⁰ Maresha. Dort verschwand er plötzlich hinter einem Busch in einem Erdloch und bat uns nachzufolgen. Wir hatten unsere besten Kleider an. Was blieb uns übrig? Das Abenteuer, das nun folgte, war eventuelle Flecken wert: Wir gelangten in ein Labyrinth von Höhlen, 44 an der Zahl, mit einem Durchmesser von ca. 6 – 30 Metern. Sie wölbten sich glockenförmig bis zu einer Höhe von 30 Metern. Durch eine Öffnung an der Spitze kam Tageslicht herein, was ein einzigartiges Spiel von Licht und Schatten hervorrief. Man vermutet, dass diese Höhlen schon in der Altsteinzeit bewohnt waren. Die Phönizier benutzten den weichen Kalkstein zum Bau ihres Hafens in

¹⁴⁰ (isr.) Berg

Askalon. An den Wänden sieht man Spuren vom systematischen Abbau der Steine und Felszeichen und –Zeichnungen. Am Abend waren wir zu Gast bei Heilbronners und hatten ein gutes und ernstes Gespräch, insbesondere mit Alisa, die Schreckliches im KZ erlebt haben musste.

Während mehrerer Tage in Jerusalem haben wir natürlich viel gesehen und keine Wanderung gescheut: Kidron-Tal, Ölberg, Garten Gethsemane, Davidsstadt, den Felsendom mit seiner Goldkuppel, die Aqsa-Moschee, den Schrein des Buches mit den berühmten Qumran-Schriften, den Basar und die Via Dolorosa, die Grabeskirche, die Klagemauer, den Zionsberg und den Skopusberg mit seiner herrlichen Sicht auf die Stadt. Es führt zu weit, hier alles aufzuzählen. Wir haben wohl nichts vergessen, „was man gesehen haben muss“.

Am See Genezareth erlebten wir, wie tatsächlich das Wasser eben noch spiegelglatt sein konnte und in nur ganz kurzer Zeit mit wilden Wellen (s. Markus 4, 34 – 39) uns zwang, unseren Standplatz ein Stück landeinwärts zu verlegen. In der nächsten Nacht standen wir wenige Meter neben der Kirche der Seligpreisungen (Bild 80). Sie wurde über dem Hang, an dem Jesus wohl die Bergpredigt gehalten hat, erbaut. Von hier oben hatte man einen herrlichem Blick auf den See, und wir erlebten dort einen farbenprächtigen Sonnenuntergang.

Am Tag darauf waren wir vermutlich die Ersten in Hazor, der berühmten Ausgrabungsstätte, um uns über den Stand der Arbeiten zu informieren. Gleich hier sei erwähnt, dass wir auf Hanans Rat auch in Bet She'an waren. Es liegt inmitten einer sehr fruchtbaren Gegend. Nach dem Talmud soll es die Schwelle zum Garten Eden (1. Mose 2, 8) gewesen sein.

Unvergessliches Erlebnis war das Bad im Toten Meer, in dessen Wasser man auf dem Rücken liegend Zeitung lesen kann. Bei der Wanderung in En Gedi hinauf zur Davidsquelle fanden wir leider nicht den Teich unterhalb eines Wasserfalles, in dem wir 1963 sogar gebadet hatten. Bei der Hitze, die an diesem Tag herrschte, hätte uns eine Erfrischung bestimmt gut getan. Auch der Aufstieg zur Masada-Festung gehörte selbstverständlich zu unserem Programm. Man weiß gar nicht, wo anfangen und wo aufhören zu

berichten. Bestimmt wird mich mancher Leser fragen „Ja, seid ihr denn nicht auch in XY gewesen?“ Natürlich sind wir auch da gewesen, sogar in XYZ!

So sei wenigstens noch erwähnt die Fahrt zum Roten Meer über Be'er Sheva in die Wüste Negev (1. Übernachtung in Ben Gurions Kibbuz Sede Boqer). Wir durchfuhren den großen Gelände-Einbruch Makhtesh Ramon und machten einen kurzen Rundgang in Timna, dem Kupfer-Erz-Bergwerk, wo dieses kostbare Metall schon vor 3500 vor Chr. gewonnen worden ist. Imposant sind die „Säulen Salomos“ genannten skurilen Felsformationen. – Und dann endlich: Wasser, Wasser, Wasser – das Rote Meer mit der Hafenstadt Elat! Die Straße zur ägyptischen Grenze geht ein Stück weit dicht am Ufer entlang. Dort fanden wir einen guten Platz für unseren LT. Zu gerne wären wir über diese Grenze hinaus zum Katharinen-Kloster gefahren, aber merkwürdigerweise wurden Dieselfahrzeuge nicht durchgelassen. So kehrten wir traurig wieder zurück zu „unserem“ Platz.

Für die Rückfahrt wählten wir die Negev-Oststraße – entlang der jordanischen Grenze. Die Nacht standen wir bei En Hazeva unter Palmen und schliefen bei offener Tür und offenen Fenstern. Von hier aus hatte uns Hanan einen Schleichweg eine Anhöhe (Maale Aqvabbim) hinauf empfohlen. Auf ihm fanden wir – wie erklärt – eine Säule, von der aus wir einen grandiosen Rundblick über die Wüste genossen. Hier ließen wir den Wagen stehen, denn unser Feldweg war jetzt nur noch ein Pfad, der uns zum Rand des kleineren Gelände-Einbruchs Hamakhtesh Haqatan führte.

Mit einem Jeep war eine israelische Militär-Streife hier herauf gekommen, die uns ihre Hochachtung dafür aussprach, dass wir dies mit unserem Reisemobil geschafft hatten. Zur Weiterfahrt rieten sie uns zu einer bessere Strecke. Sie führte uns zum Südzipfel des Toten Meeres über Sodom, das Sodom der Bibel (5. Mose 29, 22), nach Engedi zu unserem (kostenlosen) Badeplatz. Auf ihm befanden sich sogar Süßwasser-Duschen, sodass wir vor dem Schlafengehen noch zweimal ins Salzwasser gehen konnten.

„Von Jerusalem hinab nach Jericho“ (entsprechend Lukas 10, 30) fuhren wir die Straße, auf der im Gleichnis Jesu vom

„Barmherzigen Samariter“ ein Mensch „unter die Mörder“ gefallen war. Wir stellten uns vor, dass dies auch nach 2000 Jahren noch hätte passieren können, so einsam standen wir im Wadi¹⁴¹ el-Kelt an einer Stelle gegenüber dem St. Georgskloster. Hier legten wir eine Pause ein. Jericho ist die wasserreichste Oase des vorderen Orients und auch die älteste bisher bekannte Stadt der Welt mit dem ältesten Turm und der ältesten Stadtbefestigung der Menschheit. Auch die Umgebung ist hoch interessant – aber: ich muss mich im Berichten bremsen!

Ein anderer Ausflug von Jerusalem aus ging in den Süden nach Bethlehem und Hebron, mit einem Abstecher zum Herodeion. Diese Bergfestung hatte sich Herodes als Grabstätte ausgewählt. Sie überragt das Umland um rund 100 Meter. – Was soll man über Bethlehem berichten? Ein gewaltiger Rummel empfing uns, auch wenn es nicht Weihnachten war. Historisch ist dort fast alles fraglich, nur nach der Denkweise der damaligen Zeit „Wahrheit“. In der Geburtskirche erlebten wir eine peinliche Streitszene, als (armenische?) Mönche einer amerikanischen Reisegruppe den Zutritt zur Geburts-Grotte verwehren wollten. Fast kam es zu Gewaltszenen. Als die Gruppe abgezogen war, „reinjigte“ ein Mönch mit einer Art Staubwedel die Stellen, die jemand berührt haben könnte. – In Nazareth, wo Jesus, der Nazarener, mit größerer Wahrscheinlichkeit geboren ist, herrscht heute noch eine Atmosphäre, die den damaligen Verhältnissen nahe kommen mag.

Hebron, die Stadt der Patriarchen Abraham, Isaak und Jakob und der Ort, an dem David zum König gesalbt wurde, ist für die Juden heute noch heilig. Der Blick auf die Stadt wird beherrscht von einem Riesenbau, den man über der Höhle errichtet hat, in der nach 1. Mose 23, 19 Abraham seine Frau Sara begraben hat. Später sollen hier auch Abraham selbst, sein Sohn Isaak und dessen Frau Rebekka, sowie einige seiner Nachkommen beigesetzt worden sein. In der Abendkühle (in der Mittagshitze hatten wir im Führerhaus 50 Grad!) fuhren wir zurück nach Jerusalem zu unserem „Stamm-Übernachtungsplatz“, von dem aus wir leicht zu Fuß

die Stadtmitte erreichen konnten. Auf dem Sportplatz neben uns hatte sich ein kleiner Zirkus eingerichtet. Das war für uns sehr günstig, denn es sah so aus, als gehörten wir zu dem Wagenpark.

Das Ende unserer Reise kam näher. Zum Abschied fuhren wir in Jerusalem zum Herzl-Berg hinauf mit dem Grab Theodor Herzls, der mit seiner Schrift „Der Judenstaat“ mit anderen den Anstoß zur Staatsgründung gegeben hat. – In Yad VaShem, der wichtigsten Gedenkstätte des jüdischen Volkes, gedachten wir der sechs Millionen jüdischen Opfer des Nazi-Regimes. In der „Halle der Erinnerung“, in deren schwarzen Steinboden die Namen der größten Konzentrationslager eingemeißelt sind, brennt in der Mitte eine Ewige Flamme. – Auf dem Vorplatz mit der „Säule der Erinnerung“ bewegt unter den Skulpturen wohl am meisten die von Janusz Korczak, dem polnischen Kinderarzt und Pädagogen, der die Kinder des Warschauer Ghettos freiwillig in den Tod begleitet hat. Die ganz und gar unmenschlichen Geschehnisse, an die hier erinnert wird, bleiben für mich, der ich mich zur mitverantwortlichen Generation zähle, ein kaum zu fassendes Verbrechen.

In der Gegend dieser Gedenkstätte befindet sich auch das medizinische Zentrum der Hebräischen Universität, das Hadassah-Klinikum. Berühmt sind in dessen Synagoge die Glasfenster von Marc Chagall, die symbolisch die zwölf Stämme Israels in wunderbaren Farben darstellen.

Gelegentlich eines letzten Besuches bei Mendel sahen wir uns auf der Fahrt dorthin in Cäsarea um, besuchten in Haifa die Grabstätte des Gründers der Bahai, Baha Ulla, und sahen uns, weil noch Zeit war bis zum Termin, die Altstadt von Akko an. Spät am Abend kehrten wir zurück nach Haifa, wo wir am Hang, über dem Bahai-Memorial, schon die ganze Zeit über einen phantastischen Platz zum Übernachten hatten.

Von hier oben sahen wir auch, wie unsere Fähre in den Hafen einlief und am Kai festmachte. Am nächsten Tag erledigten wir die Abmelde-Formalitäten. Es war derselbe Beamte anwesend wie bei unserer Ankunft. Jetzt fragte er mich, wie das mit den Frauen geklappt habe. Ich antwortete, wir wären leider nicht an einem Donnerstag in Be'er Sheva gewesen, und

¹⁴¹ (isr.) Tal.

*Bild 79
Schneeballschlacht
am Berg Hermon*



*Bild 80
Kirche der
Seligpreisungen*

*Bild 81
„Da lachen die
noch!“*



nur an diesem Tag würde dort mit Kamelelen gehandelt. Er schüttelte sich vor Lachen – und vergaß drei Stempel auf unserer Abmeldung. Das merkte ich aber erst, als man mir wegen der fehlenden Siegel die Auffahrt auf das Schiff verweigerte. Es war peinlich, weil ich als letzter zur Verladung anstand, um als erster auf Kreta die Fähre verlassen zu können. Ich rannte also zum Büro, wo zum Glück „mein“ Beamter noch anwesend war. Nun durfte ich die Rampe hoch fahren. Hinter mir ging die große Klappe hoch, die Schiffssirene heulte – und ab ging's.

In Limasol auf Zypern mussten wir mit unserem Wagen von Bord, da verschiedene Güter verladen wurden. Nun war es nicht mehr weit bis nach Kreta. In Heraklion verließen wir also die Fähre und steuerten als erstes Knossos an. Dort übernachteten wir nach längerer Irrfahrt auf dem Parkplatz der Palastanlage. Am nächsten Morgen begannen wir mit der Besichtigung. Die Entdeckung und Ausgrabung von Knossos war zu Anfang des 20. Jahrhunderts eine echte Sensation, bewies sie doch, dass hier lange vor der klassischen Antike Griechenlands eine völlig intakte und hoch entwickelte Zivilisation existierte. Dem ersten Ausgräber, Sir Arthur Evans, wirft man allerdings vor, nicht wissenschaftlich genug vorgegangen zu sein, sodass leider heute manches umstritten ist. Trotzdem war es für uns interessant genug, dass wir mehrere Stunden die Ausgrabungsergebnisse bewunderten.

Dann zog es uns aber in den südlichen Teil der Insel, zunächst nach Ierapetra. Dort soll, so hatte ich daheim in einem Zeitungsartikel gelesen, ein griechischer Bauer beim Pflügen seines Feldes eine Demeter-Statue gefunden haben, die als besonders wertvoll galt. Da das kleine Museum nur vormittags geöffnet war, übernachteten wir in der Nähe des Ortes und standen pünktlich an der Tür. Der Wärter, der unsere Apparate sah, verbot uns das Fotografieren, da „der Fund noch nicht registriert“ sei. Es gelangen mir dennoch einige Aufnahmen: das eigentlich unsinnige Verbot hatte mich gereizt.

Die südliche Straße fuhren wir in westlicher Richtung bis Chóra Sfakion. Mit

einem Motorboot konnte man von hier aus an den Eingang zur berühmten Samaria-Schlucht gebracht werden, die wir durchwandern wollten. Über dem kleinen Hafen übernachteten wir (direkt hinter der Polizei!) und fuhren mit der „Marina“ zum Ausgangsort unserer geplanten Unternehmung. Der Weg begann inmitten von Oleanderhainen, durchquerte immer wieder den reißenden Bergbach, wo man von Felsbrocken zu Felsbrocken balancieren musste (Bild 81). Junge Wandergruppen kamen uns entgegen, denen offenbar das Abenteuer garnicht gefiel. Wir begrüßten sie fröhlich; sie aber meinten über uns: „Da lachen die noch!“

Nach einer Vesper-Pause machten wir kehrt und wanderten zur Küste und zur Abfahrtstelle unseres Bootes. Noch am Abend fuhren wir zurück in eine Bucht bei Plakias, die uns schon bei der Hinfahrt aufgefallen war: Über dem idyllischen Badestrand stand eine Taverne, in der wir ein gutes Abendessen erhofften. Dort übernachteten wir, um am nächsten Tag eine Ruhepause einzulegen. Schönster Sonnenschein holte uns am Morgen aus den Betten zum Strand. Gegen Mittag nahm der Wellengang zu. Mir machte es Spaß, in die hohen Wellen ein- und wieder aufzutauchen - bis ein besonders hoher Brecher mich umwarf und in seinen Wirbel hineinzog. Plötzlich waren mein Kopf unten und die Beine oben. Ich hatte nur einen Gedanken: „Jetzt nicht atmen! – Lieber ersticken als ertrinken!“ Es gelang mir aber doch noch, festen Boden unter den Füßen zu gewinnen, und so kam ich mit dem Schrecken davon.

Quer durch Kreta fuhren wir nordwärts. In Heraklion erreichten wir unsere Fähre, die uns nach Piräus übersetzte. Nach allem Erlebten verlief die Heimfahrt sensationslos. Nur in Salzburg bei Gudruns Tochter und Familie machten wir zu einer Kaffeepause wieder Halt. Dann ging es über München und Stuttgart nach Schorndorf, Gudruns Wohnort. Noch einmal erklang – bevor wir dort ankamen - unsere Israelfahrt-Melodie, das Adagio von Albinoni. An Peters Grab legten wir einen wunderschönen Wiesenstrauß nieder, gepflückt noch in Jugoslawien – und beendeten auf diese Weise „offiziell“ unsere Fahrt.

Reise-Ausklang:

Die Israel-Reise soll als Krönung aller Reisemobil-Unternehmungen die letzte sein, die ich ausführlicher beschrieben habe. Es folgten natürlich noch eine

ganze Reihe (über 40 an der Zahl) – auch mit Verwandten und Freunden. Im Folgenden seien sie erwähnt – z.T. kurz kommentiert:

Norwegenfahrt

(10. Juli bis 2. August 1987 mit Schwager Walter)

Sie war deswegen so schön, weil Walter, der einmal Förster werden wollte und sich in der Natur gut auskannte, bei Wanderungen mir Dinge zeigte, die ich allein nie gesehen hätte. Seine Liebe galt diesem Land, seitdem er im Krieg dort mit seiner Panzereinheit eingesetzt war. Seinen Wunsch, sich noch einmal dort umzusehen, habe ich ihm mit dieser Reise erfüllt. Leider erreichte uns in den letzten Tagen die Nachricht aus Bad Homburg, dass Dora nun doch wegen eines Rezidivs an der OP-Narbe ins Krankenhaus

musste. So schnell wie möglich kehrten wir nach Hause zurück.

Die OP war keine große Sache, aber es begann nun eine recht unangenehme Strahlenbehandlung, die mit einer Kur im Odenwald, in Reichelsheim, endete (18. 10. – 12. 11. 1987). Der Befund am Ende lautete hoffnungsvoll; „...sehr gut erholt, das Arm-Lymphödem nicht mehr nachweisbar“. So wagten wir uns im darauffolgenden Jahr auf eine kleinere Reise: zu Tochter Elisabeth nach Cadaques in:

Spanien (8. April bis 8. Mai 1988)

Mit einem neuen Motor mussten wir zunächst noch vorsichtig sein. Der alte war eigentlich noch nicht am Ende; meiner Schätzung nach hätte er noch einmal die Strecke geschafft, die er hinter sich hatte.

Aber ich wollte ihn nicht fahren, bis er mich - wann und wo? - im Stich lassen würde. Es wurde daher eine gemütliche Fahrt, bei der wir auch Verwandte und Freunde besuchten. –

Pässefahrt mit Werner

12. bis 28. August 1988

quer durch Italien, Schweiz, Frankreich und Österreich - natürlich war das Fahrrad dabei: Ca. 30.000 Höhenmeter über Alpenpässe wurden mit dem Rad zurückgelegt!

Kleinere „Ausflüge“ 1989 mit Freunden folgten: mit Carl-Ernst Schulz in die Normandie, mit Herbert Schlotter durch den Spessart in die Rhön und nach Norddeutschland.

Ein Ereignis von besonderer Bedeutung in diesem Jahr 1989 darf jetzt hier nicht unerwähnt bleiben: Das Ende der

DDR und der Fall der „Mauer“. Ich tue es unter einem mir wichtigen Gesichtspunkt:

Die Bergpredigt in zwei Worten (meine Gedanken zum „Mauerfall“)

„Keine Gewalt!“ war die Parole, die aus der Mitte der Demonstrationen in Leipzig, Berlin und anderen Orten 1989 immer wieder als beschwörender Schrei ertönte, wenn die Menschenmassen an der Phalanx der bis an die Zähne bewaffneten Volkspolizei und an den Hundertschaften der SED-Betriebskampfgruppen vorbeizogen. Immer wieder ertönte der Ruf „Keine Gewalt!“. Keine Fackeln mit ihren aufreizenden Flammen trugen sie, sondern Kerzen. Die behelmten Polizisten hinter ihren Schilden luden sie ein: „Kommt mit!“ An die 50.000 waren es, die sich nach dem traditionellen Montagsgottesdienst am 9. Oktober zum historischen Marsch um die Innenstadt Leipzigs formierten. Die anfängliche Angst war plötzlich wie weggeblasen. Als sich der Zug der Stasi-Zentrale näherte, versuchten besonnene Demonstranten die Richtung des Zuges zu ändern, um eine Konfrontation zu vermeiden. Doch zu spät! Der Lindwurm wälzte sich schon am MfS¹⁴²-Haus mit der Mahnung „Keine Gewalt!“ vorbei.

Irgendwann, noch während der Demonstration, waren die Ordnungskräfte wie vom Erdboden verschwunden. Nur vereinzelte Posten am Bahnhof und an der Stasi-Zentrale machten noch Dienst. Erst später, am 4. November, soll der Rechtsanwalt Gysi auf dem Ostberliner Alexanderplatz verkündet haben, Egon Krenz persönlich habe in Leipzig dafür gesorgt, dass die Protestierer vom Montagsumzug nicht niedergeknüppelt, geschweige denn zusammengeschossen wurden, wie Honecker, der Staats- und Parteichef, es

befohlen hatte. Die Chinesen seien sein Vorbild dazu gewesen, als sie in ähnlicher Situation auf dem Platz des Himmlischen Friedens in Peking ein grausames Blutbad angerichtet hatten.

Nicht vergessen sollte man, wie das Ganze angefangen hat.¹⁴³ Nicht erst das Jahr 1989, sondern eine lange friedensethische Debatte in den evangelischen Kirchen hatte im wahrsten Sinne des Wortes den Grund für die gewaltlose Veränderung gelegt. Es war 1980, als die evangelischen Jugendpfarrer in der DDR

zur ersten „Friedensdekade“ aufriefen, die auch in den evangelischen Kirchen der Bundesrepublik stattfanden: zehn Tage der intensiven Beschäftigung, jeweils im November, mit dem Thema Frieden. Ihr Markenzeichen war der Mann, der Schwert zu Pflugscharen umschmiedet. Am Anfang waren es nur

wenige, die da zusammenkamen, gerade genug, um Druck auszuüben auf Synoden und Kirchenleitungen, sich mit der Friedensfrage mehr zu beschäftigen – gewissermaßen der Sauerteig oder das Salz (Matthäus 13. 33; Matth. 5, 13), von denen Jesus einst sprach.

Nach der Parole „Keine Gewalt!“ hatten schon andere vorher Siege erfochten, Siege ohne Unterlegene und ohne Blutvergießen. Zu nennen wäre hier neben Mahatma Gandhi, der aus seiner Verehrung des Jesus von Nazareth keinen Hehl machte, Martin Luther King, der amerika-



¹⁴² Abk. f.(offiziell) Ministerium für Staatssicherheit, (praktisch) Geheime Staatspolizei, im Volksmund „Horch und Guck“.

¹⁴³ Nachtrag: In der Ausstellung des neuen Jugendwiderstandsmuseums in der leer stehenden Galiläakirche (Berlin-Friedrichshain) steht „im Mittelpunkt die von Punk und Rock geprägte Bewegung gegen staatliche Repression von 1968 bis 1989, die sich vor allem unter dem Dach von Kirchengemeinden etablierte.“ (Publik-Forum Nr. 22 v. 21. 11. 2008).

nische Baptistenpfarrer. Er trat seit Mitte der fünfziger Jahre führend als Kämpfer der Bürgerrechtsbewegung hervor, organisierte mehrere Demonstrationen, insbesondere für die Rechte der schwarzen Bevölkerung, wurde mehrfach inhaftiert und 1968 in Memphis ermordet - 1964 hatte er den Friedensnobelpreis erhalten.

Auch Nelson Mandela gehört zu diesen Männern. Der schwarze südafrikanische Politiker, Rechtsanwalt und Führer des ANC (African National Council) wurde 1964 wegen seines Kampfes gegen die Apartheid zu lebenslänglicher Haft verurteilt, nach 26 Jahren (!) 1990 entlassen. Nach dem Wahlsieg des ANC wurde er der erste Staatspräsident der Republik Südafrika und erhielt 1993 wegen seiner Bemühungen um einen friedlichen Übergang der Staatsgewalt an die schwarze Bevölkerungsmehrheit den Friedensnobelpreis.

Vom „Eisernen Kanzler“ v. Bismarck ist bekannt, dass er geäußert haben soll, mit der Bergpredigt könne man keine Politik machen. Die gleiche Bemerkung stammt auch von Helmut Schmidt, dem SPD-Politiker und Bundeskanzler (1974 – 1982). Natürlich ist sie kein Rezept zur wörtlichen Befolgung. Wohin aber das Gegenteil führt, das kann man an dem Superchristen G. W. Bush jr, dem derzeitigen Präsidenten der USA, erkennen: Nach dem Terroranschlag in New York im September 2001 kündigte er an: „We hunt them down!¹⁴⁴“ Damit stürzte er – entgegen Warnungen unterschiedlicher Berater - Amerika in den unheilvollen Irakkrieg. Diese Äußerung war schon deshalb unklug, weil er als Jäger noch nicht einmal das „Wild“ kannte. Und was die „Jagd“ bis heute gekostet hat, ist in Milliarden Dollar kaum noch auszudrücken, ganz zu schweigen von Blut, Tränen, Zerstörung und dem Chaos in der heutigen Weltpolitik.

Die Brutalität in der Politik ist leider bis in unsere Tage allgegenwärtig; sie hat sich nur gewandelt und versteckt sich „vornehm“. Hier ein Beispiel von moderner Gewalt - nur eines – es gäbe mehrere: Die globalen Militärausgaben betragen z. Zt. in einem Jahr 1100 Milliarden Dollar, also

über eine Billion! --(1.100.000.000.000); Skandal? Untertrieben: Ein Mega-Skandal!! Ein Fünftel der Weltbevölkerung (rund 1,3 Milliarden Menschen) leidet unter Wassermangel. Sie haben keine Toiletten; die Fäkalien werden nicht entsorgt und verderben das Wasser. Die Folgen: Jedes Jahr sterben 1,8 Millionen Menschen an Krankheiten, die durch verschmutztes Wasser oder mangelhafte Hygiene entstehen. Nur kurz erwähnt sei das weltweite Hunger- und Aids-Problem, unter dem die sog. Entwicklungsländer durch den ungerechten Welthandel leiden. Das Geld, um diese Verhältnisse zu ändern, wäre da; es wird nur für falsche Zwecke – siehe Militärausgaben – ausgegeben. Und unser Land „mischt“ tapfer mit!

Vielleicht bleibt uns in der vor uns liegenden Zukunft, in der ein Krieg angesichts der vorhandenen Atomwaffen nur die „unmögliche Möglichkeit“ sein dürfte, gar nichts mehr anderes übrig als eine Politik „Ohne Gewalt“, die wir von Jesus von Nazareth lernen könnten.

Leider zeigte sich trotz einer abermaligen Kur in Reichelsheim (11. 01. – 08. 02. 1990) mit dem Abschlussbefund „...sehr gut erholt, [...] unauffälliger Lymphknotenstatus“ ein erneutes Rezidiv, das im Juni 1990 operiert werden musste. Nun entschlossen wir uns nach einer Empfehlung aus unserem Freundeskreis zu einer alternativen Kur in Friedenweiler (im Schwarzwald unweit des Titisees), einem Haus für biologische Krebstherapie und Sanatorium für Naturheilkunde. Die behandelnden Ärzte waren Schulmediziner – dies immer wieder festzustellen legten sie großen Wert. Die erste Kur (25. 08. – 29. 09. 1990) bekam Dora ausgesprochen gut. Während der gesamten Zeit kampierte ich im Reisemobil und nahm gelegentlich am Mittagessen im Hause teil. Der Wagen stand auf dem Parkplatz neben dem hinteren Eingang, mit einem Kabel für 220 Volt Strom verbunden. Wir hatten unsere Fahrräder dabei, die wir eifrig benutzten. Die Chemotherapie, am Vormittag appliziert, hat Dora durch die alternative Begleit-Behandlung gut vertragen. Am Nachmittag danach fuhren wir Rad! Allerdings spürte sie im rechten Arm, der schon stark geschwollen war, bereits

¹⁴⁴ (engl.) wörtlich: „Wir jagen sie nieder!“ – frei übersetzt: „Wir jagen sie zu Tode!“

eine gewisse Taubheit, die sich in der Folgezeit verstärkte.

Im Januar 1991 wiederholten wir die Friedenweiler-Kur bei herrlichem Winterwetter. Der Entlassungsbericht klang sehr positiv. Nur der Rat, bei ansteigendem Tumormarker solle eine rasche Einweisung angestrebt werden, machte uns stutzig. Und er stieg an! Also: erneute Einweisung ins Krankenhaus; von einer Ausnahme war es immer das große und leistungsstarke Nordwest-Krankenhaus in Frankfurt. Für mich war dies insofern günstig, als ich die Besuche mit dem Fahrrad von der Flurstraße aus erledigen konnte:

Das Ende

Die letzte Festigungskur (heute heißt das Reha als Abkürzung von Rehabilitation¹⁴⁵) sollte wieder im Knüll Ende 1993 stattfinden. Dora wurde aber nach ein paar Tagen ans Krankenhaus zurück überwiesen mit dem Hinweis, sie seien in diesem Fall nicht mehr zuständig. Was war los? Es stellte sich heraus, dass Metastasen mittlerweile über die Achseldrüsen hinaus in andere Körperstellen vorgedrungen waren; z. B. bestand der Verdacht – der sich später bestätigte – dass die Leber befallen war. Außerdem tauchten weitere Hautmetastasen auf. Dazu hatten auch noch Bestrahlungen Verbrennungen am Hals verursacht – was sehr schmerzhaft war. (Bild 82)

In diesem körperlichen Zustand fuhr ich sie liegend im Reisemobil nach Oppenheim, wo gerade Werner seine erste eigene Praxis eingerichtet hatte. Ein Leuchten ging über ihr Gesicht als sie sah, wie ihr Ältester die Zukunft seines Lebens würde gestalten können.

Wenn ich heute noch einmal die Befunde ab Februar 1993 lese, so wundere ich mich, dass wir damals immer noch eine Besserung erwarteten. Schon die Zahl der Metastasen und die Stellen, wo sie auftraten, hätte mich stutzig machen müssen. Aber auch Dora war

Es ging direkt durch Felder und Wiesen – und nicht wie mit dem Auto durch Frankfurter Vororte hindurch.

Eine sehr gute Sache war die Bad Homburger Frauen-Selbsthilfe-Gruppe unter der Leitung der für diese Aufgabe außerordentlich geschickten Frau Erika Grein. Mit ihr habe ich noch heute eine gute, freundschaftliche Verbindung. Die Frauen – alle mit dem schweren Lebensschicksal Krebs – konnten hier Erfahrungen austauschen und sich gegenseitig stützen. Auch besondere „Geheimtipps“ kamen aus der Gruppe, die oft eine große Hilfe waren.

voller Hoffnung bis in die letzten Tage hinein. Ambulante Behandlungen im Nordwestkrankenhaus, kurze Einweisungen, kleine Operationen von Rezidiven konnten sie – und mich – in unserer Überzeugung nicht erschüttern. Selbst bei der letzten Aufnahme am 2. November 1993 dachten wir nicht im entferntesten daran, dass es nun keine derartige Wiederholungen mehr geben würde.

Am 9. November – nach einer schmerzvollen Zeit – bat Dora, ihre letzten Tage daheim verbringen zu dürfen. Darauf veranlasste ich ihre Verlegung für den nächsten Tag, 11 Uhr. Erasmus war inzwischen angereist und wollte mir dankenswerter Weise bei der Pflege helfen. Welch ein Freundschaftsdienst!! Ich besorgte ein modernes Krankenbett. So war alles aufs Beste vorbereitet. Am Morgen des 10. saßen Erasmus und ich zusammen und warteten auf die Nachricht, dass der Rotkreuzwagen im Nordwest-Krankenhaus abgefahren sei. Statt dessen kam der Anruf, Dora sei ins Koma gefallen und nicht mehr transportfähig.

Ich alarmierte Werner und Wilhelm. Zu viert fuhren wir dann am frühen Nachmittag ins Krankenhaus und fanden Dora wirklich ohne Besinnung. Ein Aufwachen sei wohl nicht mehr zu erwarten, meinten die Ärzte. Wie lange dieser Zustand dauere, konnte man uns nicht sagen. Dennoch öffneten sie an diesem Nachmittag plötzlich die Augen – wir Drei mit Erasmus standen um das Bett herum – und meinte:

¹⁴⁵ (Wieder)eingliederung eines Kranken (...) in das berufliche u. gesellschaftl. Leben.

“So viel Menschen!?” – Ich fragte, ob sie Schmerzen habe. Als sie bejahte, holte ich die Schwester. Nach der Injektion versank sie erneut ins Koma – und wachte, solange wir anwesend waren, nicht mehr auf.

Wir teilten unter uns die Wachen für die Nacht ein: Wilhelm übernahm die ersten beiden Stunden von 20 bis 22 Uhr, Werner anschließend bis Mitternacht, ich bis 3 Uhr und Erasmus bis zum Morgen. Dann fuhren wir nach Hause. Werner löste Wilhelm ab, und in seiner Wachzeit kam von ihm der Anruf zu uns in die Flurstraße: “Mutter ist soeben gestorben”. Daraufhin eilten wir Drei, es war gegen Mitternacht, ins Krankenhaus und fanden Dora schon nicht mehr im Krankenzimmer, sondern in einem besonderen Raum.

Nach einem Vater-Unser-Gebet nahmen wir Abschied von unserer lieben Heimgegangenen, um den Rest der Nacht noch ein wenig ruhen zu können.

In einer Trauerfeier am 18. November in der überfüllten Gonzenheimer Friedhofskapelle nahmen wir endgültig Abschied unter dem Wort aus Römer 8, Vers 28: “Wir wissen aber, dass denen die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen”.

Dieser Satz war uns in all den Jahren unserer Ehe eine wichtige Erfahrung geworden und gab nun uns, den Hinterbliebenen, den Trost, den wir ersehnten. Noch einmal erklang unsere Fahrtenmelodie, das Largo aus dem Konzert für Sopranino-Blockflöte von Antonio Vivaldi, die uns Beide einst auf unserer Griechenlandreise begleitet hatte.

Die Urne setzten wir am 9. Dezember in einer stillen Feier im engsten Familienkreis auf dem Gonzenheimer Friedhof bei.

Verhängnisvoll war, dass ich in ihren letzten Monaten meine Stimme verloren hatte. Anfang 1993 musste ich mich im Bad Homburger Kreiskrankenhaus einer Schilddrüsen-Operation unterziehen. Wie sich erst später herausstellte, war dabei der Nerv des rechten Stimmbandes durchtrennt worden. Noch bei der Entlassung schien alles in Ordnung, aber kurz darauf verschwand der Klang meiner Stimme. Ein ganzes Jahr lang musste ich zwei Mal in der Woche nach Oberursel mit dem Fahrrad fahren zu einer logopädischen Behandlung. Man vermutete, dass der Nerv nur beschädigt worden sei. Noch bei dem Zusammensein nach der Trauerfeier musste Werner das, was ich gerne gesagt hätte, verlesen. Erst einige Wochen danach konnte ich dieser Sache auf den Grund gehen. Dank der Bemühungen der Logopädin, Frau Irene Lucassen, fand eine Untersuchung in der Universitätsklinik Gießen statt. Dort behandelte mich eine außerordentlich geschickte Chirurgin, Frau Dr. Glanz. In einer gewagten OP straffte sie das gelähmte Stimmband und hinterfütterte es mit Knorpelmaterial aus meiner Nasenscheidewand. Nun hatte das gesunde linke Stimmband wieder seinen „Partner“: Ich konnte auf diese Weise „phonieren“¹⁴⁶. Als ich aus der Narkose aufwachte, war das Flüstern vorbei. Ich konnte wieder richtig sprechen! Und das hat bis heute gehalten. Es war mir ein unglaublich großes Geschenk!

¹⁴⁶ (gr.) Töne erzeugen.



*Bild 82
"Doras" Garten, im Sommer 1993*

*Bild 83
Wilhelm, Judith und David,
2004*



*Bild 84
Unser Haus in
Simmertal*

*Bild 85
Frisch vermählt!*



Was nun ?

Das war zunächst für mich die Frage. Das Leben allein war ich gewohnt. Es fiel mir nicht schwer und war somit kein besonderes Problem. Außerdem hatte ich ja auch meine beiden Söhne. Elisabeth war zwar zur Trauerfeier angereist, kehrte aber wieder nach Spanien zurück, wo sie noch heute lebt. Sehr bald besuchte mich auch Lore Cordes, deren Ehe inzwischen geschieden worden war; sie wohnte nach ernster Erkrankung und einer sehr schweren Zeit in Kirn an der Nahe. Dort war sie zuletzt an der Berufsschule Religionslehrerin gewesen, nun aber vorzeitig in Pension gegangen.

Im Frühjahr 1994 setzte ich mich ans Steuer meines Reisemobils und startete allein zu einer Rundreise durch Deutschland, Freunde, Bekannte und Verwandte zu besuchen. Das war eine "sinnlos Klasse-Idee", wie in solchen Fällen meine Nichte Dorothee Haas (Reininghaus) zu sagen pflegt. Wieder heimgekehrt, hatte ich genug in Haus und Garten zu tun; langweilig wurde es mir nie. An manchen Wochenenden kam Lore zu Besuch, die meine Söhne aus Sorge um mich gebeten hatten, hier und da "etwas nach mir zu sehen". Wen wundert's, dass aus dieser alten Freundschaft (seit unserer gemeinsamen Israelreise 1963) Liebe wurde? Mit dem LT unternahmen wir einige Fahrten. Es häuften sich die gemeinsamen Wochenenden bei mir in Bad Homburg, bei denen es mir zunehmend mulmig wurde: Jedes Mal musste sie ja ca. 150 km hin und zurück fahren; das tat sie 4½

Jahre lang. Es wäre für mich unerträglich gewesen, wenn sie dabei einen Unfall gehabt hätte oder sonstwie zu Schaden gekommen wäre.

Normalerweise zieht in solchen Fällen die Frau zum Mann, besonders wenn der ein Haus besitzt. Aber, was heißt "normalerweise"? Lore hatte inzwischen in Kirn – wie man so sagt – Wurzeln geschlagen. Ich hatte mich Doras wegen mehr und mehr aus manchen Bekanntschaften zurückgezogen. Nun, da ich alleinstehender Witwer war, hielt mich in Bad Homburg nicht viel. Auch in der Nachbarschaft fehlten durch Wegzug oder Tod viele frühere Verbindungen. Ein beabsichtigter Verkauf des Hauses wurde vom Kirchenvorstand nach quälenden Verhandlungen nicht genehmigt. So übergab ich es Wilhelm und Judith, die damals kurz vor ihrer Heirat standen (11. November 1999, Bild 84) und großes Interesse gezeigt hatten. Lore fand in der Umgebung von Kirn – in Simmertal – ein sehr schönes Haus, das auch mir zusagte (Bild 85); so kaufte ich es. Judith und Wilhelm halfen dabei – und nun wohnen wir seit 1998 hier, mittlerweile als glückliches Ehepaar: Wir heirateten nämlich eine Woche nach den beiden am 18. November 1999 (Bild 86). Fast wäre es eine Doppelhochzeit geworden.

Wilhelm und Judith bewohnen die Flurstraße 10 auch nicht mehr allein. Vor etwa vier Jahren „erschien“ David, nicht nur ein weiterer Knopf, sondern ein regelrechter Goldknopf (Bild 83).

Eine etwas außergewöhnliche Reise auf die Krim (... - und ihre Folgen, Juli 1995)

Nach meinen vorwiegend guten Erfahrungen mit Reisen in die Ostblockstaaten nach der Wende wurde seit Doras Tod der Gedanke immer größer, mich vielleicht doch noch einmal auf der Halbinsel Krim umzusehen, wo ich über 4 Jahre als Kriegsgefangener zugebracht hatte. Es scheiterte zunächst daran, dass vor allem Sevastopol für Ausländer militärisches Sperrgebiet war. Doch in den 90er Jahren wurden Gruppenreisen nach Jalta bekannt, um so mehr, als die Krim nun zu der selbständig gewordenen Ukraine gehörte. Das war für mich eine Chance. Ich hatte zwar kein Interesse daran, in einer „Herde“ von Ort zu Ort geführt zu werden, aber ich konnte angesichts der russisch-ukrainischen Mentalität hoffen, doch irgendwie aus einer Reisegruppe auszuscheren und auf eigene Faust loszuziehen. Leider war bei meinen ehemaligen Mitgefangenen-Freunden kein Interesse an einer Teilnahme. Da meldete sich Werner - er wollte mich nicht allein lassen. Mir ging es auch darum, dort möglichst viele persönliche Kontakte zu knüpfen. Dazu wurde mir eine gewisse Heike Wehner in Friedrichsdorf empfohlen, die im Rahmen ihres Sprachstudiums in Jalta ein Praktikum absolviert hatte und mir bestimmt Adressen geben könne. Das klappte sehr gut; Heike hatte nur die Bitte, ihr nach Rückkehr die Dias zu zeigen, die wir dort gemacht haben würden. Die ihrigen seien bei ihrer Ausreise bei der Gepäckkontrolle damals alle unbrauchbar geworden.

Das sagten wir gerne zu und flogen – im Juli 1995 – zunächst nach Simferopol, der Hauptstadt des Gebietes Krim. Es war schon ein Erlebnis, vom Weltflughafen Frankfurt zu starten und in Simferopol zu landen. Mir kam es vor, als sei ich auf einem Feldflugplatz des letzten Krieges angekommen. Ein Oberleitungs-Bus brachte uns die ca. 70 km lange Strecke (die längste Trolley-Bus-Linie der Welt!) nach Jalta. Es hat uns gefreut, dass wir nicht in dem hochmodernen Hotel Jalta am Ort untergebracht wurden, sondern in dem urgemütlichen – wahrscheinlich noch

aus der Zarenzeit stammenden – Hotel Oreanda. Beim Abendessen bestellten wir Sprudel. Wir hätten gerne einmal Krimwasser getrunken; aber was brachte man uns? Echtes „Fuldatales“ Mineralwasser!

Am nächsten Tag wurde der Reisegruppe eine Besichtigungsfahrt angeboten, an der wir uns zunächst beteiligten. Eine ähnliche Unternehmung nach Sevastopol stand nicht auf dem Programm. Von einem ehemaligen Kollegen war mir ein Kraftfahrer empfohlen worden, der sich bereit erklärte, uns nicht nur nach Sevastopol zu fahren. Er entpuppte sich als „Chitri Tschelowek“, auf deutsch: ein Schlitzohr, ein Filou, ein „mit allen Wassern Gewaschener“. Igor (tatsächlicher Name ist der Redaktion bekannt) brachte uns sogar in Sperrgebiete wie das Jagdrevier der Zaren (auch der „roten“ – Breschnew z. B.), in dem wir unsere Forellen für ein opulentes Mittagessen selbst angeln durften. Natürlich war er auch bereit, uns nach Sevastopol zu bringen, eine Unternehmung, bei der unser Reiseleiter meinte, es könnte mich eine zweite Gefangenschaft kosten. Igor lachte nur darüber.

Mit seinem Mercedes – dessen Herkunft für uns im Dunkeln blieb – fuhren wir von einem besonderen Treffpunkt aus los. Die vor dem Hotel auf Kundschaft wartenden Taxifahrer sollten uns nicht sehen. Er hatte seinen Neffen mitgebracht, der den Wagen bewachte, wenn wir ihn verließen. Die Fahrt ging zunächst an der Schwarzmeer-Küste entlang. Er zeigte uns Gorbatschows Datscha; von ihm hielt er nicht viel. Balaklava, das ich noch von meiner Gefangenschaftszeit her kannte, ließen wir links liegen,

An der Stadtgrenze Sevastopols nötigte uns ein Schlagbaum zum Anhalten. Bevor Igor auf ein kleines Wachthäuschen zuging, informierte er uns: „Nix verstehn, Mund halten!“ Wir sahen, wie andere „Grenzgänger“ kontrolliert wurden. Da fiel uns heiß ein, dass ja unsere deutschen Personalausweise im Hotel „Oreanda“ lagen und wir nur eine Art Bon mit dem Stempel des Hotels besaßen. Es

dauerte eine Weile bis Igor wieder erschien, dem Koffer seines Wagens ein Bündel (Inhalt?) entnahm und es unter der Plane eines Motorrad-Beiwagens verstaute, der in unserer Nähe parkte. Er grinste vielsagend, als er sich schweigend ans Steuer setzte. Der Schlagbaum ging hoch, und wir fuhren - ohne dass jemand zu uns hereinschaute, geschweige denn kontrollierte - in die vor uns liegende Hafenstadt hinein.

Meine Wünsche hatte ich Igor schon vorher erläutert. Das Gebäude, in dem ich als Gefangener fast die gesamte Zeit untergebracht war und das ich sehen und fotografieren wollte, konnte nur vom Hafenbecken der Buchta Hollandija aus eingesehen werden. Und so fuhren wir ohne anzuhalten zum Hafen hinunter. An einem kasernenartigen Gelände hielt uns am Tor ein Posten mit Gewehr an. Igor reichte ihm durch das geöffnete Wagenfenster lässig etwas hinaus. Eine kleine Handbewegung war das Zeichen, dass wir weiter durften.

Igor verschwand in einem Gebäude; diesmal dauerte es länger. Ein kleines Motorboot hätte eigentlich für uns drei gereicht, aber er hatte eine große Fähre zu einer nicht fahrplanmäßigen Fahrt gechartert. Als wir dann zu viert, Igor, der Kapitän, Werner und ich, zwischen den links und rechts ankernden Kriegsschiffen hindurch manövrierten, wurde mir klar, warum: Ein Motorboot hätte eher Argwohn erzeugt als die üblicherweise hier verkehrende große Fähre. Ich saß in der Kajüte des Kapitäns, mit dem ich mich in meinem mittlerweile dürftigen Russisch zu unterhalten versuchte. Als ich fragte, ob man die Kriegsschiffe fotografieren dürfe, sagte er nur: „Halt drauf!“ - und wir lachten beide.

Leider hatten wir Pech: dichter Nebel lag im Hafenbecken. Auch bei klarem Wetter wäre es mit einem Foto nichts gewesen, denn die Sonne stand direkt hinter dem Gebäude. So war alles vergebens: wir drehten unverrichteter Dinge ab. Die Fähre nahm an einem Anlegeplatz einige Schulklassen auf und kehrte zurück. Das ersehnte Foto hat Werner dann bei einem späteren Besuch auf der Krim für mich „geschossen“ (Bild 86).

Mit der Familie Proskurin (Oleg, Irina, Tochter Ella - auch ein „Tipp“ meines Kollegen) verstanden wir uns sehr gut.

Und das lag nicht nur am guten Englisch, das alle Beteiligten - außer mir - einwandfrei beherrschten; mein Russisch war dagegen ein armes Gestammel. Besuche hin und her waren in den Jahren danach die Folge. Das Versprechen, Heike unsere Fotos vorzuführen, hatten wir gleich nach der Rückkehr eingelöst. Ich meinte sogar dabei beobachtet zu haben, dass sie bei der Auswahl der Aufnahmen hier und da besonders gerne Dias nahm, auf denen auch Werner zu sehen war. Offensichtlich lag das Interesse nicht nur bei Heike, denn auch Werner hatte inzwischen ein Auge auf sie geworfen. Jedenfalls sind sie - der langen Rede kurzer Sinn - jetzt längst ein Ehepaar; geheiratet haben sie am 16. August 1997 und sind jetzt mit Adoptivsohn Carlos (2001 geboren) eine kleine Familie (Bild 87).

Zu Gast bei der Hochzeit waren dann unter anderem auch Oleg, Irina und Ella. Sie wohnte später auch eine Zeit lang während ihres zahnärztlichen Praktikums in Oppenheim.

Darüber hinaus ist es nicht übertrieben zu behaupten, dass alles eine - wenn auch späte - Frucht meiner russischen Gefangenschaft war: Denn dadurch,

- dass ich 1945 in sowjetische Gefangenschaft geraten bin -
- und dann 56 Jahre nach meiner Heimkehr den Wunsch gehabt habe, noch einmal nach Sevastopol zu reisen,
- und Werner mich begleitet hat,
- und dabei eine gewisse Heike Werner uns Tipps für Jalta gab,

haben die beiden sich kennen gelernt und dann geheiratet.

Ähnlich ist es ja auch mit Dora und mir gegangen, und - wenn man genau hinsieht - ebenfalls mit Lore und mir.

Sind das nicht Zufälle in bester Albert Schweitzerischer Interpretation?

Zehn Jahre fast sind nun vergangen, seit Lore und ich ein zweites Eheleben begannen. Was gäbe es da zu berichten! Natürlich stand das Reisemobil in dieser Zeit nicht still. Welch wunderschöne Fahrten haben wir noch gemeinsam

erlebt. Unvergessen sind uns die Reisen in der näheren Heimat, im Hunsrück, Odenwald, Schwarzwald, an die Nord- und Ostsee – immer verbunden mit Besuchen bei Verwandten und Freunden. Aber auch über unsere Grenzen ging die Fahrt: Österreich mit einem Aufenthalt in Zöcklers Wuzlhaus, die Schweiz und Tschechien mit den Orten meiner ersten Gefangenschaftstage, vor allem aber mit Prag. Seine Sehenswürdigkeiten wurden uns in einer kompetenten Führung gezeigt.

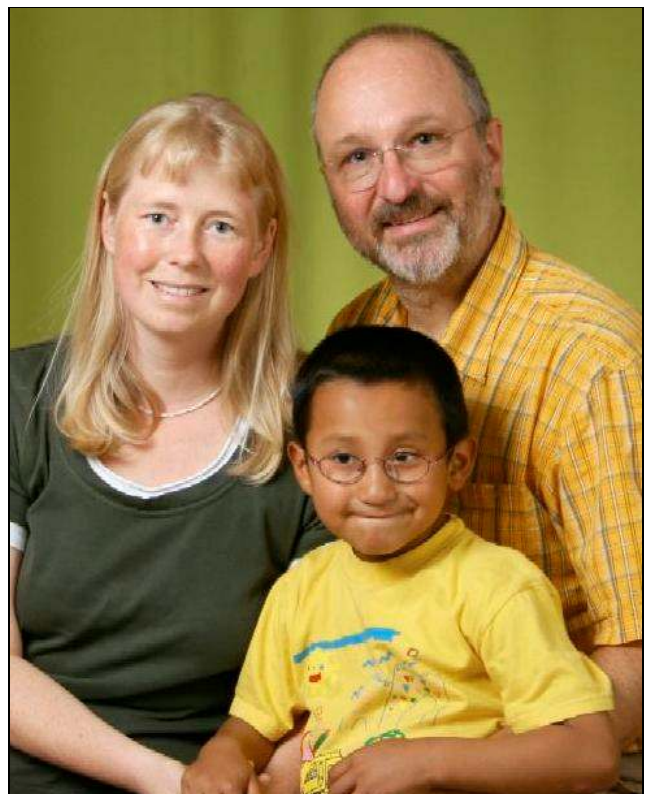
Das treue Gefährt brachte uns zu Kuraufenthalten und Tagungen. Durch

meinen Vorkriegs-Mitarbeiter-Freund Herbert Schlotter ließ ich mich „verführen“, auf einer Senioren-Freizeit der Heliand-Bruderschaft mitzuwirken. Es lag ihm am Herzen, die Beschäftigung mit der Bibel möglichst unter Beachtung der neuen Forschungsergebnisse anzubieten, bei der das Befeiende der Botschaft deutlicher wird. („etwas Pep reinzubringen“ wie er es ausdrückte). Daraus wurde auch zu unserer eigenen Bereicherung über viele Jahre eine regelmäßige Mitarbeit auf diesen Freizeiten, in die auch Lore gerne eingestiegen war.



*Bild 86 (Standbild aus Video)
Das Lagergebäude in der „Bucht Hollandija“, Sevastopol*

*Bild 87
Werner, Heike & Carlos*



Epilog

Fast könnte ich jetzt dasselbe schreiben wie nach Teil I „... wie es dir selber gefällt“, der mit meiner Entlassung aus der Gefangenschaft endet. Was das Wunderbare in dieser Zeit meines Lebens war, will ich abschließend versuchen, in einigen Stationen ausführlicher – und doch kurz - zusammenzufassen:

Manchem Leser von „... wie es dir selber gefällt...“ haben meine Eltern Eindruck gemacht – vor allem meine Mutter. Aber was war an ihnen Besonderes? Beide kamen aus einfachen Verhältnissen; aber die Atmosphäre, in der mein Bruder Werner und ich aufwuchsen, war voll Herzlichkeit, Humor und Güte. Sie waren „normale“ Kirchenchristen. Mein Vater – von Beruf Kaufmann (Handelsvertreter) - nahm mich gelegentlich mit, wenn er mal zu Hause war und zum Gottesdienst ging. Meine Mutter schickte mich so ab sechs Jahren in den Kindergottesdienst, gehalten von Pfarrer Hans Munk. Er verstand es, uns mit der Geschichte unserer beiden Gemeinden (der Wallonischen – zu der wir gehörten - und der Niederländischen) schon in diesem Alter vertraut zu machen. Außerdem machte er uns verständlich, was Glauben heißt: Dass es schon eine wichtige „Sache“ sein muss, wenn Menschen (wie unsere Vorfahren) bereit waren, Haus, Hof und Freunde zu verlassen, um mit ihrem Glauben leben zu können. Ich war stolz auf diese Historie! Der Konfirmanden-Unterricht war für mich wie die Versetzung in die höhere Klasse in der Schule. Obwohl ich später schon Mitglied im damaligen BK (Bibel-Kreis für Höhere Schüler) und Pfadfinder war, besuchte ich gerne die Zusammenkünfte der sog. „Jungen Leute“, die Pfr. Munk selbst leitete und die immer sehr interessant waren. – Das war für mich der Anfang meiner Geschichte zum Thema „Glauben“, also: Station 1.

Als Quintaner der „Hohen Landeschule, staatliches Realgymnasium“ nahm mich an einem Nachmittag der Nebemann auf der Schulbank und zeitweise mein Freund mit ins Evangelische Vereinshaus zu einem „zünftigen Verein“ – wie er meinte. (Anfang von Station 2). Er

wechselte kurz darauf in die Hitler-Jugend. Ich ging nicht mit, denn mittlerweile gefielen mir diese Zusammenkünfte. In diesem Lebensabschnitt haben für mich eine große Rolle gespielt: Horst Fortun, der Führer der Pfadfindersippe „Walter Flex“ und mein späterer, jahrelanger Freund bis zu dessen Soldatentod 1944 an der Ostfront als Major und Ritterkreuzträger in einer Panzer-Einheit; Helmuth Eifert, der Leiter der Hanauer Jungenkreise (ebenso gefallen 1942 an der Ostfront als Offiziers-Anwärter) - und der „Erstführer“ der Pfadfinderschaft, zugleich der „Oberleiter“ des Jungen- und Jungmännerwerkes im Raum Frankfurt am Main, Paul Both. Obwohl der Glaube hier reichlich pietistisch, wenn nicht fundamentalistisch vertreten wurde, war er mir doch Halt und Lebenssinn in Krieg und Gefangenschaft: Station 2.

In den ersten Tagen meiner Kriegsgefangenschaft lernte ich (auf originelle Weise) Dr. med. Albrecht Sproedt aus Wuppertal kennen, der wie ich Mitglied im BK war. Zu ihm hielt ich mich, nachdem die Alliierten uns an die sowjetische Armee ausgeliefert hatten. In der ersten Nacht schliefen wir mit anderen Kameraden auf dem Dach eines Wehrmacht-Funkwagens nebeneinander. Ich sah die letzte Gelegenheit zur Flucht gekommen, da wir nur von ein paar Sowjetsoldaten bewacht wurden. Ich forderte ihn auf mitzugehen. Er lehnte ab und wollte seine Kameraden nicht in dieser Situation im Stich lassen. Wahrscheinlich hat er mir damit nicht nur das Leben gerettet, denn die Tschechen machten Jagd auf flüchtende deutsche Soldaten. Ob ich die überlebt hätte, war sehr fraglich. Zwar blieb ich nun für über vier Jahre in sowjetischer Gefangenschaft, in der und durch die ich aber – s. Station 4 – eine entscheidende Weichenstellung erlebte: Station 3.

Im Gefangenenlager Sevastopol lernte ich von Werner Reininghaus, dem Pfarrer der von den Sowjets ungernd geduldeten Lagergemeinde, eine andere Form christlichen Glaubens kennen, bei der es weniger um das „persönliche Seelenheil“ als darum ging, auch die Verantwortung für das öffentliche Leben in den

Blick zu nehmen. Er war es, der zusammen mit einigen Besuchern der Gottesdienste (und Freunde bis heute: Erasmus - „Christel“ – Zöckler und Thomas „Thom“ Schmidhofer mein Berufsziel als Ingenieur nicht nur in Frage stellte, sondern auch neue Wege aufzeigte: Station 4.

Nicht zuletzt – nach den Auseinandersetzungen mit Paul Both, die zu unserer Trennung führten - war das Studium zum Religionslehrer im Oberseminar Düsseldorf eine der folgenreichsten Wendungen. Dort begegnete mir eine Theologie, die mir eine unwahrscheinliche innere Befreiung brachte. Evangelium war nun wirklich für mich keine Drohbotschaft mehr, sondern eine Frohbotschaft geworden. Mit ihr konnte ich die letzten Bedenken vor der Aufgabe, die auf mich wartete, entkräften. Dietrich Bonhoeffer mit seinem Glauben war mir zum Vorbild geworden. Für ihn stand im Vordergrund nicht Religion und Kirche, sondern die Frage, was Glaube im Alltag des Menschen für eine Rolle spielt. Und vor mir saßen ja in der Beruflichen Schule in der Mehrzahl Jugendliche, die am Beginn ihres Erwachsenen-Daseins Orientierung suchten und meist nicht wussten, was der Glaube dabei soll. Sie kamen nicht freiwillig wie in der Jugendarbeit, sondern oft recht unwillig. Ich verstand mich zwar nicht als Missionar, aber die Glaubensfrage tauchte von selbst immer dann auf, wenn es gelang, Lebensprobleme zu erörtern. Da musste ich das, was mir mein Glaube bedeutet, in die Sprache der Jugendlichen übersetzen können. Station 5.

Es ist mir in der Folgezeit klar geworden: Da müssen eine ganze Reihe alter Glaubenssätze und Glaubensformen verschwinden, so lieb und wichtig sie uns auch geworden sein mögen. Das gilt besonders heute – wenn auch für mich nicht mehr in der Schule – sondern in freier Diskussion. Darf man das? Wieviel Zeit und Kraft wurden schon verschwendet mit Problemen wie z. B. Schöpfungsgeschichte, Jungfrauen-Geburt, Bethlehem oder Nazareth als Geburtsort, Dreieinigkeit, wahrer Mensch und wahrer Gott = Jesus, das „Opferlamm“ Gottes. Würde Jesus heute diese Glaubenssätze (Dogmen!) von uns verlangen? Im Mittelpunkt

seines Evangeliums stand nichts anderes als Gottes bedingungslose Liebe, von ihm selbst im Gleichnis vom verlorenen Sohn (Lukas 15, 11ff.) unmissverständlich dargestellt. Denn welche Bedingungen musste der zurückkehrende Sohn erfüllen, bevor ihn der Vater wieder aufnahm? Keine! Der Vater kam ihm sogar entgegen, umarmte ihn so, wie er in seiner Verkommenheit vor ihm erschien, und bereitete ihm ein großes Fest. Nur der daheim gebliebene „brave“ Bruder nörgelte herum, eine Warnung an uns Kirchenchristen! – Meines Erachtens sollte alles gemieden werden, was geeignet ist, diese bedingungslose, umfassende Gottesliebe zu verdunkeln.

Sie „nichtreligiös“ zu interpretieren, lässt sich vielleicht verdeutlichen an dem Bibelwort aus Matthäus 6, 33: „Trachtet am ersten nach dem Reich Gottes...“ Was heißt in diesem Sinne Reich Gottes? Für Paul Both - und auch für mich eine Zeit lang – war dieser Begriff verbunden mit unserem Einsatz für das Jugendwerk („Reich-Gottes-Arbeit“!). Heute hat sich mir dieses Wort geweitet nach Römer 14, 17: „... das Reich Gottes ist [...] Gerechtigkeit und Friede und Freude [...]“. Ich würde hinzufügen: Liebe, Vergebung, Zärtlichkeit, Freundlichkeit, Hilfsbereitschaft, Menschlichkeit usw. Dies sind Gedanken, die nicht unseren Köpfen entsprungen, sondern aus der Bibel selbst begründbar sind. Es ist also eine „Veranstaltung“ (eine Lebenswirklichkeit) auf dieser Erde. Wenn nicht da, wird es religiöse, jenseitige (Zukunfts-) Schwärmerei. Ursprünglich war das Wesen dieser Welt wohl doch gut. Mehrmals heißt es im 1. Schöpfungsbericht (1. Mose 1): „... und Gott sah, dass es gut war“. Nur wir Menschen machen das Leben immer wieder zur Hölle. Arbeiten wir mit, dass sie gut – oder wenigstens besser – werde!

Das ist heute mein Glaube! Er ist vor allem geprägt durch eine tiefe Freude an Gott und an dieser seiner Welt – und zugleich durch eine große Dankbarkeit ihm gegenüber, der mir „von Mutterleib und Kindesbeinen an unzählig viel zugut bis hierher hat getan.“ (zitiert aus dem Lied „Nun danket alle Gott ...“, eG 321, Vers 1).

Ich stehe im 90. Lebensjahr. In der Sprache des Sportes ausgedrückt laufe ich also auf der „Zielgeraden“. Meine Lebenserfahrung (in aller Bescheidenheit) und meine Zukunftshoffnung kann ich nicht besser zum Ausdruck bringen, als es Paul Gerhardt (1647) in dem Osterlied „Auf, auf mein Herz mit Freuden...“ getan hat (eG 112, 6):

Ich hang und bleib auch hangen
An Christus als ein Glied;
Wo mein Haupt durch ist gängen,
Da nimmt er mich auch mit.
Er reiet durch den Tod,
Durch Welt, durch Sünd, durch Not,
Er reiet durch die Hll,
Ich bin stets sein Gesell.

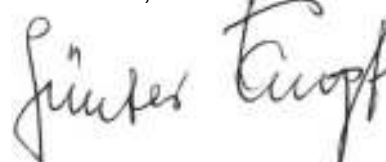
Dank

Noch mehr als am Ende von „... wie es dir selber gefllt“ (Teil I) kann ich hier schreiben: Es „ist ein richtiges Familienunternehmen geworden“. Besonders in den letzten zwei Jahren, in denen mein körperlicher Zustand sich rapide verschlechterte, war ich zunehmend auf Hilfe angewiesen: Mein Kurzzeitgedächtnis wurde katastrophal und mein linkes Auge war durch eine feuchte Macula-Degeneration¹⁴⁷ kaum mehr zu gebrauchen. Lore ermunterte mich auf so mancher Durststrecke zum Durchhalten und gab – noch mehr als in Teil I – dem „Rohdiamanten“ durch ihr Lektorat (ber Tippfehler, Punkt und Komma weit hinaus) einen gewissen Schliff. Werner half mir immer wieder beim Umgang mit dem PC (nicht nur über Telefon – er kam auch oft von Oppenheim „herüber“, z.B. zum Scannen der Fotos. Unter kompetenter Assistenz seiner Frau

Heike führte er die Schluredaktion durch und übernahm die Gestaltung des „ueren“ samt Drucklegung. – Alle drei trugen somit erneut zum Gelingen und zum Abschluss meines „Werkes“ bei.

Darüber hinaus erwies sich als „Feuerwehr“ und wahrer Freund Detlef Michel, der einige hundert Meter von unserem Haus entfernt wohnt: Wenn mein 89jhriger Kopf mit der Computertechnik nicht mehr weiter wusste (und das geschah oft genug!), reichte ein Anruf bei ihm; dann musste ich mich aber sputen, um noch vor ihm an der Haustür zu sein. Ihnen allen gilt also mein ganz besonders herzlicher Dank!

Simmertal, 19. März 2009



Bildnachweis

Alle Bilder vom Autor, außer:

Lore Cordes:

83, 84

Werner Knopf:

59, 63, 70, 86, 87

A. Paul Weber:

16

¹⁴⁷ Bei dieser Erkrankung ist ausgerechnet am Punkt des schärfsten Sehens ein schwarzer Fleck.

Abkürzungen

| | | | |
|-------|--|---------|--|
| Apg | Apostelgeschichte | glb | Gewerbelehrer-Verband |
| ArGe | Arbeitsgemeinschaft | Gestapo | Geheime Staatspolizei |
| Azubi | Auszubildender (Lehrling) | H | Haus Heliand |
| BfA | Bundesversicherungsanstalt für Angestellte (Rentenversicherung) | HB | Heliand Bruderschaft |
| BK | Bekennende Kirche | hlg. | heilig |
| BK | Bibelkreise (für ev..Schüler Höherer Lehranstalten – Jugendorg.. vor 1933) | KL | Kirchenleitung |
| BR | Bruderrat d, EKDt | KP | Kirchenpräsident |
| BRD | Bundesrepublik Deutschland | KPD | Kommunistische Partei Deutschlands |
| BS | Berufsschule, neu: Berufliche Schulen | KV | Kirchenvorstand |
| CDU | Christl. Demokratische Union (Partei) | LT | Lasttransporter (bei uns übliche Bezeichnung unseres Reisemobils) |
| CSU | Christl. Soziale Union (Partei) | MdB | Mitglied des Bundestages |
| DC | Deutsche Christen | MfS | Ministerium für Sicherheit (u. a. Geheime Staatspolizei i. d. DDR) |
| DDR | Deutsche Demokratische Republik | m. E. | meines Erachtens |
| DEK | Deutsche Evangelische Kirche | m. W. | meines Wissens |
| DKP | s. KPD | NATO | Nord-Atlantik-Pakt (engl.: North Atlantik Treaty Organisation) |
| Dt | deutsch | NS | nationalsozialistisch |
| EF | Erstführer „Dienstrang“ von Paul Both in der Heliand- Pfadfinderschaft | ÖKR | Ökumenischer Rat der Kirchen |
| EKD | Evang. Kirche Deutschlands | OKR | Oberkirchenrat |
| EKHN | Evang. Kirche in Hessen und Nassau | PB | Paul Both |
| EKKW | Evang. Kirche in Kurhessen Waldeck | Pg | Parteigenosse |
| FEJ | Freunde Evangelischer Jugendarbeit | RAD | Reichsarbeitsdienst |
| FS | Fernsehen | RAF | Rote Armee Fraktion |
| GEW | Gewerkschaft f. Erziehung und Wissenschaft | RL | Religionslehrer |
| GG | Grundgesetz | RU | Religionsunterricht |
| GK | Günter Knopf | SA | Sturm-Abteilung (NS- Organisation) |
| GKA | Gesamtkirchl. Ausschuss (f. d. Religionsunterricht) | SBZ | Sowjetisch besetzte Zone (später DDR) |
| | | SS | Sturmstaffel (NS- Organisation) |
| | | SU | Sowjetunion |
| | | UdSSR | Union der Sozialistischen Sowjetrepubliken (SU) |